ANATOLE FRANCE

Anatole France

Die rote Lilie

Roman

Property of
Wm. B. CULLMANN.

1919
Musarion Verlag München

Alle Rechte vorbehalten

Deutſch von F. Gräfin zu Reventlow
Umſchlagzeichnung von Paul Huldſchinsky

Made in Germany

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

PQ
2454
R6715
1919

I

Sie ließ ihren Blick noch einmal prüfend durch den Salon ſchweifen. Die Lehnſtühle waren vor dem Kamin zu einer Gruppe arrangiert, und der gedeckte Teetiſch leuchtete aus der Dämmerung hervor. Die chineſiſchen Vaſen waren mit mächtigen, mattgetönten Blumenbüſchen gefüllt. Sie ſenkte ihre Hand in die blühenden Zweige, ſo daß die ſilberglänzenden Blumenglocken ſich leiſe berührten.

Dann betrachtete ſie ſich ernſt und nachdenklich im Spiegel und blickte ſeitwärts gewandt über die Schulter weg, um die feinen Linien ihrer Geſtalt zu verfolgen, wie ſie ſich unter der ſchwarzen Atlastaille abzeichneten, in deren leichtem, loſe flatterndem Beſatz dunkelleuchtende Perlen zitterten. Nun trat ſie noch dichter heran, — es intereſſierte ſie lebhaft, wie ihr Geſicht heute ausſah. Der Spiegel warf ihr ihren eignen ruhigen Blick zurück, ganz ſo, als ob jene ſympathiſche junge Frau, deren Züge ſie da mit Wohlgefallen ſtudierte, ihr Leben ohne heiße Freude und ohne tiefen Schmerz dahinlebte.

Leer und ſchweigſam lag der große Salon da. Die Gobelins mit ihren gedämpften Farben und ſchattenhaften Geſtalten, die ſich in unnütz ſchmachtenden, antiken Stellungen

bewegten, die Terrakotta-Statuen auf kleinen, ſäulenförmigen Sockeln, die Nippfiguren von ſächſiſchem Porzellan und die Malereien aus Sèvres, die in den Glasſchränken aufgehäuft waren, — alles das ſchien von längſt entſchwundenen Zeiten zu reden. Auf einem reich in Bronze gearbeiteten Poſtament ſtand die Marmorbüſte irgendeiner Prinzeſſin des Königlichen Hauſes, die als Diana dargeſtellt war. Das Geſicht war welk und unſchön, während die Bruſt ſich kühn aus den verquälten Draperien hervorhob. Der Plafond war mit einer nächtlichen Szenerie bemalt, die von Amoretten bevölkert und mit Blumen überſät war. Das Ganze ſah ſo gelangweilt und ſchläfrig aus. Nichts regte ſich, man hörte nur das Feuer im Kamin kniſtern und das leiſe Raſcheln der Perlen in der leichten Gaze.

Sie trat jetzt vom Spiegel weg, ſchob die Gardine etwas zurück und blickte zum Fenſter hinaus. Es war ein trüber Tag; hinter den ſchwarzen Bäumen des Kai ſah man die Seine ihre gelblichen Fluten dahinwälzen.

Jetzt kam ein Dampfboot vorüber; in großem Bogen fuhr es von der Pont d'Alma ab, um eine Anzahl ärmlich gekleideter Paſſagiere nach Grenelle und Billancourt zu befördern. Sie folgte ihm eine Zeitlang mit dem Blicke, während es in dem trüben Strome dahinglitt, dann ließ ſie den Vorhang wieder fallen, ſetzte ſich auf ihren Lieblingsplatz in der Sofaecke, gerade unter den Blumenbüſchen, und nahm ein Buch zur Hand, das auf dem Tiſch lag. Auf dem ſtrohgelben Einband ſtand in goldenen Lettern der Titel: Die blonde Iſolde von Vivian Bell. Es war eine franzöſiſche

Gedichtſammlung, die von einer Engländerin verfaßt und in London gedruckt war. Sie ſchlug das Buch auf und ſtieß zufällig auf die Verſe:

„Und wenn die Glocke wie der Beter auf dem Knie
Zum offenen Himmel ruft: ich grüße Dich, Marie!"
Dann geht Madonna durch die Apfelbäume
Und ſieht des Herren Boten durch die Räume
Ihr eine rote Lilie reichen, ſo von Duft,
Daß, wer ſie atmet, nach dem Tode ruft.

Im abendmilden Garten die Maria ſpürt,
Wie ſich die Seele ſchauernd auf den Lippen rührt,
Und meint, ſie ſieht ihr Leben wie ein Bächlein rinnen
In lichtem Strahl aus ihrer weißen Bruſt tief innen."

Während ſie zerſtreut und gleichgültig dieſe Worte las und dabei auf ihre Gäſte wartete, beſchäftigten ihre Gedanken ſich mehr mit der Dichterin wie mit dem Gedicht. — Dieſe Miß Bell war vielleicht ihre beſte Freundin, und doch ſahen ſie ſich faſt nie. Sie dachte daran, wie Miß Bell ſie jedesmal, wenn ſie ſich getroffen, „Darling" genannt, in die Arme geſchloſſen und ungeſtüm auf die Wangen geküßt hatte, wobei ſie in einem fort plauderte. Sie war ſehr häßlich und dabei doch ſo anziehend, ein Weſen von ſeltner geiſtiger Bedeutung, obgleich ſie ſich manchmal beinah lächerlich machte. Während ſie in England als große Dichterin gefeiert wurde, lebte ſie ganz ruhig in Fieſole und ging ganz in Äſthetik und Philoſophie auf. Wie Vernon Lee und Mary Robinſon hatte ſie ſich für toskaniſches Leben und tos-

kaniſche Kunſt begeiſtert und ließ ſogar ihren Triſtan, der Burne Jones zu einigen träumeriſchen Aquarellen begeiſtert hatte, unvollendet liegen, um italieniſche Ideen in franzöſiſcher und provenzaliſcher Sprache zu beſingen. Sie hatte ihrem „Darling" „Die blonde Iſolde" geſchickt und ſie gleichzeitig eingeladen, ein paar Wochen bei ihr in Fieſole zuzubringen. „Kommen Sie, Sie werden die ſchönſten Sachen von der Welt zu ſehen bekommen, und Sie werden alles das mit Ihrer eignen Schönheit in den Schatten ſtellen," hieß es in dem Brief.

Und „Darling" war ſich ganz klar darüber, daß ſie nicht hingehen würde; ſie konnte ſich eben in Paris nicht frei machen. Aber der Gedanke, Miß Bell einmal wiederzuſehen, reizte ſie dennoch. Während ſie weiter in dem Buche blätterte, ſtieß ſie auf die Worte: „Liebe und Grazie ſind eins," und etwas ironiſch, aber ohne alle Bosheit, dachte ſie, ob wohl Miß Bell ſelbſt geliebt hatte, und wie die Helden ihrer Liebesgeſchichten ſein mochten. Die Dichterin hatte dort in Fieſole eine Art Cicisbeo, einen gewiſſen Fürſten Albertinelli. Er war ein ſchöner Mann, aber doch eigentlich zu gewöhnlich und zu wenig geiſtreich, um der Auserwählte dieſer äſthetiſchen Frauenſeele zu ſein, die die Liebe als etwas Myſtiſches, wie eine Art von Offenbarung auffaßte.

„Guten Tag, Thereſe, ach, ich bin halbtot."

Es war die Prinzeſſin Seniavine, eine ſchlanke, geſchmeidige Erſcheinung, deren dunkle Hautfarbe gut zu ihrem Pelzwerk ſtimmte. Mit einer ungeſtümen Bewegung nahm ſie Platz. Ihre Stimme klang rauh, aber zugleich lag etwas

Koſendes darin, wie eine Männerſtimme mit einem Anflug von Vogelgezwitſcher.

„Heute vormittag bin ich mit dem General Larivière zu Fuß durch das ganze Bois gegangen. Ich traf ihn in der Allee des Potins und habe ihn bis zur Pont des Auguſtins mitgeſchleppt. Er beſtand darauf, mir dort beim Waldhüter eine dreſſierte Elſter zu kaufen, die mit einem kleinen Gewehr Kunſtſtücke macht. Ich bin wirklich ganz kaputt jetzt."

„Warum haben Sie ihn denn ſo weit mitgeſchleppt?"

„Weil er Gicht in der großen Zehe hat."

Thereſe zuckte lächelnd die Achſeln: „Sie gehen zu verſchwenderiſch mit ihrer Bosheit um. Sie ſind ein ganz frivoles Geſchöpf."

„Ja, was wollen Sie denn? Soll ich etwa mit meiner Bosheit oder mit meiner Liebenswürdigkeit ſparen, wenn es ſich um eine geſicherte Lebensſtellung handelt." — Dabei trank ſie ein Glas Tokayer.

Nunmehr erſchien der General Larivière. Mit ſchweren Schritten nahte er ſich, und man hörte ſeinen keuchenden Atem ſchon ehe er ins Zimmer trat. Er küßte beiden Damen die Hand und nahm dann zwiſchen ihnen Platz. Ein eigenſinniger, ſelbſtzufriedener Ausdruck lag auf ſeinem Geſicht. Er lachte und zwinkerte mit den Augenlidern, wobei die Schläfen ſich in lauter kleine Falten legten.

„Wie geht es Monſieur Martin Bellème? Immer beſchäftigt?"

Thereſe glaubte, er ſei in einer Kammerſitzung und hielte Reden. Die Prinzeſſin Seniavine aß Kaviarbrötchen und

fragte, warum ſie geſtern nicht bei Mme. Meillan geweſen ſei. Man hatte Theater geſpielt.

„Ja, ich weiß, ein ſkandinaviſches Stück. Taugte es was?“

„O ja — ich weiß eigentlich nicht. Ich ſaß in dem kleinen grünen Salon, gerade unter dem Bild des Herzogs von Orleans. Dann kam Monſieur Le Ménil und erwies mir einen jener kleinen Freundſchaftsdienſte, die man nie wieder vergißt. Er rettete mich nämlich von Monſieur Garrain.“

Bei dieſem Namen ſpitzte der General die Ohren. Er war ein großer Streber und pflegte alle irgend nützlichen Winke in ſeinem dicken Kopf aufzuſpeichern.

„Garrain,“ fragte er, „iſt das nicht der Miniſter, der das Kabinett mit gebildet hat, als die Orleans vertrieben waren?“

„Derſelbe. Er ſchien außerordentliches Wohlgefallen an mir zu finden. Er ſprach von ſeinem Liebesbedürfnis und warf mir erſchreckend zärtliche Blicke zu. Dann und wann ſah er mit einem tiefen Seufzer das Bild des Herzogs von Orleans an. Monſieur Garrain, ſagte ich ſchließlich, ich bin keine Orleaniſtin, Sie verwechſeln mich mit meiner Schwägerin. — In dieſem Moment erſchien Monſieur le Ménil, um mich zum Büfett zu führen. Er machte mir gewaltige Komplimente, und zwar — über meine Pferde. Dann ſprach er davon, wie ſchön der Wald im Winter ſei und erzählte mir von Wölfen und kleinen Wölfchen. Es war wirklich ganz erfriſchend.“

Der General, der keine jungen Leute ausſtehen konnte, erzählte, daß er Le Ménil geſtern abend im Bois auf Leben und Tod habe reiten ſehen und erklärte, die älteren Herren ſeien die einzigen, die noch die guten Traditionen aufrechterhielten. Die jungen Leute von heutzutage ritten ja wie Jockeys. Beim Fechten ſei es genau ebenſo, ſetzte er hinzu, „zu meiner Zeit —"

Die Prinzeſſin Seniavine fiel ihm plötzlich ins Wort. „General, ſehen Sie doch nur, wie hübſch Madame Martin ausſieht. Sie iſt ja immer reizend, aber gerade in dieſem Moment iſt ſie reizender wie je. Sie langweilt ſich nämlich, und nichts auf der Welt kleidet ſie beſſer wie Langeweile. Wir beiden haben ſie vom erſten Augenblick an gelangweilt. Sehen Sie ſie nur an, wie ſie mit umwölkter Stirn und ſchmerzhaft verzogenem Mund in die Ferne ſtarrt. Das reine Opferlamm!"

Sie ſprang auf, ſchloß Thereſe ungeſtüm in die Arme und ſtürzte dann davon. Der General war ganz verblüfft.

Madame Martin Bellème bat ihn, nicht auf das tolle Zeug zu hören, was ſie da geſchwatzt hatte.

Er erholte ſich wieder und fragte dann: „Und was machen Ihre Dichter, Madame?"

Er konnte es Madame Martin eigentlich nicht verzeihen, daß ſie mit all dieſen Leuten verkehrte, die nichts weiter taten wie ſchreiben und ſonſt keine Stellung in der Welt einnahmen.

„Nun ja, Ihre Dichter. Was iſt aus jenem Monſieur

Choulette geworden, der Ihnen mit einem roten Schal um den Hals ſeinen Beſuch machte?"

„Ach, meine Dichter haben mich vergeſſen und ſind mir untreu geworden. Man kann wirklich auf keinen Menſchen rechnen, — weder auf Menſchen, noch auf ſonſt etwas, es hält alles nicht ſtand. Das Leben iſt eine fortlaufende Kette von Treuloſigkeiten. Die arme Miß Bell iſt noch die einzige, die mich nicht vergißt. Sie hat mir von Florenz aus geſchrieben und ihr Buch geſchickt."

„Miß Bell? War das nicht die junge Dame mit den krauſen, blonden Haaren, die beinah ausſieht wie ein kleiner Pintſcher?"

Er rechnete nach und kam zu dem Schluß, daß ſie jetzt jedenfalls ſchon dreißig ſein müſſe.

Jetzt trat eine alte Dame ein, die ihre Krone von weißem Haar mit beſcheidener Würde zu tragen wußte, und gleich darauf ein lebhafter kleiner Herr mit klugen Augen, — es waren Madame Marmet und Monſieur Paul Vence. Dann erſchien Monſieur Daniel Salomon, die ausſchlaggebende Autorität in allem, was Eleganz betraf. Er ſah ſehr feierlich aus und trug eine Monokel im Auge. Der General machte ſich ſchleunigſt aus dem Staube.

Man ſprach von dem neueſten Roman, der dieſe Woche erſchienen war. Madame Marmet hatte den Autor verſchiedentlich bei Diners getroffen. Es ſollte ein liebenswürdiger junger Menſch ſein. Paul Vence fand das Buch langweilig.

„O," ſeufzte Madame Martin, „Bücher ſind immer langweilig, und die Autoren ſind noch viel langweiliger wie ihre Bücher. Und noch dazu viel anſpruchsvoller."

Madame Marmet erzählte, ihr Mann, der ſich ſehr für Literatur intereſſierte, habe bis zu ſeinem Ende den Naturalismus verabſcheut. Er war Mitglied des archäologiſchen Inſtituts geweſen, und ſie ſpielte in den Salons mit Vorliebe die Witwe des berühmten Mannes. Aber die alte Dame in ihrem ſchwarzen Kleid und mit ihren ſchönen weißen Haaren war trotzdem immer liebenswürdig und beſcheiden.

Madame Martin wandte ſich jetzt an Salomon und ſagte, ſie möchte ihn wegen einer Porzellangruppe um Rat fragen. „Es iſt ein St. Cloud, Sie ſollen mir ſagen, ob ſie Ihnen gefällt. Vence, Sie müſſen mir ebenfalls mit Ihrem Rat beiſtehen, vorausgeſetzt, daß Sie nicht über ſolche Kleinigkeiten erhaben ſind."

Monſieur Daniel Salomon blickte Paul Vence durch ſein Monokel gereizt und hochmütig an.

Der junge Mann ſah ſich währenddem im Salon um: „Sie haben ſehr ſchöne Sachen, Madame, — das will noch nicht viel ſagen. Aber Sie haben n u r ſchöne Sachen, und Sie paſſen ausgezeichnet in dieſe Umgebung."

Sie konnte nicht verbergen, daß es ihr Freude machte, ihn ſo ſprechen zu hören. Von allen, die bei ihr verkehrten, war Paul Vence ihrer Anſicht nach der einzige wirklich intelligente Menſch. Sie hatte ſchon immer viel auf ihn gehalten, noch ehe er durch ſeine Bücher berühmt geworden

war. Vence ging nicht viel in Geſellſchaft, denn er war kränklich und melancholiſch und arbeitete unausgeſetzt. Er war ein kleiner, galliger Menſch und nichts weniger wie liebenswürdig. Trotzdem hatte ſie ihn in ihren Kreis gezogen. Die tiefe Ironie und der wilde Stolz, der ihm eigen war, machte ihn ihr ſympathiſch, und ſie dachte ſehr hoch von ſeinem in der Einſamkeit herangereiften Talent. Sie hatte übrigens auch allen Grund, ihn als ausgezeichneten Schriftſteller zu bewundern, er hatte auf ſeinen Roman eine Reihe von wertvollen Abhandlungen über Kunſt und Sittengeſchichte geſchrieben.

Der Salon füllte ſich immer mehr. In der glänzenden Verſammlung, die da im Kreiſe vor dem Kamin Platz genommen hatte, ſaß jetzt auch Madame de Breſſon, von der man ſich die haarſträubendſten Geſchichten erzählte. Sie hatte ſich immer noch ihre Kinderaugen und ihr jungfräuliches Geſicht bewahrt, trotzdem ſie zwanzig Jahre lang ein Leben voll ſchlecht vertuſchter Skandale geführt hatte. Dann war da die alte Madame de Marlaine, mit der grotesken Figur und der durchdringenden Stimme. Sie ſagte die geiſtreichſten Sachen und gebärdete ſich dabei, als ob ſie ſchwimmen wollte. Ferner Madame Raymond, deren Mann der Akademie angehörte, Madame Garrain, die Frau des einſtigen Miniſters, und noch drei andere Damen. Vor dem Kamin ſtand Monſieur Berthier d'Eyzelles, Redakteur des Journal des Débats und außerdem Deputierter. Er ſtreichelte ſeinen weißen Backenbart und blähte ſich förmlich auf, als Madame de Marlaine ihm zurief: „Ihr Artikel heute über Bimetallis-

mus iſt ein Kleinod, eine Perle. Beſonders der Schluß — einfach berauſchend.“

Im Hintergrund des Salons ſtanden die jungen Herren vom Klub und tuſchelten mit wichtiger Miene untereinander. Daniel Salomon trat zu ihnen und flüſterte ihnen mit ſeiner keuſchen Stimme intime Skandalgeſchichten ins Ohr.

Bei jeder ſenſationellen Enthüllung über Madame Raymond, über Madame Berthier d'Eyzelles oder die Prinzeſſin Seniavine fügte er nachläſſig hinzu: „Aber das iſt allgemein bekannt.“

Allmählich verlief der Schwarm der Gäſte ſich wieder. Nur Madame Marmet und Paul Vence blieben noch. Er näherte ſich der Komteſſe Martin und fragte: „Wann ſoll ich Ihnen meinen Freund Dechartre vorſtellen?“

Es war ſchon das zweitemal, daß er davon ſprach. Sie war nicht ſehr dafür, neue Geſichter um ſich zu ſehen. Aber ſie antwortete ganz unbefangen: „Ihren Bildhauer? Wann Sie wollen. Ich habe in den Champs Elyſées ſehr gute Medaillons von ihm geſehen. Aber er produziert ſehr wenig. Er iſt Dilettant, nicht wahr?“

„Er iſt ein ſehr feinempfindender Menſch. Er braucht nicht für ſeinen Unterhalt zu arbeiten und geſtaltet ſeine Figuren mit einer Art verliebter Langſamkeit. Aber Sie müſſen das nicht verkehrt auffaſſen, Madame, — er iſt ſehr gebildet und hat viel Empfindung. Wenn er nicht ſo einſam lebte, wäre er gewiß ein berühmter Künſtler geworden. — Ich kenne ihn von Kindheit an. Die Leute halten ihn ge-

wöhnlich für melancholiſch und unliebenswürdig, aber in Wirklichkeit iſt er ein leidenſchaftlicher und ſehr ſchüchterner Menſch. Das, was ihm fehlt und was ihn immer hindern wird, das höchſte in ſeiner Kunſt zu leiſten, iſt die Klarheit über ſich ſelbſt. Er zergrübelt und zerquält ſich; daran gehen ſeine beſten Ideen zugrunde. Nach meinem Gefühl iſt er weniger zum Bildhauer geſchaffen, wie zum Dichter und Philoſophen. Er hat ein umfaſſendes Wiſſen, und Sie werden ſich über den Reichtum ſeines inneren Lebens wundern."

Madame Marmet ſtimmte ihm wohlwollend bei. Die alte Dame war ſehr beliebt in der Geſellſchaft, weil ſie ſich überall wohlzufühlen ſchien. Sie ſprach wenig und hörte gern zu. Immer bereit, anderen einen Dienſt zu leiſten, wußte ſie ihrer Gefälligkeit einen noch höheren Wert zu verleihen, indem ſie ſie etwas zögernd gewährte. Es wäre ſchwer zu ſagen geweſen, ob ſie wirklich eine beſondere Vorliebe für Madame Martin hatte, oder ob ſie in jedem Hauſe, wo ſie verkehrte, ſo tat, als ob ſie ſich gerade hier am wohlſten fühle — ſo zufrieden und behaglich, wie eine alte Großmutter wärmte ſie ſich an dem ſtilvollen Kamin à la Louis XIV., der vorzüglich zu der Erſcheinung der ſtillen alten Dame paßte.

Ihr fehlte jetzt nichts zu ihrem Glück wie ihr Bologneſerhündchen.

„Wie geht es denn Toby?" fragte Madame Martin. „Kennen Sie Toby, Monſieur Vence? Er hat ſo lange ſeidenweiche Haare und ein entzückendes ſchwarzes Schnäuzchen."

Madame Marmet ſchwelgte förmlich in den Komplimenten, die ihr über Toby gemacht wurden, als wieder jemand eintrat. Es war ein älterer Herr mit roſigem Geſicht und lockigem, blondem Haar. Er war ſehr kurzſichtig, ſtieß gegen alle Möbel an, verbeugte ſich vor den leeren Stühlen und rannte faſt in den Spiegel hinein. Madame Marmet blickte ihn ganz entrüſtet an, wie er mit ſeiner krummen Naſe auf ſie zu kam.

Es war Monſieur Schmoll, ein Mitglied des archäologiſchen Inſtituts. Er lächelte, ſchnitt Grimaſſen und ſagte der Gräfin Martin mit ſeiner rauhen, fetten Judenſtimme die ſchwungvollſten Komplimente. Dabei ſprach er langſam und ſchleppend, der große Philologe redete alle Sprachen, nur nicht die franzöſiſche. Und Madame Martin amüſierte ſich über ſeine ſchwerfälligen Galanterien. Monſieur Schmoll war geiſtreich und ein großer Feinſchmecker in bezug auf Frauen und Dichter.

Madame Marmet tat, als ob ſie ihn nicht kenne und verabſchiedete ſich, ohne ſeinen Gruß zu erwidern.

Als Monſieur Schmoll mit ſeiner Begrüßungsrede zu Ende war, ſetzte er eine klägliche Miene auf und erging ſich in bitteren Klagen über ſein Schickſal: Man hatte ihn nicht genug ausgezeichnet, ſein Amt brachte ſo wenig ein. Der Staat tat nichts für ihn, und er hatte doch für ſeine Frau und ſeine fünf Töchter zu ſorgen. Er beklagte ſich mit einer gewiſſen Grandezza, es lag etwas von altteſtamentariſchem Geiſte darin.

Unglücklicherweiſe examinierte er mit ſeinen goldbebrillten Augen die Bücher, die auf dem Tiſch herumlagen und entdeckte die Gedichte von Vivian Bell.

„Ah, die blonde Iſolde," rief er in bitterem Ton, „das Buch leſen Sie auch, Madame? Nun, ich will Ihnen etwas ſagen: Miß Vivian Bell hat mir eine Inſchrift geſtohlen und nicht nur das, ſie hat ſie auch noch verändert und einen Vers daraus gemacht. Sie finden ihn auf Seite 109:

„Weine nicht, die meine Geliebte war.
Was nicht mehr iſt, war niemals wahr.
Laß rinnen die Schmerzen, die meinen.
Schatten darf Schatten beweinen."

Verſtehen Sie, Madame: „Schatten darf Schatten beweinen." Dieſe Zeile iſt wörtlich aus einer Grabſchrift genommen, die zuerſt von mir überſetzt und erklärt worden iſt. Voriges Jahr bei einem Diner in Ihrem Hauſe ſaß ich neben Miß Bill. Bei dieſer Gelegenheit habe ich ihr den Satz zitiert, und er gefiel ihr. Auf ihre Bitte habe ich am folgenden Tage die ganze Inſchrift ins Franzöſiſche überſetzt und ihr zugeſchickt. Und nun finde ich ſie verſtümmelt und entſtellt in dieſer Gedichtſammlung wieder unter dem Titel: ‚Die heilige Straße.' — Die heilige Straße, das bin ich in dieſem Fall."

Und in ſeiner grotesken Entrüſtung wiederholte er noch einmal: „Die heilige Straße, ja, das bin ich."

Es ärgerte ihn, daß die Verfaſſerin nicht wenigſtens ſeinen Namen bei Bearbeitung der Inſchrift genannt hatte. Sein Name hätte in der Überſchrift und womöglich auch

noch in den Verſen ſtehen ſollen. Schmoll wollte ſeinen Namen überall ſehen. Er hatte eine ganze Taſche voll von Zeitungen, in denen er beſtändig ſuchte, ob etwas von ihm drinſtände. —

Aber er hatte deshalb doch keinen Groll auf Miß Bell, er trug es ihr nicht nach. Er gab ſogar ganz freundlich zu, daß ſie eine hervorragende Perſönlichkeit ſei, eine Dichterin, auf die England ſtolz ſein könne.

Als er fort war, wandte Madame Martin ſich ganz unbefangen an Paul Vence und fragte, ob er wüßte, warum die gute Madame Marmet, die ſonſt ſo menſchenfreundlich war, Monſieur Schmoll ſo ſtumm und wütend angeblickt habe. Er war ganz überraſcht, daß ſie das nicht wußte.

„Mein Gott, ſolche Sachen weiß ich nie."

„Aber der berühmte Streit zwiſchen Joſeph Schmoll und Louis Marmet hat doch eine Zeitlang die ganze Akademie in Aufruhr verſetzt. Ganz erloſchen iſt er erſt nach dem Tode Marmets. Sein unverſöhnlicher Kollege hat erſt am Grabe aufgehört, ihn zu verfolgen. Ich erinnere mich noch ſehr gut an jenes Begräbnis. Es war gerade Tauwetter, und zugleich ſchneite es heftig. Wir waren alle bis auf die Knochen durchweicht und durchfroren. Und in dem ſtürmiſchen, nebligen und ſchmutzigen Wetter ſtand Schmoll am Rande des Grabes und verlas unter ſeinem Regenſchirm eine Rede voll jovialer Grauſamkeit und herablaſſendem Triumph. Nachher fuhr er gleich in ſeinem Trauerwagen hin, um ſie an die Zeitungen zu bringen. Irgendein ungeſchickter Freund des Hauſes brachte ſie der guten Madame Marmet. Sie fiel in Ohnmacht, nach-

dem ſie ſie geleſen hatte. Haben Sie niemals von dieſem blutigen Gelehrtenſtreit gehört?"

„Es drehte ſich um die etruskiſche Sprache, die Marmet zu ſeinem Hauptſtudium gemacht hatte. Man nannte ihn deshalb ſogar ‚Marmet, den Etrusker.' Weder er noch ſonſt jemand hat auch nur ein einziges Wort von dieſer alten, ſpurlos verloren gegangenen Sprache gekannt. Und Schmoll pflegte ihm immer wieder zu ſagen: ‚Sie wiſſen ſelbſt, mein lieber Kollege, daß Sie nicht etruskiſch verſtehen, und in dieſer Erkenntnis liegt Ihr Wert als aufrichtiger Gelehrter und geſcheiter Kopf.'"

„Dieſe grauſame Anerkennung verletzte Marmet aufs tiefſte, und er kaprizierte ſich nun erſt recht darauf, etruskiſch zu verſtehen. Er ſchrieb einen Aufſatz darüber, was für eine Rolle die Flexionen in dem alttoskaniſchen Idiom ſpielen."

Madame Martin fragte, was das ſei: Flexionen?

„O Madame, wenn ich Ihnen das erſt erklären ſoll, verwickeln wir uns vollſtändig — beſchränken wir uns alſo lieber auf die Tatſachen. Marmet hatte in ſeinem Aufſatz eine Menge lateiniſcher Zitate angeführt und dabei beſtändig falſch zitiert. Nun iſt aber Schmoll ein Lateiner erſten Ranges und nächſt Mommſen der erſte Epigraph der Welt. Er hielt ſeinem jungen Kollegen (Marmet war noch nicht fünfzig) vor, daß er die etruskiſche Sprache zu gut, die lateiniſche aber nicht genug verſtände. Und von da an hatte Marmet keine ruhige Stunde mehr. Bei jeder Sitzung perſiflierte Schmoll ihn mit wahrhaft ſataniſcher Freude

und machte ihn in einer Weiſe lächerlich, daß er bei all ſeiner Sanftmut doch ſchließlich erbittert wurde.

Aber Schmoll iſt im Grunde nicht rachſüchtig; es iſt das eine ſpezifiſche Eigenſchaft ſeiner Raſſe. Er iſt imſtande jemand zu verfolgen, ohne ihn darum zu haſſen. Als er eines Tages mit Renau und d'Oppert die Treppe des Inſtituts hinaufſtieg, begegnete er Marmet und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Marmet wollte ihm die ſeine nicht geben und ſagte: ‚Ich kenne Sie nicht.' — ‚Halten Sie mich vielleicht für eine lateiniſche Inſchrift?' entgegnete Schmoll. — Dieſer Ausſpruch hat mit dazu beigetragen, Marmet ins Grab zu bringen.

Nach alledem können Sie ſich denken, daß ſeine Witwe, die mit ſolcher Pietät an dem Verſtorbenen hängt, ſeinen Feind mit Schrecken und Abſcheu betrachtet."

„Gott, und ich habe ſie zuſammen zum Diner eingeladen und ſie ſogar nebeneinander bei Tiſch ſitzen laſſen."

„Das war gerade nicht unmoraliſch, Madame, aber grauſam."

„Lieber Vence, ich fürchte, Sie werden chokiert ſein, aber wenn ich mich für eins von beiden entſcheiden ſollte, ſo will ich lieber eine unmoraliſche Handlung begehen, wie eine Grauſamkeit —"

In dieſem Augenblick trat ein hochgewachſener junger Mann mit gebräuntem Geſicht und mächtigem Schnurrbart in den Salon. Es lag etwas Ungeſtümes und zugleich Geſchmeidiges in der Art wie er ſich verbeugte.

„Ich glaube, die Herren kennen ſich ſchon."

Ja, ſie kannten ſich. Sie hatten ſich ſchon ein paarmal bei Madame Martin getroffen und ſahen ſich dann und wann auf dem Fechtboden, wo Le Ménil ein häufiger Gaſt war. Geſtern noch waren ſie zuſammen bei Madame Meillan geweſen.

„Bei Madame Meillan iſt es gewöhnlich ſehr langweilig," meinte Vence.

„Und doch verkehrt die ganze Akademie bei ihr," erwiderte Le Ménil. „Ich will damit nicht ſagen, daß ich den Wert dieſer Herren überſchätze, aber immerhin iſt es doch eine Art Elite."

Madame Martin lächelte.

„O, wir haben ſchon gehört, daß Sie ſich bei Mme. Meillan weniger mit den Herren der Akademie, wie mit den Damen beſchäftigen. Sie haben die Prinzeſſin Seniavine zum Büfett geführt und ihr von Wölfen erzählt."

„Was, von Wölfen?"

„Von Wölfen, Wölfinnen und kleinen Wölfchen. Und dann haben Sie auch davon geſprochen, wie ſchön der Forſt im Winter iſt mit ſeinen ſchwarzen Bäumen. Wir fanden eigentlich, daß das ein ziemlich wildes Thema iſt, wenn man ſich mit einer ſchönen Frau unterhält."

Paul Vence war aufgeſtanden: „Alſo, wenn Sie geſtatten, Madame, werde ich Ihnen meinen Freund Dechartre vorſtellen. Er möchte Sie ſo gern kennenlernen, und ich glaube, er wird Ihnen ſympathiſch ſein. Er iſt wirklich ein geiſtvoller Menſch und führt ein reges, inneres Leben."

„O, ſoviel verlange ich gar nicht," fiel Madame Martin

ihm ins Wort. „Menſchen, die etwas Eigenart beſitzen und ſich ſo geben wie ſie ſind, haben mich noch nie gelangweilt, im Gegenteil.“

Vence verabſchiedete ſich, und Le Ménil wartete bis ſeine Schritte im Vorzimmer verhallt und die Türen wieder zugefallen waren. Dann näherte er ſich Madame Martin: „Morgen um drei Uhr in unſerem „Home“, ja?“

„Du liebſt mich alſo immer noch?“

Er bat ſie, doch ſchnell zu antworten, da ſie jetzt gerade allein ſeien, aber ſie meinte halb trotzig, es ſei ſchon ſpät, jetzt würde kein Beſuch mehr kommen, höchſtens ihr Mann.

Er bat noch einmal, und nun ließ ſie ihn auch nicht länger warten, ſondern ſagte: „Ich habe morgen den ganzen Tag zur Verfügung. Erwarte mich Rue Spontini um drei Uhr, und nachher können wir etwas ſpazieren gehen.“

Er dankte ihr mit einem Blick, dann nahm er ſeinen gewohnten Platz ihr gegenüber am Kamin ein und fragte, wer denn dieſer Dechartre ſei, den ſie bei ſich einführen laſſen wollte.

„Ich laſſe ihn nicht bei mir einführen. Vence beſteht darauf, ihn herzubringen. Es iſt ein Bildhauer.“

Le Ménil war unzufrieden, daß ſie immer nach neuen Bekanntſchaften verlangte. „Und ein Bildhauer. Dieſe Art Leute ſind faſt immer roh und ungebildet.“

„O, dieſer arbeitet nicht viel. — Aber wenn es dir unlieb iſt, werde ich ihn nicht empfangen.“

„Mir iſt es nur unlieb, wenn andere Leute die Zeit in Anſpruch nehmen, die mir ſonſt gehört.“

„Nun, mein Lieber, du kannſt dich eigentlich nicht darüber beklagen, daß ich zu viel Menſchen ſehe. Geſtern bin ich nicht einmal zu Madame Meillan gegangen.“

„Es iſt auch wirklich beſſer, wenn du dich dort nicht zu oft blicken läßt, es iſt kein Verkehr für dich.“

Dann ſetzte er ihr näher auseinander, wie er das meinte: Faſt alle Damen, die dort verkehrten, hatten ihre Abenteuer gehabt, die jedermann kannte und von denen allgemein geſprochen wurde. Und Madame Meillan begünſtigte derartige Geſchichten. Er wußte verſchiedene Beiſpiele dafür anzuführen.

Sie ſaß in einer anmutig ruhenden Poſe in ihrem Seſſel, während er ſo ſprach, beide Hände auf die Lehnen gelegt und den Kopf leicht zurückgebogen. So blickte ſie auf das verlöſchende Feuer im Kamin, und ihre Gedanken waren weit fort. Ein leichter Anflug von Träumerei lag auf ihrem Geſicht, ſie ſah beinah traurig aus, wie ſie ſo daſaß in ihrer weltverlorenen Stellung und dabei begehrenswerter wie je. Eine Zeitlang blieb ſie völlig regungslos. Dann fragte er, woran ſie dächte. Sie verſuchte ſich dem melancholiſchen Zauber zu entreißen, der ſie beim Anblick der verglimmenden Kohlen gefangen hielt und ſagte: „Laß uns morgen wieder einmal die entlegenen Viertel von Paris aufſuchen, dieſe eigentümliche Gegend, wo man das Leben der armen Leute beobachten kann. Willſt du? Ich habe dieſe alten Straßen der Armut ſo gern.“

Er verſprach ihren Wunſch zu erfüllen, ließ jedoch durchblicken, daß er ihn töricht fand. Dieſe Streifzüge, zu denen

ſie ihn manchmal verleitete, langweilten ihn, und er hielt ſie für gefährlich. Wie leicht konnte man geſehen werden.

„Und gerade, weil es uns bis jetzt gelungen iſt, das Gerede zu vermeiden.“ Sie ſchüttelte den Kopf.

„Glaubſt du denn wirklich, daß man nicht über uns redet? Die Leute reden ja immer, ob ſie etwas wiſſen oder nicht. Man weiß nicht alles, aber man redet über alles.“

Dann ſank ſie wieder in ihre Träumereien zurück; er glaubte, ſie ſei unzufrieden mit irgend etwas, was ſie nicht eingeſtehen wollte, und blickte tief in ihre ſchönen Augen, die mit vagem Blick ins Leere ſtarrten und den Schein des Kaminfeuers wiederſpiegelten. Aber ſie beruhigte ihn wieder: „Ich habe keine Ahnung, ob über mich geredet wird. Und außerdem läßt es mich kalt. Um ein bloßes Nichts mache ich mir keine Sorgen.“

Dann nahm er Abſchied. Er wollte im Klub ſpeiſen. Sein Freund Cammont war auf der Durchreiſe in Paris und erwartete ihn. Sie blickte ihm nach, und ein Ausdruck von ruhiger Sympathie lag in ihren Augen. Und nun ſtarrte ſie wieder in die verglimmende Aſche.

Sie dachte an ihre Kindheit zurück, — ſie ſah das alte Schloß wieder vor ſich, in dem ſie ſo lange melancholiſche Sommertage verlebt hatte, den finſtern, feuchten Park mit den trüben Baſſins und den marmornen Nymphen unter den großen Kaſtanienbäumen. Wie manches Mal hatte ſie dort auf einer Gartenbank geſeſſen und geweint und ſich geſehnt, ſterben zu können. Sie war ſich heute noch nicht klar darüber, warum ſie in ihrer Jugend ſo verzweifelt geweſen war, da-

mals, als das geheimnisvolle Herannahen der Reife und das jähe Erwachen ihrer Phantaſie ſie mit einem ſeltſamen Gemiſch von Unruhe und heißen Wünſchen erfüllte. Als Kind hatte ſie Freude am Leben und zugleich etwas wie Furcht davor empfunden. Und jetzt wußte ſie, daß das Leben nichts Ungewöhnliches mit ſich bringt, daß es gar nicht der Mühe wert war, ſo viel zu hoffen und zu fürchten. Es konnte ja gar nicht anders ſein. Sie hätte es ſich im voraus ſagen können. — — Ich ſah, was für ein Leben meine Mutter führte, dachte ſie weiter. Sie war eine gute, einfache Frau, aber glücklich war ſie nicht. Ich träumte mir ein ganz anderes Schickſal wie das ihre. Und warum? Das Leben, das mich umgab, kam mir ſo leer und inhaltlos vor, und die Zukunft, die ich mir erſehnte, ſchien mir ſo voller Duft und Reiz. Und wie kam das? Was habe ich damals gewollt und vom Leben erwartet? Hatte ich nicht damals ſchon genug davon geſehen, um zu wiſſen, wie troſtlos das alles iſt?

Sie war im Reichtum geboren, in dem übertriebenen Luxus einer reich gewordenen Parvenufamilie. Ihr Vater war ein gewiſſer Monteſſuy, der als kleiner Bankbeamter angefangen und ſich ſpäter zum Direktor zweier großer Kredithäuſer aufgeſchwungen hatte. Dann hatte er das alte hiſtoriſche Schloß Joinville gekauft, es reſtaurieren laſſen und mit verſchwenderiſcher Pracht eingerichtet. Dort war ſie aufgewachſen.

Monteſſuy war ein Mann, der dem Leben alles abzugewinnen ſuchte, was es überhaupt bieten kann. Er war ein ſtarker Charakter und abſoluter Atheiſt und begehrte nur

nach dem, was die Erde an Gütern und Genüſſen zu geben vermag. Er füllte die Galerien und Salons von Joinville mit berühmten Bildern und koſtbaren Kunſtſchätzen aller Art an. Als er ſchon über 50 Jahre alt war, hatte er noch Verhältniſſe mit den ſchönſten Schauſpielerinnen und Damen aus der Geſellſchaft. Er wußte alles, was in ſeinen Bereich kam, mit der ganzen Brutalität ſeines Temperaments und dem ganzen Raffinement ſeines Empfindens zu genießen.

Seine Frau, die ſparſam und einfach veranlagt war, führte währenddem in Joinville ein trauriges Leben, bis ſie eines Tages vor Kummer und Müdigkeit ſtarb. Sie hatte auf der Welt nichts anderes geliebt, wie ihren Mann und den kleinen Salon mit den roten Plüſchmöbeln in der Rue Maubeuge, wo ſie einſt zuſammen gelebt hatten.

Zwiſchen ihr und ihrer Tochter war es niemals zu einem innigen Verhältnis gekommen. Sie fühlte inſtinktiv, daß Thereſe ihr innerlich zu fern ſtand. Sie war zu ſelbſtändig und unternehmend. Bei aller Sanftmut und Güte ihres Weſens hatte ſie die ſtarke Natur der Monteſſuys geerbt, dieſes hitzige Temperament, unter dem ihre Mutter ſo viel gelitten hatte, und das dieſe bei ihrem Mann eher verzeihen konnte wie bei ihrer Tochter.

Monteſſuy ſelbſt dagegen liebte ſein Kind, gerade, weil er ſein eigenes Weſen in ihm wiederfand. Wie alle ſtark ſinnlichen Menſchen, ſo hatte auch er Stunden, wo er hinreißend liebenswürdig ſein konnte. Obgleich er meiſt außer dem Hauſe war, wußte er es doch ſo einzurichten, daß er mit ſeiner Tochter zuſammen frühſtückte, und ging öfters mit ihr

ſpazieren. Er hatte ſehr viel Sinn für Toiletten, ſo entdeckte er auf den erſten Blick jeden Mißgriff in der Kleidung ſeiner Tochter, an dem gewöhnlich die Mutter mit ihrem trüben, unkultivierten Geſchmack ſchuld war und wußte ihn geſchickt zu korrigieren. Er unterrichtete Thereſe und bildete ihren Charakter. Sein Geſchmack und ſein etwas gewalttätiges Weſen feſſelte und amüſierte ſie. Und wiederum wirkte der Unternehmungsgeiſt ſeiner Tochter anregend auf ihn ſelbſt zurück. Er, der immer nach neuen Eroberungen ſtrebte, wußte auch das Herz ſeiner Tochter zu gewinnen. Er machte ſie der Mutter abwendig, und ſie bewunderte und vergötterte ihn.

Wenn ſie jetzt darüber nachdachte, kam es ihr immer noch ſo vor, als ob er der einzige geweſen ſei, der etwas Freude in ihr Leben gebracht hatte, wie ſie noch ein Kind war, und ſie war heute noch überzeugt, daß es auf der ganzen Welt keinen liebenswerteren Mann geben könne wie ihren Vater.

Und wie ſie dann ſelbſt in das Leben trat, hielt ſie es von vornherein ausgeſchloſſen, bei irgendeinem Mann dieſen Reichtum an natürlichen Gaben, dieſe Fülle von Arbeits- und Denkkraft wiederzufinden. Dieſes Gefühl hatte ſie bei der Wahl ihres Gatten und vielleicht auch ſpäter bei der geheimen, freiwilligen Wahl ihres Geliebten beeinflußt.

Eigentlich hatte ſie ſich ihren Mann überhaupt nicht ſelbſt ausgeſucht. Sie hatte ſich dabei von ihrem Vater leiten laſſen. Damals, als er Witwer geworden war, beunruhigte ihn der Gedanke, daß er ſich bei ſeinem tätigen, vielfach in Anſpruch genommenen Leben nicht genug um ſeine Tochter

würde kümmern können, und er hatte die Angelegenheit, wie es ſeine Gewohnheit war, raſch und gut in Ordnung bringen wollen. Er ſah dabei vor allem auf die äußeren Vorteile und auf das, was die geſellſchaftlichen Rückſichten verlangten. Der Graf Martin, deſſen Adel aus der Zeit des Kaiſerreichs datierte, und deſſen Familie auf eine glänzende Vergangenheit zurückblickte, ſchien ihm der geeignetſte Gatte für ſeine Tochter. Daß dieſe Ehe auch ihrem Liebesbedürfnis genügen könne, daran hatte er niemals gedacht. Er ſchmeichelte ſich in dem Gedanken, daß ſie an der Seite dieſes Mannes in der Lage ſein würde, alle die Gelüſte nach Glanz und Luxus befriedigen zu können, die er in ihr groß gezogen hatte. Sie würde mit zu denen gehören, die etwas in der Welt waren und galten und eine materielle Macht auf die Geſellſchaft ausüben konnten. Er ſelbſt hielt alles das für das einzig erſtrebenswerte Ziel im Leben und hatte im übrigen keinen ſehr klaren Begriff davon, was für eine anſtändige Frau das Glück in der Ehe bedeutet. Dabei zweifelte er keinen Augenblick daran, daß ſeine Tochter auf dem rechten Wege bleiben würde. Es war das etwas, worüber er niemals weiter nachgedacht hatte und was ihm ganz ſelbſtverſtändlich vorkam.

Sie lächelte, mit melancholiſcher Ironie, wenn ſie an ſeine kindliche Vertrauensſeligkeit in dieſem Punkte dachte, die doch eigentlich ſo wenig mit ſeiner eigenen Auffaſſung und mit ſeinen Erfahrungen, was Frauen anbetraf, übereinſtimmte. Aber ſie bewunderte ihren Vater nur um ſo mehr, weil er zu klug war, um ſeinen Scharfblick auch auf Dinge zu richten, die ihm überflüſſig und läſtig ſchienen.

Und eigentlich war die Partie, die er für ſie ausgeſucht hatte, auch gar nicht ſo übel, wenn man in Betracht zog, was die Ehe für Menſchen bedeutet, die in jeder Beziehung unabhängig ſind. Ihr Mann war immerhin ebenſoviel wert wie alle andern. Er war ſogar mit der Zeit ganz erträglich geworden. Wie ſie ſo daſaß, bei dem verſchleierten Lampenlicht in die Aſche blickte und an die Vergangenheit dachte, fühlte ſie, daß die Erinnerungen an ihr Zuſammenleben in der Ehe weit hinter allem andern zurücktraten. Es waren nur einzelne, unbedeutende Nebenumſtände, deren ſie ſich mit faſt peinlicher Deutlichkeit zu entſinnen vermochte, einige lächerliche Szenen und ein allgemeines, unbeſtimmtes Gefühl von Langeweile. Nein, es war wirklich nichts von jener kurzen Zeit in ihr zurückgeblieben. Sie konnte ſich nicht einmal mehr erinnern, wie ſie es vor jetzt ungefähr ſechs Jahren angefangen hatte, ihre Freiheit wiederzuerringen. Es war ihr nicht allzuſchwer geworden, dieſem höflichen, aber kalten und egoiſtiſchen Gatten gegenüber. Er war ein trockener Geſchäftsmann und Politiker, ſehr mittelmäßig begabt, aber ſtrebſam und ehrgeizig. An Liebe dachte er nur, wenn ſeine Eitelkeit dabei mit im Spiel war, und ſeine eigene Frau hatte er niemals geliebt. Nach einer offenen Ausſprache hatten ſie dann alle intimen Beziehungen zu einander abgebrochen. Seitdem waren ſie ſich völlig fremd geworden, und jedes war dem andern für ſeine Befreiung dankbar. Sie hätte ſogar eine Art Freundſchaft für ihn empfinden können, wenn er ſie nicht mehrmals in unſchön liſtiger Weiſe dazu bewogen hätte, ihre Unterſchrift herzugeben, wenn er gerade

Geld für irgendeine Unternehmung brauchte, die er übrigens weniger aus Gewinnſucht betrieb, wie um damit zu renommieren. Und ſo war es gekommen, daß dieſer Mann, mit dem ſie ihre Mahlzeiten gemeinſam einnahm, mit dem ſie plauderte, Reiſen machte, und das tägliche Leben teilte, überhaupt keine Rolle mehr in ihrem Leben ſpielte. Zwei Jahre ſpäter hatte Robert Le Ménil mit der ganzen Glut ſeiner Jugend, mit ſeinem einfachen, geraden Charakter um ihre Liebe geworben. Sie ſagte ſich ſelbſt: ich habe mich ihm hingegeben, weil er mich liebte. Und es war auch wirklich ſo geweſen. Sie war ſein geworden, wie ſie ſah, daß er ſie liebte und daß er unter dieſer Liebe litt, und dann hatte ſie auch nicht länger mehr gezögert, ihm anzugehören. Er glaubte, daß es ſie keine Überwindung gekoſtet habe, aber darin irrte er ſich. Es war ihr nicht leicht geworden, den unwiderruflichen Schritt zu tun, ſie empfand ein drückendes, beſchämendes Gefühl darüber, daß plötzlich etwas in ihr Leben eingetreten war, was ſie vor aller Augen verbergen mußte. Sie hatte ja oft genug gehört, wie man über die Frauen ſprach, die einen Liebhaber hatten, und wenn ſie jetzt daran dachte, ſtieg ihr das Blut ſiedendheiß in die Wangen. Aber ſie war zu ſtolz und zu zartfühlend, als daß ſie ſich hätte anmerken laſſen, was es ſie gekoſtet hatte und wollte nichts ſagen, was ihren Freund in höherem Grade hätte verpflichten können, wie ſeine Gefühle es taten. Er ahnte nichts von dieſem moraliſchen Unbehagen, das ſie übrigens nach wenigen Tagen überwunden hatte und das allmählich einer vollkommenen inneren Ruhe wich. Jetzt, nachdem drei Jahre verfloſſen waren, war ſie ſich

bewußt, vollkommen natürlich gehandelt zu haben und ſprach ſich von jeder Schuld frei. Sie hatte niemand Unrecht zugefügt, — warum ſollte ſie alſo bereuen, was ſie getan. Sie war ganz zufrieden. Dieſe Liaiſon war noch das Beſte in ihrem ganzen Leben geweſen. Sie liebte und wurde geliebt. Der Rauſch, von dem ſie geträumt hatte, den hatte ſie allerdings nicht dabei empfunden, aber empfindet man den denn überhaupt jemals? Ihr Freund war ein guter, gerader Menſch; er war in der Geſellſchaft und bei den Frauen ſehr beliebt. Er galt für ſehr eigen und ſpöttiſch, aber ihr gegenüber legte er wirklich warme Empfindungen an den Tag. Die Genüſſe, die ſie ihm durch ihre Liebe gewährte und die Freude, für ihn ſchön zu ſein, feſſelte ſie an ihn. Er machte ihr das Leben nicht zum Paradieſe, aber ſie fand es auf dieſe Weiſe leichter zu ertragen und manchmal ſehr angenehm.

Das, worüber ſie ſich in ihrer Einſamkeit nicht klar geworden war, — trotzdem ſie manchmal ein unbeſtimmtes Mißbehagen, eine grundloſe Traurigkeit empfand, — über ihr innerſtes Weſen, ihr Temperament und ihre eigentliche Beſtimmung im Leben — alles das war ihr erſt durch ihn offenbar geworden. Er hatte ſie ſich ſelbſt kennen gelehrt, und ſie empfand es mit glückſeligem Staunen. —

Auf geiſtigem Gebiet berührten ihre Sympathien ſich eigentlich ſehr wenig. Sie fühlte eine einfache, aber ausgeſprochene Neigung für ihn, die ſich immer gleich geblieben war.

So freute ſie ſich auch jetzt in dem Gedanken, ihn morgen in der Rue Spontini wiederzuſehen, wo ſie ſeit drei Jahren

ihre Zuſammenkünfte hatten. Mit einer eigenſinnigen Kopfbewegung und einem faſt brutalen Achſelzucken, das man dieſer feinen Dame, die da ſo einſam vor ihrem Kamin ſaß, niemals zugetraut hätte, ſagte ſie vor ſich hin: „Nun ja, ich brauche Liebe.“

II

Es war ſchon beinah dunkel, als ſie das kleine Entreſol in der Rue Spontini verließen. Robert Le Ménil winkte einen gerade vorüberfahrenden Fiaker herbei und muſterte den Kutſcher und ſeinen Gaul mit einem etwas unruhigen Blick. Dann ſtieg er mit Thereſe ein. Dicht aneinandergeſchmiegt rollten ſie dahin. Es war, als ob ſie durch eine Geſpenſterſtadt fuhren, zwiſchen deren ſchwankenden Schatten hier und da ein jäher Lichtſchein aufflammt.

Die Gefühle, die beider Herzen bewegten, waren milde und verlöſchend, wie das Licht, das ſich in den feuchten Fenſterſcheiben ſpiegelte. Am Quai des Auguſtins ſtiegen ſie aus. Ein ſcharfer Froſt belebte den finſteren Januarabend. Thereſe atmete unter ihrem Schleier mit Genuß die friſche Luft ein, vom Fluß her kamen einzelne Windſtöße, die über den hartgefrorenen Boden hinfegten und einen ſcharfen, weißen, ſalzartigen Staub aufwirbelten. Es machte ihr Freude, ſo frei durch die unbekannten Straßen zu wandern. Mit raſchen, feſten Schritten gingen ſie den Quai entlang, das ſchwarze Gewirr der Baumäſte hob ſich von dem rauchgeröteten Himmel ab, der über der Stadt hing. Droben am Himmel zitterten einzelne Sterne auf.

„Man könnte meinen," ſagte ſie, „daß der Wind ſie wieder auslöſcht."

Ihm fiel es auch auf, daß ſie ſo unruhig flimmerten, aber er meinte, es ſei nicht, wie die Bauern behaupten, ein Anzeichen, daß Regen käme; im Gegenteil, er habe mehr wie einmal beobachtet, daß es ſchönes Wetter gäbe, wenn die Sterne ſo funkelten.

Als ſie an dem Petit Pont angekommen waren, entdeckte Thereſe auf der rechten Seite der Straße Läden mit allem möglichen Eiſenkram, die von qualmenden Lampen beleuchtet wurden. Sie ſtürzte darauf zu und durchſtöberte mit den Augen die ſtaubigen verroſteten Gegenſtände in der Auslage. Und nun, da ihre Sammelwut einmal angeregt war, ging ſie immer weiter, bog um die Straßenecke und wagte ſich bis zu einer Bretterbude vor, die dort aufgeſchlagen war. Hinter den ſchmutzigen Fenſterſcheiben brannte ein Talglicht und beleuchtete allerhand Kaſſerollen, Porzellanvaſen, eine Klarinette und einen Brautkranz.

Er konnte nicht begreifen, daß das ihr Spaß machte.

„Aber du wirſt dir womöglich noch Ungeziefer holen. Was intereſſiert dich denn an dem alten Kram?"

„Nun, alles intereſſiert mich. Siehſt du, ich muß an die arme Braut denken, deren Kranz dort unter der Glasglocke ſteht. Die Hochzeit hat gewiß an der Porte Maillot ſtattgefunden. Und bei dem Zug war gewiß ein Feldwebel, wie bei allen Hochzeiten dort, die man Samstags im Bois ſieht. Rührt es dich denn gar nicht, an dieſe armen Weſen

zu denken, die einem ſo komiſch und doch ſo troſtlos vorkommen?"

Zwiſchen den verblaßten, halbzerbrochenen Taſſen entdeckte ſie ein kleines Meſſer mit geſchnitztem Elfenbeinſtiel, der eine lange, glatte Frauengeſtalt mit einer Haartracht à la Maintenon darſtellte. Sie erſtand es für einige Sous und war ganz ſelig darüber, weil ſie eine ebenſolche Gabel ſchon beſaß. Le Ménil gab zu, daß er von ſolchen Sachen nichts verſtände. Aber ſeine Tante Lormoix wäre eine große Kennerin. In Caen ſei ſie förmlich berühmt unter den Antiquitätenhändlern. Sie hätte ihr Schloß höchſt ſtilvoll reſtaurieren laſſen. Dann erzählte er weiter, wie ſie die alte Bibliothek, die von ſeinen Vorfahren ſtammt, geordnet hatte. Ihr waren dabei einige frivole Bücher in die Hände gefallen mit ſo obſzönen Bildern, daß ſie ſie ſofort verbrannt hatte.

„Iſt deine Tante denn ſo dumm?" fragte Thereſe.

Die Geſchichten von Madame Lormoix langweilten ſie ſchon lange. Ihr Freund hatte in der Provinz eine Mutter und verſchiedene Schweſtern und Tanten, kurz eine zahlreiche Familie. Sie kannte niemanden davon, und es irritierte ſie, wenn er immer wieder mit Bewunderung von ihnen ſprach. Sie konnte ganz verſtimmt darüber werden. Es machte ſie nervös, daß er dieſe Familie oft und lange beſuchte, und wenn er zurückkehrte, hatte ſie jedesmal das Gefühl, als ob alle möglichen beſchränkten Ideen und Empfindungen an ihm hängen geblieben wären. Und er in ſeiner Naivetät konnte das nicht begreifen und litt unter ihrer Antipathie gegen ſeine Verwandten.

So ließ er ihre Bemerkung unbeantwortet.

Beim Anblick eines kleinen Reſtaurants, deſſen Fenſter hinter den Gitterſtäben hell erleuchtet waren, fiel ihm plötzlich der Dichter Choulette wieder ein, der ja für einen Trunkenbold galt. Er fragte deshalb etwas verſtimmt, ob dieſer Menſch, der in Loden und mit einem roten Halstuch um die Ohren Beſuche machte, noch bei ihr verkehre.

Sie ärgerte ſich, daß er genau ſo ſprach, wie der General Larivière und erzählte ihm dann, daß ſie Choulette ſeit dem Herbſt nicht mehr geſehen. Er vernachläſſigte ſie mit der ganzen Nonchalance eines vielbeſchäftigten, launenhaften Menſchen, der nicht mit zur Geſellſchaft gehört.

„Aber er iſt wirklich geiſtreich," ſagte ſie, „er hat ſehr viel Phantaſie und iſt originell. Mir gefällt er nun einmal."

Auf ſeinen Vorwurf, daß ſie einen ſonderbaren Geſchmack habe, erwiderte ſie: „Ich habe überhaupt keinen beſtimmten Geſchmack. Ich finde eben an allem Möglichen Gefallen. Ich hoffe, du mißbilligſt nicht alles, was mir gefällt."

O nein, er mißbilligte durchaus nicht alles, er fürchtete nur, es ſei nicht richtig von ihr, einen alten Bohemien in ihrem Hauſe zu empfangen, der eigentlich nicht in anſtändige Geſellſchaft gehörte.

„Choulette nicht in anſtändige Geſellſchaft?" rief ſie ganz empört. „Weißt du denn nicht, daß er jedes Jahr einen Monat bei der Marquiſe de Rien zubringt, — bei der ſtrengkatholiſchen, royaliſtiſch geſinnten Marquiſe de Rien? Aber da du dich für Choulette intereſſierſt, muß ich dir doch

ſein neueſtes Abenteuer erzählen. Ich habe es von Paul Vence und ſeit ich dieſe elenden Straßen geſehen habe, kann ich es beſſer verſtehen:

Im letzten Winter an einem regneriſchen Abend traf Choulette in einer Schnapsſchenke ein unglückliches Mädchen, das ſelbſt die Kellner in der Wirtſchaft nicht angerührt hätten, und er verliebte ſich in ſie, weil ſie gar ſo elend war. Sie nannte ſich Maria, aber es war nicht einmal ihr eigener Name. Sie hatte ſich nach einer Viſitenkarte ſo genannt, die ſie an der Tür ihrer Wohnung in irgendeinem Hotel garni angenagelt gefunden hatte. Choulette war gerührt über dieſen äußerſten Grad von Armut und Schande; er nannte ſie ſeine Schweſter und küßte ihr die Hände. Er hat ſie ſeitdem nicht wieder von ſich gelaſſen. So wie ſie iſt, ohne Hut, nur mit einem Umſchlagetuch, nimmt er ſie mit in die Kaffees des Quartier latin, wo die Studenten ihre Zeitung leſen. Er ſpricht milde und gut mit ihr, und dann weinen ſie alle beide. Sie kneipen zuſammen und wenn ſie betrunken ſind, prügeln ſie ſich. Aber er liebt ſie. Er nennt ſie die Keuſche, — ſein Kreuz und ſein Heil. Anfangs ging ſie barfuß; dann hat er ihr Stricknadeln und grobe Wolle gekauft, damit ſie ſich Strümpfe ſtricken könne, und er repariert eigenhändig ihre Schuhe mit großen Nägeln. Und dann lehrt er ſie Verſe, die leicht zu verſtehen ſind. Bei alledem fürchtet er ihre innere Schönheit zu zerſtören, wenn er ſie ihrer Schande entreißen würde, in der ſie mit ſo himmliſcher Einfalt und großartiger Schamloſigkeit lebt."

Le Ménil zuckte die Achſeln.

„Aber Choulette muß total verrückt ſein. Ich bin gewiß nicht prüde, aber es gibt einen Grad von Unmoral, der mich anekelt.“

Sie gingen aufs Geratewohl weiter. Thereſe war nachdenklich geworden: „Ja, ja, die Moral, ich weiß ſchon — die Pflicht! Aber der Teufel weiß, wie man ausfindig machen ſoll, wo die Pflicht eigentlich ſteckt. Ich verſichere dich, ich weiß faſt nie, worin ſie beſteht. Es iſt wie mit dem Igel unſerer Miß in Joinville. Wir verbrachten den ganzen Abend damit, ihn zu ſuchen, und als wir ihn ſchließlich gefunden hatten, gingen wir zu Bett.“

Er fand eigentlich, daß viel Wahrheit in dem ſteckte, was ſie da ſagte, mehr ſogar, wie ſie ſelbſt vermutete. Als er wieder allein war, dachte er noch lange darüber nach.

„Siehſt du, deshalb tut es mir eigentlich leid, daß ich nicht beim Militär geblieben bin. O, ich weiß ſchon, was du mir darauf antworten wirſt. Man wird ungeſchliffen dabei. Ich gebe das zu, aber man weiß doch wenigſtens immer, was man zu tun hat, und das iſt viel wert im Leben. Ich finde zum Beiſpiel, daß mein Onkel, der General La Briche, ein ſehr ſchönes Leben führt. Es iſt ein angenehmes und ehrenvolles Daſein. Aber heutzutage, wo alle möglichen Elemente in die Armee hineinkommen, gibt es eigentlich weder Offiziere noch Soldaten. Es iſt wie am Sonntag auf dem Bahnhof, wenn die Schaffner die herbeiſtürzenden Reiſenden ſo ſchnell wie möglich in den Kupees unterzubringen ſuchen. Mein Onkel La Briche hat ſämtliche Offiziere und Soldaten ſeiner Brigade perſönlich gekannt. In ſeinem Eßſaal hängt

ein großes Bild, wo alle ihre Namen drauf ſtehen, und er lieſt ſie von Zeit zu Zeit wieder durch, um ſich zu zerſtreuen. Aber heutzutage iſt es für einen Offizier einfach unmöglich, ſeine Soldaten alle zu kennen."

Sie hörte ſchon längſt nicht mehr zu. An der Ecke der Rue Galande hatte ſie eine Frau entdeckt, die gebratene Kartoffeln verkaufte. Sie ſaß in einer Art Bude mit Glasſcheiben. Der Schein des Kohlenfeuers fiel auf ihr Geſicht, das hell aus der Dunkelheit hervorleuchtete, während ſie ihren Löffel in die brodelnde Maſſe tauchte und die goldigen Scheiben in eine Papiertüte ſchüttete. Daneben ſtand ein rothaariges kleines Mädchen, das ein Zweiſousſtück in der blaugefrorenen Hand hielt und aufmerkſam ihren Bewegungen folgte.

Thereſe beneidete das Kind förmlich, als es mit ſeiner Tüte abzog und fühlte plötzlich Hunger. Sie wollte abſolut auch von dieſen gebratenen Kartoffeln koſten.

Er widerſprach anfangs: „Gott weiß, womit ſie gemacht werden," aber ſchließlich mußte er doch hingehen und eine Tüte für zwei Sous verlangen und auch aufpaſſen, daß ſie gehörig geſalzen wurden.

Während ſie ihren Schleier zurückſchlug und in die goldig glänzenden Scheiben biß, zog er ſie weiter mit ſich fort durch verödete kleine Gaſſen, die nur ſpärlich erhellt waren. Schließlich kamen ſie wieder auf den Kai zurück und ſahen jenſeits des Stromes die dunkle Maſſe der Kathedrale vor ſich liegen. Der Mond ſtand gerade über der Turmſpitze und goß ſein ſilbernes Licht über das Kirchendach.

„Notre Dame!“ ſagte Thereſe. — „Sieh doch, ſie liegt ſo maſſig da wie ein Elefant und doch ſo feingegliedert wie ein Inſekt. Und der Mond klettert auf ihr herum und betrachtet ſie wie ein boshafter Affe. Der Mond iſt in Paris ganz anders wie bei uns zu Hauſe. In Joinville habe ich einen kleinen Lieblingsweg, es iſt ein ganz gewöhnlicher kleiner Weg, aber man geht gerade auf den Mond zu. Natürlich iſt er nicht immer da, aber er kommt doch treulich wieder mit ſeinem vollen, roten, wohlbekannten Geſicht — wie eine gute Nachbarin vom Lande. Und dann gehe ich ihm ganz heimlich entgegen und ſage ihm höflich und freundſchaftlich guten Tag; aber den Pariſer Mond möchte ich nicht allzu oft beſuchen. Er gehört nicht zur guten Geſellſchaft. Was mag er alles geſehen haben, während er ſo über die Dächer hinſtreicht.“

Le Ménil lächelte zärtlich: „Ja, dein kleiner Weg, den du immer allein gingſt. Du behaupteteſt, du hätteſt ihn ſo lieb, weil man den Himmel ſo dicht vor ſich hätte. Ich ſehe ihn vor mir, als ob ich dort wäre.“

Es war ja dort in Joinville geweſen, wo er ſie zum erſtenmal geſehen hatte, und er hatte ſich gleich in ſie verliebt und ſich nach ihrem Beſitz geſehnt. Und dort am Rande des kleinen Gehölzes hatte er ihr eines Abends geſagt, daß er ſie liebte, und ſie hatte ihn ſchweigend angehört — mit ſchmerzhaft verzogenem Mund und vagem Blick.

Er wurde ganz gerührt, wie er an dieſen kleinen Weg dachte, wo ſie an den Herſtabenden ſo oft allein gegangen war. Er dachte an die ſeligen Stunden, wo das erſte Ver-

langen und die erſte furchtſame Hoffnung in ihm erwacht war und eine tiefe Erregung kam über ihn. Er faßte ihre Hand, die ſie in den Muff geſteckt hatte und drückte das zarte Handgelenk unter dem Pelzwerk.

Ein kleines Mädchen, das in einem von Tannenzweigen geflochtenen Korb Veilchen zum Verkauf anbot, ahnte, daß ſie ein Liebespaar vor ſich hatte und kam mit ihren Blumen heran. Le Ménil kaufte ihr ein Sträußchen für zwei Sous ab und reichte es Thereſe.

Dann gingen ſie auf die Kathedrale zu und ſie dachte im Stillen: „Wie ein rieſenhaftes Tier ſieht ſie aus — wie irgendein Ungeheuer aus der Apokalypſe."

Am anderen Ende der Brücke tauchte wieder eine Blumenhändlerin auf. Diesmal war es eine alte, ſchmutzige Frau mit welken, bärtigen Zügen, die mit einem Korb voll Mimoſen und Roſen aus Nizza hinter ihnen herlief. Thereſe war gerade damit beſchäftigt, ſich den Veilchenſtrauß an die Bruſt zu ſtecken, und antwortete heiter:

„Dank ſchön, ich habe alles, was ich brauche."

Die Alte entfernte ſich wieder und rief ihr verſchmitzt nach: „Man ſieht, daß Sie noch jung ſind."

Thereſe begriff erſt einen Augenblick ſpäter, was ſie meinte, und konnte nicht umhin zu lächeln. Sie waren jetzt am Platze vor der Kirche vor den Steinfiguren angelangt, die in den Niſchen ſtanden und mit Krone und Szepter geſchmückt waren.

„Komm, laß uns hineingehen," ſagte ſie. Er hatte keine Luſt dazu. Es war ihm peinlich, ja, er fürchtete ſich

beinahe, mit ihr in eine Kirche zu gehen und behauptete, es ſei ſchon geſchloſſen. Er glaubte es wirklich, weil er es abſolut wollte. Aber ſie ſtieß die Seitentür auf und trat leiſe in den ungeheuren Innenraum, deſſen Pfeiler wie erſtorbene Rieſenbäume in die Dunkelheit emporragten. Im Hintergrund ſah man vereinzelte Kerzen vor den geſpenſterhaften Geſtalten der Prieſter flackern, und die Orgel ließ noch ein paar klagende Töne hören, ehe ſie ganz verſtummte.

Sie ſchauderte zuſammen in dieſer Totenſtille und ſagte dann:

„Dies melancholiſche Dunkel in der Kirche erſchüttert mich; es iſt als ob man ſich hier erſt recht über das ungeheure Nichts klar würde.“

„Wir müſſen doch ſchließlich an irgend etwas glauben,“ antwortete er, „wenn es keinen Gott gibt, gibt es auch keine Unſterblichkeit, und das wäre doch zu troſtlos.“

Sie blieb eine Zeitlang in den tiefen Schatten ſtehen, die vom Gewölbe herabfielen, dann ſagte ſie:

„Mein armer Freund, wir wiſſen nicht einmal, was wir mit dieſem kurzen Leben anfangen ſollen, und du willſt noch ein zweites, das niemals endigt.“

Sie ſtiegen wieder in einen Wagen, um nach Hauſe zu fahren, und Le Ménil ſagte, daß ſie einen angenehmen Tag gemeinſam verbracht hätten. Er drückte ſie zärtlich an ſich und war ſehr zufrieden mit ihr und mit ſich ſelbſt. Aber ſie vermochte ſeine gute Laune nicht zu teilen. Das war oft

ſo, wenn ſie zuſammen waren. Die letzten Augenblicke, die ſie miteinander zubrachten, wurden ihr oft durch die Ahnung verdorben, daß er beim Abſchied nicht das Wort finden würde, nach dem ſie ſich ſehnte. Es war, als ob das, was ſie gemeinſam empfunden, nicht mehr in ihm nachklänge. Und jedesmal, wenn ſie ſich trennten, hatte ſie das Gefühl, als ob alles zwiſchen ihnen aus ſei. Das quälte ſie ſchon im voraus, und ſie wurde ganz nervös. Unter den Bäumen der Cours de la Reine faßte er ihre Hand und küßte ſie zu wiederholten Malen.

„Nicht wahr, Thereſe, es kommt ſelten vor, daß zwei Menſchen ſich ſo lieben wie wir beide?"

„Selten? das weiß ich nicht, aber ich glaube, du liebſt mich wirklich."

„Und du?"

„Ich liebe dich auch."

„Wirſt du mich immer lieb haben?"

„Immer? Wer kann das wiſſen?"

Und dann, als ſie ſah, daß ſein Geſicht ſich verdüſterte: „Würdeſt du dich glücklicher fühlen mit einer Frau, die dir ewige Liebe ſchwört."

Er war unruhig geworden und ſah ganz unglücklich aus. Sie wollte ihn nicht quälen und ſuchte ihn zu beruhigen.

„Du weißt doch, Lieber, daß ich nicht leichtſinnig bin. Ich bin nicht frivol wie die Prinzeſſin Seniavine."

Am Ende der Straße, unter den Bäumen, ſagten ſie ſich Lebewohl. Er blieb im Wagen ſitzen, da er noch nach der

Rue Royale fahren wollte, um im Klub zu ſpeiſen und dann ins Theater zu gehen. Er hatte keine Zeit zu verlieren.

Thereſe ging zu Fuß nach Hauſe. Während ſie am Trocadero entlang ging, fielen ihr die Worte der alten Blumenfrau wieder ein. „Man ſieht, daß Sie noch jung ſind.“ Und ſie erſchienen ihr jetzt nicht mehr in dem neckiſchen und munteren Sinne wie vorhin, ſondern ſtimmten ſie unruhig und traurig. „Man ſieht, daß Sie jung ſind.“ Ja, ſie war jung, ſie wurde geliebt, und doch fühlte ſie — es war leer in ihr.

III

In der Tafelmitte ſtand ein Korb, der mit ſeinem breiten Goldbronzereif ein wahres Blumenmaſſiv umſchloß. Adler ſpreiteten ihre Schwingen über die ſchweren Füllhörnergriffe inmitten einer Unzahl von Sternen und Bienen. An den Ecken ſtützten geflügelte Siegesgöttinnen die Flammenarme der Kandelaber. Der Tafelaufſatz im Empireſtil war 1812 dem Grafen Martin de l'Aisne, dem Großvater des jetzigen Grafen Martin-Bellème, von Napoleon als Geſchenk überreicht worden. Martin de l'Aisne, der 1809 Deputierter der Geſetzgebenden Körperſchaft war, wurde im Jahre darauf Mitglied der Finanzkommiſſion, deren ſtille und unermüdliche Arbeit dem fleißigen, ſcheuen Manne ſehr zuſagte. Obwohl nach Familie und Neigung liberal, gefiel er dem Kaiſer doch dank ſeiner Pflichttreue und peinlichen, wenn auch niemals läſtigen Ehrlichkeit. Zwei Jahre lang regnete es Gnadenbezeugungen auf ihn nieder. 1813 gehörte er zu jener Majorität der Gemäßigten, die den Bericht Lainés unterſtützten, in dem dem bereits ſchwankenden Kaiſertum einige verſpätete Lehren erteilt wurden, und der zugleich eine Kritik der Macht und die Kataſtrophe bedeutete. Am 1. Januar 1814 mußte er mit ſeinen Kollegen in die Tuilerien.

Der Kaiſer bereitete ihnen einen furchtbaren Empfang. Gewalttätig und düſter im Bewußtſein ſeiner damaligen Machtſtellung und in der Angſt des bevorſtehenden Sturzes lud er ſeinen ganzen Zorn und ſeine Verachtung auf ſie ab.

Er ſchritt die Reihen der erſchrockenen Deputierten auf und nieder, packte den Grafen Martin bei den Schultern, ſchüttelte ihn, ſchleifte ihn und ſchrie: „Ihr meint, ein Thron ſeien vier mit Samt überzogene Stücke Holz? Nein! Ein Thron iſt ein Mann, und dieſer Mann bin ich. Ihr habt mich in den Kot ziehen wollen. Iſt es etwa an der Zeit, mir Vorwürfe zu machen, wenn zweihunderttauſend Koſaken die Grenze überſchreiten? Euer Lainé iſt ein böſes Subjekt. Man wäſcht ſeine ſchmutzige Wäſche zu Hauſe.“ Und während ſeine Wut, bald trivial, bald erhaben, ſich über ſie ergoß, zerknüllte er noch immer den goldgeſtickten Kragen des Deputierten de l'Aisne. „Das Volk kennt mich. Euch kennt es nicht. Ich bin der Erwählte der Nation. Ihr ſeid obſkure Delegierte irgendeines Departements.“ Er prophezeite ihnen das Schickſal der Girondiſten. Das Klirren ſeiner Sporen bildete zu ſeinen lauten Worten die Begleitung. Graf Martin aber blieb von da an für ſein ganzes Leben ſchwerzüngig und voll Furcht. Und in dieſer Furcht rief er auch nach dem Sturz des Kaiſers aus dem Verſteck ſeines Hauſes zu Laon die Bourbonen herbei. Vergebens überſäten die Regierungen der beiden Reſtaurationen, der Julitage und des zweiten Kaiſerreiches ſeine ſtets beengte Bruſt mit Orden und Ehrenzeichen. Zu den höchſten Würden erhoben, von drei Königen und einem Kaiſer mit Ehren beladen, ſpürte er doch

unabläſſig auf ſeiner Schulter die Hand des Korſen. Er ſtarb als Senator unter Napoleon III. und ließ einen mit Furcht erblich belaſteten Sohn zurück.

Dieſer Sohn nun hatte ſich mit Mademoiſelle Bellème, der Tochter des Oberpräſidenten von Bourges, und dank ihr auch mit dem politiſchen Ruhm einer Familie ehelich verbunden, die dem gemäßigten Königtum drei Miniſter ſchenkte. Die Bellèmes die unter Ludwig XV. Herren von der Robe waren, brachten die dem Urſprung nach jakobiniſchen Martins zu neuen Ehren. Der zweite Graf Martin gehörte bis zu ſeinem im Jahre 1881 erfolgten Tode jedem Parlamente an. Sein Sohn, Charles de Martin-Bellème, nahm ohne viel Mühe ſeinen Sitz in der Kammer ein. Nachdem er Thereſe Monteſſuy geheiratete hatte, deren Mitgift ſeine politiſche Karriere ſtützen ſollte, trat er in neuem Anſchluß an die demokratiſche Republik diskret unter den vier oder fünf reichen und titelvollen Bourgeois hervor, die von den hochgekommenen Republikanern mit um ſo geringerem Mißtrauen aufgenommen wurden, als ihnen ariſtokratiſche Namen ſchmeichelten und geiſtige Mittelmäßigkeit ſie beruhigte.

In dem Speiſeſaal, auf deſſen Türen ſich hier und da im Schatten das gefleckte Fell der Hunde von Oudry erraten ließ, machte Graf Martin-Bellème vor dem mit goldenen Sternen und Bienen beſetzten Tafelaufſatz zwiſchen den beiden Siegesgöttinnen die Honneurs mit der etwas müden Grazie und melancholiſchen Höflichkeit, die noch vor kurzem im Elyſée auserleſen worden war, bei einer Großmacht des Nordens das iſolierte und wiedererſtandene Frankreich zu

repräſentieren. Er richtete von Zeit zu Zeit ein paar blaſſe Worte an Madame Garain, die Gattin des ehemaligen Siegelbewahrers, und zur Linken an die brillantenbeladene Prinzeſſin Séniavine, die ſich zum Sterben langweilte. Ihm gegenüber ſaßen auf der anderen Seite des Korbes die Gräfin Martin und neben ihr General Larivière und Monſieur Schmoll von der Akademie des Inſcriptions. Sie fächelte liebkoſend ihre weißen und zarten Schultern. An den beiden Hufeiſenbogen der Tafel waren placiert: Monteſſuy, eine kräftige Erſcheinung mit blauen Augen und rotem Teint, Madame Bellème de Saint-Nom, eine junge Kuſine des Hauſes, die ihre langen, mageren Arme verlegen machten, der Maler Duvicquet, Monſieur Daniel Salomon, Paul Vence, der Deputierte Garain, Monſieur Bellème de Saint-Nom, ein unbekannter Senator und Dechartre, der zum erſten Male hier eingeladen war. Die anfänglich ſpärliche und matte Unterhaltung kam allmählich in Fluß und pflanzte ſich in einem undeutlichen Stimmengeſchwirr fort, aus dem ſich die Stimme Garains abhob.

„Jede falſche Idee iſt gefährlich. Wer da meint, Träumer könnten kein Unheil anrichten, irrt ſich. Sie richten ſehr viel an. Die ſcheinbar harmloſeſten Utopien üben in Wirklichkeit und gegen allen Schein eine ſchädliche Wirkung aus. Sie verderben leicht den Geſchmack an der Wirklichkeit."

„Vielleicht," ſagte Paul Vence, „liegt es daran, daß die Wirklichkeit nicht ſchön iſt."

Der ehemalige Siegelbewahrer erklärte, er ſei für alle nur möglichen Verbeſſerungen. Er vergaß, daß er unter dem

Kaiſerreich für die Abſchaffung der ſtehenden Heere und 1880 für die Trennung von Kirche und Staat eingetreten war, und behauptete, er bleibe getreu ſeinem Programm ein ergebener Diener der Demokraten. Seine Deviſe, ſagte er, laute: Ordnung und Fortſchritt. Er glaube wirklich die rechte gefunden zu haben.

Monteſſuy entgegnete mit derber Bonhomie:

„Nun ſeien Sie endlich einmal aufrichtig, Monſieur Garain. Geſtehen Sie doch, daß es mit Ausnahme der Änderung der Briefmarkenfarben eigentlich überhaupt keine Reformen gibt. Ob gut oder ſchlecht, die Dinge ſind nun mal ſo, wie ſie ſein müſſen. Ja," fügte er hinzu, „die Dinge ſind, wie ſie ſein müſſen. Aber ſie ändern ſich fortwährend. Seit 1870 hat die induſtrielle und finanzielle Lage des Landes vier oder fünf Revolutionen durchgemacht, die die Wirtſchaftspolitiker nicht vorausgeſehen hatten, und die ſie heute noch nicht verſtehen. In der Geſellſchaft wie in der Natur kommen die Wandlungen von innen heraus."

Was Regierungsfragen anbeträfe, ſo halte er ſich an klare, beſtimmte Anſchauungen. Er hänge mit allen Kräften an der Gegenwart und kümmere ſich wenig um die Zukunft. Die Sozialiſten machten ihm weiter keine Sorge. Es ſei ihm gleichgültig, ob Kapital und Sonnenlicht eines Tages ihren Glanz verlieren würden, einſtweilen genieße er ſie noch. Wenn es nach ihm ginge, dann ließe man die Dinge laufen, wie ſie wollten. Nur Narren und Wahnſinnige ſtemmten ſich gegen den Strom oder ſuchten ihm vorauszueilen.

Graf Martin, der von Natur Melancholiker war,

hatte düſtere Ahnungen. Mit verſchleierten Worten verkündigte er eine Kataſtrophe.

Seine furchtſamen Worte über den Blumenkorb hinweg erregten Monſieur Schmoll, der zu ſtöhnen und zu prophezeien anfing. Er ſetzte auseinander, daß die chriſtlichen Nationen unfähig wären, von allein völlig aus der Barbarei herauszukommen, und daß Europa ohne die Juden und Mauren noch heute wie zur Zeit der Kreuzzüge in Unwiſſenheit, Elend und Grauſamkeit leben würde.

„Das Mittelalter," erklärte er, „hat de facto nur in den Lehrbüchern ein Ende, die man den Schuljungen zur Verfälſchung ihres Geiſtes in die Hand gibt. In Wirklichkeit bleiben Barbaren immer Barbaren. Es iſt die Miſſion Iſraels, die Völker zu lehren. Iſrael hat im Mittelalter Europa die Weisheit Aſiens gebracht. Der Sozialismus jagt Ihnen Furcht ein? Er iſt genau ſo eine chriſtliche Krankheit wie der Monarchismus. Und der Anarchismus, erkennen Sie wirklich nicht in ihm die alte Lepra des Agbigenſer- und Waldenſertums wieder? Die Juden, die Europa als ſeine Inſtruktoren auch politiſiert haben, könnten es allein auch heute nur dieſem verzehrenden chriſtlichen Übel retten. Aber ſie haben ihre Pflicht verſäumt. Sie ſind Chriſten unter Chriſten geworden. Gott wird ſie ſtrafen. Er muß zugeben, daß man ſie ins Exil ſchickt und ausraubt. Der Antiſemitismus macht überall erſchreckende Fortſchritte. In Rußland werden meine Glaubensgenoſſen gejagt wie die wilden Tiere. In Frankreich iſt ihnen die Zivil- wie die Militärlaufbahn verſchloſſen. In ariſtokratiſchen Kreiſen haben ſie keinen Zutritt mehr.

Mein Neffe, der junge Iſaak Coblentz, hat die diplomatiſche Karriere nach dem glänzendſten Zulaſſungsexamen aufgeben müſſen. Eine Reihe von Frauen meiner Kollegen legen mit Abſicht antiſemitiſche Schriften aus, wenn meine Frau ſie beſucht. Iſt es denkbar, daß mir vom Kultusminiſter das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, das ich ihm abgefordert habe, verweigert wurde? Das nenne ich mir Dankbarkeit! Welche Verirrung! Der Antiſemitismus iſt, Sie können es mir glauben oder nicht, der Tod der europäiſchen Ziviliſation."

Der kleine Mann hatte ein Temperament, das ſich über alle mondäne Künſtelei hinwegſetzte. Er war ſchrecklich groteſk und konſternierte mit ſeiner Aufrichtigkeit die ganze Tafelrunde. Madame Martin machte ihm amüſiert ein Kompliment.

„Monſieur Schmoll, Sie verteidigen doch wenigſtens noch ihre Glaubensgenoſſen. Sie ſind wenigſtens nicht ſo wie eine ſehr ſchöne jüdiſche Bekannte von mir, die überall herumläuft und erzählt, wie man ſie beleidigt habe, weil ſie in der Zeitung von ſich geleſen hatte, ſie ſähe die Elite der jüdiſchen Geſellſchaft in ihrem Hauſe."

„Ich bin überzeugt, gnädige Frau, daß Sie nicht ahnen, wie ſchön und allen andern überlegen die jüdiſche Ethik iſt. Kennen Sie das Gleichnis von den drei Ringen?"

Seine Frage verlor ſich im Geſumm der verſchiedenen Dialoge, in denen ſich auswärtige Politik, neueſte Bilderausſtellungen, Klatſchgeſchichten aus der Geſellſchaft und

wiſſenſchaftliche Diskuſſionen kreuzten. Man ſprach von dem neueſten Roman und dem Theaterſtück der nächſten Zukunft. Es war eine Komödie mit Napoleon in einer Nebenrolle.

Die Unterhaltung machte bei Napoleon Halt, dem Napoleon der Bühne als Objekt der Darſtellung in Stücken und viel geleſenen Büchern, bei Napoleon als literariſcher Kurioſität, als Modeerſcheinung, nicht als dem Heros des Volkes und dem geſtiefelten Halbgott des Vaterlandes, wie einſt in den Tagen der Norvin und Béranger. Jetzt ſchrieben die Charlet und Raffet ſeine Legende, aber im Typ der amüſanten Figur des intimen Lebens, ganz wie es in den Stil dieſer Künſtler paßte, deren Geſchmack die Gecken reizte.

Garain, der ſeine politiſche Karriere auf den Haß gegen das Kaiſertum aufgebaut hatte, meinte allen Ernſtes, daß dieſe Wiederbelebung des Geſchmacks am Nationalen nur eine lächerliche Geſchmacksverirrung ſei. Er ſah darin allerdings keine Gefahr und fürchtete auch weiter nichts davon. Furcht kam bei ihm jäh und wild zum Ausbruch. Für den Augenblick war er ganz ruhig. Er ſprach weder davon, die Aufführungen zu verbieten, noch davon, die Autoren ins Gefängnis zu bringen oder ſonſt irgend etwas zu unterdrücken. In ſeiner nüchternen Strenge ſah er in Napoleon nur den Condottiere Taines, der Volney einen Tritt in den Leib verſetzt hatte.

Jeder wollte den wahren Napoleon definieren. Graf Martin ſprach angeſichts des kaiſerlichen Tafelaufſatzes und der geflügelten Siegesgöttinnen mit Achtung von Napoleon als Organiſator und Adminiſtrator und ſtellte ihn beſonders

als Präſidenten des Staatsrates, wo ſeine Worte auch in die dunkelſten Winkel Licht gebracht hätten, ſehr hoch.

Garain behauptete, Napoleon habe in dieſen nur allzu berühmten Sitzungen unter dem Vorwande, eine Priſe nehmen zu wollen, den Staatsräten ihre mit Miniaturen und Edelſteinen beſetzten goldenen Schnupftabaksdoſen abgenommen, die man dann niemals wiedergeſehen hätte. Schließlich habe man in den Staatsrat nur noch „Rattenſchwänze" mitgenommen. Er habe dieſe Anekdote von dem eigenen Sohn Mouniers.

Monteſſuy ſchätzte Napoleons Ordnungsſinn.

„Er hatte," meinte er, „ordentlich gemachte Arbeiten gern. Und das iſt eine Vorliebe, die man heutzutage nirgends mehr findet."

Der Maler Duvicquet, der alles nur vom Standpunkt des bildenden Künſtlers aus anſah, fühlte ſich verlegen. Er vermöchte in der von St. Helena ſtammenden Totenmaske durchaus nicht die Züge des ſchönen, machtvollen Geſichtes wiederzuerkennen, das Medaillen und Büſten verewigten. Davon könne man ſich am beſten jetzt überzeugen, wo die nach der Maske gemachte Bronze in jedem Trödlerladen mitten unter vergoldeten Holzadlern und Sphinxen zu finden wäre. Seiner Meinung nach könnte die Seele Napoleons nicht napoleoniſch ſein, da ja nicht einmal ſein äußeres Geſicht wirklich napoleoniſch geweſen ſei. Vielleicht eine gute Bürgerſeele. Man behaupte es ſo, und er neige dazu, es zu glauben. Übrigens wüßte er, Duvicquet, der ſtolz darauf ſei, die Porträts ſeiner Zeit gemalt zu haben, daß berühmte Männer

nur höchſt ſelten der Vorſtellung glichen, die man ſich von ihnen mache.

M. Daniel Salomon machte darauf aufmerkſam, daß die erwähnte Maske, die von dem entſeelten Kaiſer gemacht und von ſeinem Arzt Antommarchi nach Europa gebracht worden ſei, zum erſten Male unter Louis Philipp 1833 in Bronze gegoſſen und nur an Subſkribenten abgegeben worden wäre. Schon damals habe ſie Erſtaunen und Mißtrauen geweckt. Man habe den ſchwatzhaften und halbverhungerten Charlatan verdächtigt, der Welt ein Schnippchen geſchlagen zu haben. Auch die Anhänger Doktor Galls, deſſen wiſſenſchaftliches Syſtem damals in Mode war, hätten die Maske angezweifelt. Sie hätten bei ihr die Wölbungen des genialen Schädels vermißt. Und die nach der Theorie dieſes Meiſters unterſuchte Stirnbildung habe gleichfalls nichts außergewöhnliches gezeigt.

„Natürlich," meinte die Prinzeſſin Seniavine, „Napoleon war ja auch nur darum beachtenswert, weil er Volney einen Fußtritt in den Leib gegeben und goldene Tabatieren geſtohlen hat, wie Sie es eben von Monſieur Garain gehört haben."

„Und dabei weiß man nicht einmal genau," warf Madame Martin ein, „ob er ihm den Fußtritt wirklich gegeben hat."

„So kommt ſchließlich alles an den Tag," erklärte die Prinzeſſin beluſtigt. „Napoleon hat eben nichts geleiſtet. Er hat nicht einmal Volney einen Fußtritt gegeben, und hatte den Schädel eines Kretins."

General Larivière, der ſeinerſeits den Augenblick für eine Attacke für gekommen hielt, ließ die Phraſe ſteigen: „Napoleons Kampagne von 1813 iſt auch höchſt anfechtbar.“

Der General hatte nur den einen Gedanken, Garain zu gefallen. Andere Gedanken hatte er nicht. Aber es gelang ihm doch mit einiger Anſtrengung, ſein Urteil zuſammenhängend zu formulieren:

„Napoleon hat Fehler gemacht. Wer hätte das an ſeiner Stelle nicht getan?“ Und er ſchwieg mit hochrotem Kopf.

Madame Martin fragte: „Monſieur Vence, was halten Sie eigentlich von Napoleon?“

„Ich für mein Teil, gnädige Frau, finde wenig Gefallen an Haudegen. Und ehrlich geſagt: Eroberer erſcheinen mir ſamt und ſonders als gefährliche Irre. Aber die Geſtalt des Kaiſers intereſſiert mich trotzdem genau ſo wie das Publikum. Ich finde, er hat Charakter und Lebenskraft. Seinen Memoiren kommt kein Epos und kein Abenteurerroman gleich. Und doch ſind ſie ſo lächerlich ‚gemacht.‘ Da Sie es nun einmal wiſſen wollen: ich meine, daß ſich der Kaiſer, geſchaffen für die Glorie, in der ganzen blendenden Einfalt eines Volksheros darſtellt. Ein Heros muß Menſch ſein, und Napoleon war Menſch.“

„Hört, hört,“ warf man ein.

Aber Paul Vence fuhr unbeirrt fort: „Er war gewalttätig und leichtlebig. Und gerade darum ſo tief menſchlich, ſozuſagen, allgemein menſchlich. Er wollte mit einzigartiger Willenskraft nur das, was die Menſchlichkeit gemeinhin zu

wollen pflegt. Er gab ſeine eigenen Illuſionen dem Volke. Das war ſeine Stärke, ſeine Schwäche und das Schöne an ihm. Er glaubte an die Gloire. Vom Leben und von der Welt hatte er etwa die gleiche Meinung wie ſeine Grenadiere. Er hatte ſtets den kindlichen Ernſt, der ſich im Spielen mit Säbel und Trommel gefällt, und er bewahrte ſich die jedem guten Soldaten eigene Note von Unſchuld. Er war ganz aufrichtig in ſeiner Hochſchätzung der Gewalt. Er war der Menſch der Menſchen, war Fleiſch des Fleiſches. Keiner ſeiner Gedanken war nicht Tat, und jede ſeiner Taten war groß und volkstümlich. Vulgäre Größe macht den Helden aus. Und Napoleon war ein vollkommener Heros. Sein Hirn war niemals größer als ſeine Hand, die kleine, ſchöne Hand, die eine Welt zermalmte. Er machte ſich nicht einen Augenblick Kummer um das, was für ihn unerreichbar war."

„Sie ſind alſo auch der Anſicht, daß er kein intellektuelles Genie war," ſagte Garain. „Ich bin ganz Ihrer Meinung."

„Ganz ſicher hatte er das Genie, das man braucht, um in den bürgerlichen und militäriſchen Kreiſen der Welt zu glänzen," erwiderte Paul Vence. „Aber er war kein ſpekulatives Genie. Das iſt ein anderes Paar Ärmel, wie Buffon ſagt. Wir kennen ſeine geſammelten Reden und Schriften. Sein Stil hat Bewegung und Bildkraft. Aber in der ganzen Fülle der Gedanken iſt auch nicht eine philoſophiſche Eigenheit, keinerlei Bemühen um das Metaphyſiſche, nicht das geringſte Beben um die Geheimniſſe, die ſich um das Menſchengeſchick hüllen. Er kommt einem wie ein Schuljunge von

vierzehn Jahren vor, wenn er in St. Helena von Gott und ſeiner Seele redet. Er war in die Welt hineingeworfen, ſein Geiſt war auf die Welt zugeſchnitten und umfaßte ſie ganz. Kein Teilchen ſeines Ich verlor ſich ins Unendliche. Er war Poet, aber er kannte nur die Poeſie der Tat. Sein gewaltiger Lebenstraum war von der Erde begrenzt. In ſeiner furchtbaren und rührenden Knabenhaftigkeit glaubte er daran, daß ein Menſch groß ſein kann. Und dieſe ſeine Kindlichkeit ließ ihn ſelbſt nicht im Unglück im Stich. Seine Jugend oder vielmehr ſeine göttliche Jünglingszeit dauerte bis an ſein Ende, denn ſeine Tage reihten ſich nicht aneinander, um ſchließlich eine bewußte Reife zu erzeugen. Das iſt das unerhörte Daſein von Menſchen der Tat. Sie ſtehen ganz in dem Augenblick, den ſie erleben, und ihr Genie ſammelt ſich auf einen einzigen Punkt. Sie erneuern ſich unaufhörlich, aber ſie ſtrecken ſich nicht. Die Stunden ihres Daſeins ſind nicht verknüpft durch eine ernſte, ſelbſtloſe Gedankenkette. Ihr Leben hat keine innere Kontinuität, ſondern iſt eine Aufeinanderfolge von Handlungen. So gebricht es ihnen denn an innerſtem Leben. Und dieſer Mangel iſt am deutlichſten auch bei Napoleon fühlbar, der niemals in ſich ſelbſt gelebt hat. Daher denn auch die Leichtigkeit ſeines Charakters, die ihn unſchwer die gewaltigen Laſten von Schuld und Fehle tragen ließ. Sein immer neuer Geiſt gebar ſich täglich wieder. Er beſaß ſtärker als jeder andere die Fähigkeit zum Genießen. An dem erſten Morgen auf dem Trauerfelſen St. Helena ſprang er, als die Sonne aufging, eine Ballade pfeifend aus dem Bett. Das war der Friede einer

dem Geſchick überlegenen Seele und vor allem die Leichtigkeit eines Geiſtes, der ſtets zur Wiedergeburt bereit iſt. Er lebte eben nach außen."

Garain mißfiel dieſe gedanklich und ſprachlich geiſtvolle Leiſtung, und er drängte alſo auf ein Ende. „Mit einem Wort," erklärte er, „in dieſem Menſchen ſteckte alſo ein Ungeheuer."

„Ungeheuer gibt es nicht," erwiderte Paul Vence. „Und wenn Menſchen ſchon für Ungeheuer gelten, flößen ſie wenigſtens Grauen ein. Napoleon aber war vom Volke geliebt. Seine Stärke war, daß er hinter ſeinen Schritten Liebe ließ. Seine Soldaten freuten ſich, für ihn ſterben zu können."

Gräfin Martin wollte auch Dechartre ſeine Anſicht ſagen hören. Aber er wehrte ſich gleichſam erſchreckt dagegen.

„Kennen Sie die Geſchichte von den drei Ringen?" fragte Schmoll. „Dieſen göttlichen Einfall eines portugieſiſchen Juden?"

Garain beglückwünſchte Paul Vence zu ſeinen glänzenden Paradoxen und bedauerte dabei, daß ſich Geiſt immer nur auf Koſten von Moral und Gerechtigkeit auswirke.

„Es gibt nur ein Prinzip," ſagte er, „und das heißt: richtet den Mann nach ſeinen Taten."

„Und die Frauen?" warf die Prinzeſſin Séniavine raſch ein. „Wollen Sie auch die Frau nach ihren Taten richten? Woher wollen Sie denn wiſſen, was ſie geleiſtet hat?"

Der Klang ihrer Stimme miſchte ſich in das helle Klingen der ſilbernen Beſtecke. Heiße Luft, geſchwängert von

Düften, badete den Raum. Die Roſen neigten ſich ſchwer auf das Tiſchtuch. Die Gedanken ſtiegen erhitzter auf.

General Larivière baute Luftſchlöſſer. „Wenn man mir die Trommelfelle ruiniert hat, gehe ich aufs Land nach Tours und züchte Blumen.“ Und er prahlte mit ſeinem Gärtnertalent. Man hatte eine Roſenſorte nach ihm benannt, und er war ſehr ſtolz darauf.

Schmoll fragte immer noch, ob denn niemand das Gleichnis von den Ringen kenne.

Die Prinzeſſin neckte den Deputierten weiter. „Wiſſen Sie, daß man die gleichen Dinge aus den verſchiedenſten Motiven heraus tun kann, Monſieur Garain?“

Monteſſuy pflichtete ihr bei.

„Sie haben ganz recht, gnädige Frau. Taten beweiſen gar nichts. Das beweiſt ſchlagend eine Epiſode aus dem Leben Don Juans, die weder Mozart noch Molière gekannt haben. Sie ſtammt aus einer engliſchen Legende, die ich durch meinen Freund James Lovell in London kenne. Es heißt da, daß ſich der große Verführer vergeblich um drei Frauen bemühte. Die eine war eine Bürgersfrau, die ihren Mann wahrhaft liebte; die zweite war eine Nonne, die ihr Gelübde nicht brechen wollte, und die dritte, die lange Zeit ein wüſtes Leben geführt hatte, war häßlich und diente in einer Spelunke. Nach allem, was ſie erlebt hatte, bedeutete die Liebe nichts mehr für ſie. Sehen Sie, dieſe drei Frauen taten dasſelbe aus drei doch ganz verſchiedenen Beweggründen. Eine Tat beweiſt gar nichts. Es iſt die Maſſe der Taten, ihr Ge-

wicht, ihre Summe, die den Wert eines Menſchenweſens ausmacht."

„Einzelne Taten," erklärte Madame Martin, „tragen unſer Weſen, unſer Geſicht, ſind unſere Kinder, andere wieder ähneln uns nicht im geringſten."

Sie ſtand auf und nahm den Arm des Generals. Die Prinzeſſin, die am Arm Garains in den Salon trat, ſagte: „Thereſe hat ganz recht. Andere wieder ähneln uns nicht im geringſten. Kleine Negerkinder, die man im Schlaf empfangen hat."

Die Nymphen auf den Wandbehängen ſchauten in ihrer vergangenen Schönheit mit leerem Lächeln auf die Gäſte, die ihrer nicht achteten.

Zuſammen mit ihrer jungen Kuſine, Madame Bellème de Saint-Nom, ſervierte Gräfin Martin den Kaffee. Sie machte Paul Vence Komplimente über ſeine Worte bei Tiſch.

„Sie haben von Napoleon mit einer Vorurteilsloſigkeit geſprochen, die in Geſprächen, wie ich ſie ſonſt höre, recht ſelten iſt. Es iſt mir ſchon oft aufgefallen, daß kleine Kinder, wenn ſie ſehr ſchön ſind, und ſchmollen, ausſehen wie Napoleon am Abend von Waterloo. Sie haben mir die tieferen Gründe für dieſe Ähnlichkeit gezeigt."

Sie wandte ſich an Dechartre: „Und Sie? Lieben Sie Napoleon?"

„Gnädige Frau, ich liebe die Revolutionen nicht, und Napoleon iſt Revolution in Reiterſtiefeln."

„Warum haben Sie das nicht bei Tiſch geſagt? Aber

ich ſehe ſchon, Sie geruhen nur in einer Plauderecke Eſprit zu haben."

Graf Martin Bellème führte die Herren ins Rauchzimmer. Nur Paul Vence blieb bei den Damen. Prinzeſſin Séniavine fragte, ob er ſeinen Roman ſchon beendet habe und nach ſeinem Sujet. Es wäre eine Studie, in der er durch Aneinanderfügen einer Reihe logiſcher Wahrſcheinlichkeiten Evidenz und damit wirkliche Wahrheit zu packen ſich bemüht hätte.

„Auf dieſe Weiſe gewinnt der Roman eine moraliſche Stärke, die die Hiſtorie in ihrer ſchwerflüſſigen Frivolität nicht zu erreichen vermag," erklärte er.

Sie wollte wiſſen, ob es ein Buch für Frauen wäre. Er verneinte.

„Es iſt Unrecht von Ihnen, Monſieur Vence, daß Sie nicht für Frauen ſchreiben. Das iſt doch noch das einzige, was ein überlegener Mann für uns tun kann."

Da er wiſſen wollte, wie ſie auf dieſen Gedanken käme, erklärte ſie: „Ich ſehe doch, daß alle geſcheiten Frauen Idioten heiraten."

„Die ſie langweilen."

„Selbſtverſtändlich. Aber die überlegenen Männer würden ſie noch mehr langweilen. Sie haben mehr Mittel dazu. — Aber nennen Sie mir doch das Sujet Ihres Romans."

„Sie kennen es."

„Ich kenne es nicht."

„Alſo: es iſt eine Studie der Volksmoral. Es iſt die

Geſchichte eines jungen Arbeiters, der keuſch und nüchtern, ſchön wie ein Mädchen iſt und auch die unerſchloſſene Seele einer Jungfrau hat. Er iſt Graveur und ein fleißiger Arbeiter. Abends lieſt und ſtudiert er zu Hauſe bei ſeiner Mutter, die er liebt. In ſeinen einfachen und noch unbeſchwerten Geiſt ſchlagen die Gedanken ein wie Kugeln in eine Mauer. Er hat keine Bedürfniſſe, kennt weder Leidenſchaften noch Laſter, wie ſie uns ans Leben feſſeln. Einſam iſt er und rein. Begabt mit ſtarken Tugenden kommt ihm der Hochmut. Er lebt unter lauter rohen Elendsgeſchöpfen. Er ſieht leiden. Er iſt hingebungsvoll aber ohne Menſchenliebe. Er hat die kalte Barmherzigkeit, die ſich Altruismus ſchilt. Er iſt kein wirklicher Menſch, denn er hat keine Sinne."

„Muß man denn ſinnlich ſein, um Menſch zu ſein?"

„Ganz ſicher, gnädige Frau. Das Mitgefühl muß in den Eingeweiden wohnen, wie das Gefühl auf der Haut. — Er iſt nicht intelligent genug zum Zweifler. Er glaubt, was er lieſt. Er hat geleſen, daß man, um das Glück der Menſchheit zu begründen, die Geſellſchaft zerſtören muß. Durſt nach Märtyrertum verzehrt ihn. Und eines morgens küßt er ſeine Mutter zum Abſchied und geht. Er lauert dem ſozialiſtiſchen Abgeordneten ſeines Bezirkes auf, findet ihn, wirft ſich auf ihn, rennt ihm den Grabſtichel in den Leib und ſchreit: ‚Es lebe die Anarchie!' Er wird verhaftet, feſtgeſtellt, photographiert, verhört, gerichtet, zum Tode verurteilt und enthauptet. Da haben Sie meinen Roman."

„Er iſt alles andere als amüſant," meinte die Prinzeſſin, „aber das iſt ja nicht Ihre Schuld. Ihre Anarchiſten

ſind ebenſo feige und gemäßigt wie wir anderen Franzoſen. Die Ruſſen haben mehr Kühnheit und mehr Phantaſie, wenn ſie ſich darauf werfen."

Die Gräfin Martin kam und fragte Paul Vence, ob er den ſanften Herrn kennte, der mit den Augen eines verlorenen Hundes um ihn herumſtriche und nicht ein Wort redete. Ihr Mann hätte ihn zwar eingeladen, ſie wüßte aber weder ſeinen Namen, noch ſonſt etwas von ihm.

Paul Vence wußte auch weiter nichts, als daß er dem Senat angehöre. Er hätte ihn neulich zufällig im Luxembourg getroffen, in dem Bibliothekſaal der Galerie.

„Ich hatte mir gerade die Deckenmalerei angeſehen mit Delacroix's antiken Heroen und Philoſophen in dem blauſchimmernden Myrtenhain. Er ſah genau ſo kläglich und bemitleidenswert drein wie heute. Er wollte ſich wärmen und roch nach feuchten Kleidern. Er unterhielt ſich mit ein paar Kollegen und meinte händereibend: ‚Für mich iſt der Beweis, daß die Republik die beſte aller Regierungsformen iſt, damit gegeben, daß ſie 1871 binnen einer Woche imſtande war, ſechzigtauſend Aufſtändiſche zu erſchießen, ohne ſich unpopulär zu machen. Durch eine ſolche Unterdrückung hätte ſich jedes andere Regime unmöglich gemacht.'"

„Das muß ja ein ganz ſchrecklicher Menſch ſein," ſagte Madame Martin, „und ich hatte ſo viel Mitleid mit ſeiner Schüchternheit und Unbeholfenheit."

Madame Garain ſchlummerte, das Kinn weich auf den Buſen geſenkt, den friedlichen Schlummer ihrer Hausfrauen-

ſeele und träumte von ihrem Küchengarten am Ufer der Loire.

Joſeph Schmoll und General Larivière kamen aus dem Rauchzimmer zurück. Ihre Augen hielten noch das Lachen über die ſaftigen Geſchichten, die ſie miteinander ausgetauſcht hatten. Der General ſetzte ſich zwiſchen die Prinzeſſin und Madame Martin.

„Ich habe heute Morgen die Baronin Warburg getroffen. Sie ritt ein prachtvolles Tier. ‚Wie fangen Sie es nur an, General, daß Sie immer ſo herrliche Pferde haben,‘ ſagte ſie zu mir, und ich gab ihr zur Antwort: ‚Gnädige Frau, wer ſchöne Pferde haben will, muß entweder ſehr ſchlau oder ſehr reich ſein.‘“

Er fühlte ſich ſo befriedigt über dieſe gute Antwort, daß er ſie zweimal wiederholte und mit den Augen zwinkerte.

Paul Vence ging auf die Gräfin Martin zu: „Jetzt weiß ich den Namen des Senators. Er heißt Loyer, iſt Vizepräſident einer Fraktion und Verfaſſer eines Propagandabuches, das ſich betitelt: Das Verbrechen des 2. Dezember.“

Der General fuhr fort: „Es war ein Hundewetter. Ich mußte mich unterſtellen und ſtieß auf Le Ménil. Schlechter Laune war ich. Und er machte ſich innerlich über mich luſtig. Ich habe es wohl bemerkt. Er meinte, als General müßte ich auch Wind, Hagel und Schnee vertragen. Das iſt doch einfach lächerlich. Er ſagte, ihm mache das ſchlechte Wetter nichts aus, und er hielte nächſte Woche mit Freunden Fuchsjagd.“

Es gab eine Geſprächspauſe. Der General ſprach weiter:

„Na, ich wünſche ihm viel Vergnügen, aber beneiden tue ich ihn nicht. Eine Fuchsjagd iſt keine ſonderliche Annehmlichkeit.“

„Aber nützlich,“ meinte Monteſſuy.

Der General zuckte mit den Achſeln.

„Füchſe ſind nur im Frühjahr Schädlinge, für die Geflügelzüchter, wenn ſie ihre Sippe großfüttern wollen.“

„Der Fuchs,“ erwiderte Monteſſuy, „zieht den Kaninchenbau immer noch dem Hühnerhof vor. Er iſt ein tüchtiger Wilderer und macht dem Jäger mehr zu ſchaffen, als dem Bauer. Ich kann davon ein Lied ſingen.“

Thereſe war zerſtreut und hörte nicht auf das, was die Prinzeſſin zu ihr ſagte. Sie dachte:

„Er hat mir nicht einmal etwas davon geſagt, daß er wegfahren würde.“

„Woran denkſt du denn, Liebſte?“

„An nichts Beſonderes.“

IV

Es war ſchon faſt dunkel in dem verſchwiegenen, kleinen Zimmer. Die Einrichtung machte mit all den Vorhängen, Portieren, Bärenfellen und orientaliſchen Teppichen einen etwas überladenen Eindruck. An der Wand hingen Degen und Gewehre, die im Schein des verlöſchenden Feuers blitzten und dazwiſchen die längſt verblaßten Kotillonorden von drei verfloſſenen Wintern. Auf einem Sekretär von Roſenholz ſah man einen ſilbernen Becher, – es war irgendein Sportspreis – und auf dem kleinen Tiſchchen mit buntbemalter Porzellanplatte dufteten weiße Fliederzweige in einer goldgeäderten Kriſtallvaſe. Überall zitterten Lichtreflexe in dem tiefen warmen Schatten auf.

Thereſe und Robert waren an dieſes Halbdunkel gewöhnt und fanden ſich leicht in der wohlbekannten Umgebung zurecht. Während ſie, mit dem Rücken gegen den Kamin gewandt, vor dem Spiegel ſtand und ihre Haare ordnete, rauchte er eine Zigarette. Sie litt es nicht, daß er die Lampe oder ein Licht anzündete. Ihre Haarnadeln nahm ſie aus einer kleinen Schale von böhmiſchem Glas, die neben ihr auf dem Tiſch ſtand. So war ſie es nun ſchon ſeit drei Jahren gewöhnt. Robert ſah ihr zu, ihre Hände, die ſo raſch durch die matt-

goldene Haarflut glitten, waren hellbeleuchtet, während das Geſicht in dem tiefen Schatten wie eine Bronzemaske ausſah und einen geheimnisvollen, faſt beunruhigenden Ausdruck hatte. Sie ſagte kein Wort.

„Biſt du immer noch unzufrieden mit mir, mein Schatz?“ fragte er jetzt.

„Was ſoll ich dir darauf antworten?“ erwiderte ſie endlich, als er in ſie drang, ihrem hartnäckigen Schweigen ein Ende zu machen.

„Ich kann dir nur wiederholen, was ich ſchon vorhin geſagt habe. Es berührt mich denn doch etwas ſonderbar, wenn ich deine Pläne erſt durch den General Larivière erfahre.“

Er fühlte es wohl, daß ſie immer noch ungehalten war. Sie war heute ſo ſteif und gezwungen mit ihm geweſen, — nichts von jener reizenden Hingebung, die ihn ſonſt ſo an ihr entzückte. Aber er tat, als ob er es nur für eine vorübergehende Verſtimmung hielte, die bald wieder verfliegen würde.

„Ich habe es dir doch ſchon erklärt, Liebſte. Ich habe dir vorhin geſagt und wiederhole es jetzt noch einmal: Als ich Larivière traf, hatte ich eben vorher einen Brief von Caumont erhalten, der mich an mein Verſprechen mahnte, ihm die Füchſe aus ſeinem Forſt wegzuſchießen. Mit der nächſten Poſt hatte ich ſeinen Brief beantwortet und wollte es dir heute ſelbſt ſagen. Es tut mir leid, daß der General Larivière mir zuvorgekommen iſt. Aber die Sache iſt doch wirklich ſo unweſentlich.“

Sie hatte die Arme über den Kopf verſchränkt und warf ihm einen ruhigen Blick zu, deſſen Bedeutung er aber nicht verſtand:

„Du gehſt alſo wirklich fort?“

„Ja, nächſten Dienstag oder Mittwoch. Ich bleibe höchſtens 14 Tage fort.“

Sie ſetzte jetzt ihr Pelzbarett auf, das mit einem Miſtelzweig geſchmückt war und fragte: „Kann es nicht aufgeſchoben werden?“

„O nein, in einem Monat ſind die Fuchspelze nichts mehr wert. Außerdem hat Caumont einige gute Bekannte eingeladen, die es ſehr übel nehmen würden, wenn ich nicht käme.“

Während ſie ihr Barett mit einer langen Hutnadel feſtſteckte, zog ſie unwillig ihre Augenbrauen in die Höhe:

„Solch 'ne Fuchsjagd iſt wohl ſehr intereſſant, was?“

„Sehr intereſſant! Die Füchſe ſind nämlich ſo unglaublich ſchlau, und es iſt ſehr ſchwer, ſie zu überliſten. Die Intelligenz dieſer Beſtien iſt wirklich großartig. Ich habe einmal in der Nacht ein paar Füchſe beobachtet, die ein Kaninchen verfolgten. Sie hatten eine regelrechte Treibjagd inſzeniert. Ich verſichere dir, es gibt nichts Schwierigeres, wie einen Fuchs aus ſeinem Bau herauszulocken. Dieſe Jagden ſind immer ſehr animiert. Außerdem hat Caumont einen großartigen Weinkeller. Ich, perſönlich, lege zwar keinen beſonderen Wert darauf, aber er iſt ganz berühmt dafür.

Denke dir, neulich hat einer von ſeinen Pächtern ihm erzählt, er habe von einem Zauberer Sprüche gelernt, mit

denen man die Füchſe beheren könne. Dieſes Mittel gedenke ich nun zwar nicht anzuwenden, aber ich verpflichte mich, dir ein halbes Dutzend der ſchönſten Pelze mitzubringen."

„Was ſoll ich denn damit anfangen?"

„Man kann ſehr hübſche Fußdecken daraus machen."

„Ah! . . . Und wirſt du die ganze Woche auf der Jagd bleiben?"

„O nein! Es iſt ganz in der Nähe von Sémanville und da werde ich auf zwei Tage zu meiner Tante de Larmoix gehen. Sie rechnet darauf, daß ich ſie beſuche. Voriges Jahr um dieſe Zeit war dort eine ſehr nette Geſellſchaft beiſammen, ihre beiden Töchter und drei Nichten, alle mit ihren Männern, — lauter hübſche, luſtige, hochanſtändige junge Frauen. Zweifellos werde ich ſie nächſten Monat wieder dort treffen, da ſie zum Geburtstag meiner Tante kommen wollen, und dann bleibe ich wohl ein paar Tage dort."

„Um Gotteswillen, mein Lieber, bleib nur, ſo lange du Luſt haſt. Ich wäre untröſtlich, wenn du meinetwegen einen ſo angenehmen Aufenthalt abkürzen wollteſt."

„Aber du —"

„O, ich werde mich ſchon damit abzufinden wiſſen."

Das Feuer war beinah ganz ausgegangen und es wurde immer dunkler zwiſchen ihnen. In einem halb träumeriſchen, halb erwartungsvollen Ton ſagte ſie:

„Es iſt doch wahr — man ſoll eine Frau niemals allein laſſen."

Er trat auf ſie zu und ſuchte ihr trotz der Dunkelheit in die Augen zu blicken. Dann faßte er ihre Hand:

„Haſt du mich lieb?"

„O gewiß, wenigſtens liebe ich keinen andern. Aber —"

„Was wollteſt du ſagen?"

„Nichts weiter, — ich dachte nur, den ganzen Sommer ſind wir voneinander getrennt, — im Winter biſt du die halbe Zeit durch deine Familie oder deine Freunde in Anſpruch genommen — und da dachte ich eben: wenn man ſich ſo wenig ſieht, iſt es eigentlich nicht der Mühe wert, ſich überhaupt zu ſehen."

Le Ménil zündete jetzt die Kerzen an. Das Licht fiel auf ſeine ſcharf markierten, offenen Züge, und er blickte ſie vertrauensvoll an. Er glaubte an ſie — nicht aus Eitelkeit, wie es bei manchen Männern der Fall iſt, ſondern aus einem tiefeingewurzelten Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung, das ſeiner Erziehung und ſeiner einfachen Denkungsweiſe entſprang.

„Thereſe, ich habe dich lieb und ich weiß ja, du liebſt mich auch. Warum willſt du mich alſo quälen? Du haſt manchmal etwas ſo Kaltes und Hartes in deinem Weſen, das mich wirklich peinlich berührt."

Heftig ſchüttelte ſie ihren kleinen, zierlichen Kopf: „Was willſt du? Ich bin eigenſinnig und herb, aber das liegt mir nun einmal im Blut, ich habe es von meinem Vater. Du kennſt Joinville, du haſt ja das Schloß geſehen, mit den Plafonds von Lebrun, mit den alten Gobelins, die noch von Fouquet herſtammen, du kennſt unſeren Garten, der nach einem Plan von Le Nôtre angelegt iſt. Du kennſt den Park und die Jagd, — aber etwas haſt du nicht geſehen,

nämlich das Arbeitskabinett meines Vaters, ſeinen einfachen, weißen Holztiſch und das Büchergeſtell von Mahagoni. — Das, mein Lieber, iſt der Punkt, von dem alles andere ausgegangen iſt. An dieſem Tiſch, vor dieſem Bücherbrett hat mein Vater 40 Jahre lang geſeſſen und gerechnet, zuerſt in einem einfachen Zimmer in der Rue de la Baſtille und ſpäter in der kleinen Wohnung Rue de Maubeuge, wo ich geboren bin. Wir waren damals noch nicht reich. Ich erinnere mich noch ſehr gut an den kleinen Salon mit den roten Damaſtmöbeln, in dem meine Eltern ihren Hausſtand angefangen haben, und den meine Mutter ſo liebte.

Ich bin ja das Kind einer Parvenu- oder ſagen wir meinetwegen einer Erobererfamilie, es kommt auf eins heraus. Mein Gott, wir ſind intereſſierte Leute. Mein Vater wollte immer nur Geld verdienen; er wollte das beſitzen, wofür man alles andere haben kann, das heißt alſo: alles beſitzen. Und ich will auch etwas erringen und feſthalten, — was, das weiß ich ſelbſt kaum — vielleicht das Glück, das ich beſitze oder auch nicht beſitze. Ich bin auf meine Art ſehr anſpruchsvoll, mich verlangt nach Träumen und Illuſionen. O ich weiß ſehr wohl, daß alles das die Mühe nicht lohnt, die man ſich darum gibt, aber gerade dieſes Ringen danach iſt doch etwas wert. — Darin liegt meine Perſönlichkeit, mein ganzes Leben. Ich will Freude von dem haben, was ich liebe, oder was ich zu lieben geglaubt habe, ich will nichts davon einbüßen. Darin bin ich ganz wie mein Vater, ich fordere alles zurück, was man mir ſchuldig iſt. Und dann — —" hier ſenkte ſie die Stimme, — „ich habe doch ſchließlich auch meine Sinne. —

Siehſt du, mein Lieber, ich weiß, ich quäle dich, aber was willſt du? Du brauchteſt ja nicht gerade mich zu nehmen."

Er war es gewohnt, ſie manchmal ſo leidenſchaftlich reden zu hören, aber er konnte es nicht leiden, es ſtörte ihn in ſeinem Vergnügen. Übrigens beunruhigte er ſich nicht weiter darüber; er war ſehr empfindlich für alles, was ſie tat, aber nicht für das, was ſie ſagte. Es kam ihm überhaupt nicht in den Sinn, bloßen Worten, beſonders wenn ſie von einer Frau herrührten, große Bedeutung beizulegen. Er ſelbſt ſprach ſehr wenig, und es fiel ihm nicht ein, daß Worte oft ebenſoviel bedeuten wie Taten.

Obgleich er ſie liebte — vielleicht gerade, weil er ſie ſo ſehr liebte und ihr ſo feſt vertraute — glaubte er, ihre Phantaſie, die er oft ſehr albern fand, eindämmen zu müſſen.

„Du weißt doch, Thereſe, daß ich mich immer bemüht habe, dir in allem gefällig zu ſein, ich bitte dich alſo, verſchone mich mit Launen."

„Aber warum denn? Damals, wie ich mich von dir hinreißen ließ oder mich dir freiwillig gab — wie du willſt, — geſchah es doch auch nicht aus Vernunft oder aus Pflicht, ſondern einfach, aus Laune."

Er blickte ſie überraſcht und bekümmert an.

„Das Wort Laune ſcheint dich zu verletzen, mein Freund. Sagen wir alſo aus Liebe. Nun, ich habe es ja auch aus wirklichem Gefühl heraus getan, und weil ich ſah, daß du mich lieb hatteſt. Aber die Liebe ſollte immer nur Genuß ſein, und ich habe darin bis jetzt nicht die Befriedigung gefunden,

die ich ſuchte. Du nennſt das Laune, was mein innerſtes Verlangen, der Inhalt meines Lebens iſt: mein Bedürfnis nach Liebe. Wenn ich die nicht finde, will ich lieber ganz allein ſein. — Du biſt unglaublich! — Laune! Iſt denn deine Geſchichte mit der Fuchsjagd zum Beiſpiel etwas anderes?"

„Ich ſchwöre dir, Thereſe," ſagte er, „wenn ich es nicht verſprochen hätte, würde ich dir dieſes kleine Vergnügen mit tauſend Freuden opfern."

Er meinte es aufrichtig, und ſie fühlte, daß er die Wahrheit ſagte. Sie wußte ja, daß er auch in den geringfügigſten Kleinigkeiten ſein Wort zu halten pflegte. Gerade durch dieſe Gewiſſenhaftigkeit war er unaufhörlich an geſellſchaftliche Verpflichtungen gebunden, denen er mit der peinlichſten Genauigkeit nachkam.

Wenn ſie noch weiter in ihn gedrungen wäre, hätte ſie es leicht erreichen können, daß er blieb, das ſah ſie wohl. Aber jetzt war es zu ſpät. Es lag ihr nichts mehr daran, das Spiel zu gewinnen. Sie fand jetzt ſogar eine Art von ſchmerzlichem Reiz darin, es zu verlieren. So tat ſie denn, als ob ſie ſeine Gründe, die ſie in Wirklichkeit einfach lächerlich fand, ernſt nähme. Sie gab anſcheinend nach und machte ſich dabei im Grunde über ihn luſtig.

„Allerdings, wenn du es verſprochen haſt."

Er war anfangs etwas überraſcht, dann beglückwünſchte er ſich im Stillen, daß er ſie dazu gebracht hatte, Vernunft anzunehmen und war ihr dankbar dafür, daß ſie ihren Eigenſinn fahren ließ. So faßte er ſie um die Taille, küßte ſie zur Belohnung wie ein guter Ehemann auf Nacken und Augen,

und zeigte den beſten Willen, ſeine letzten Tage in Paris ausſchließlich ihr zu widmen.

„Ehe ich abreiſe, Liebſte, können wir uns noch drei- oder viermal wiedergeſehen, ſogar noch öfter, wenn du willſt. Ich werde dich, ſo oft du magſt, hier erwarten. Willſt du morgen kommen?“

Es gewährte ihr jetzt eine ſtille Genugtuung ihm zu ſagen, daß ſie weder morgen, noch an einem der folgenden Tage kommen könne. Im freundlichſten Tone von der Welt gab ſie ihm ihre Gründe an, es waren auf den erſten Blick nur kleine Hinderniſſe: Sie hatte Beſuche zu machen, ein Kleid anzuprobieren, und dann mußte ſie zu einem Wohltätigkeitsbazar und in die Ausſtellung und Stickereien anſehen, die ſie vielleicht kaufen wollte. Aber bei näherer Betrachtung wuchſen die Schwierigkeiten, die Beſuche konnten gar nicht aufgeſchoben werden. Es war nicht ein Bazar, ſondern mehrere, und ſie mußte unbedingt hingehen. Die Ausſtellung wurde nächſtens geſchloſſen, und die Stickereien ſollten nach Amerika geſchickt werden. Kurz, es war ganz unmöglich, vor ſeiner Abreiſe noch einmal wieder zu kommen.

Da es in ſeinem Charakter lag, derartige Gründe für bindend zu halten, ſo fiel es ihm gar nicht auf, daß es ganz gegen ihre ſonſtige Art war, ſich durch ſo etwas hindern zu laſſen. Dieſe erdrückende Menge von geſellſchaftlichen Verpflichtungen, die ſie zu erfüllen hatte, machte ihn konfus. Er widerſprach nicht einmal, ſondern ſchwieg ganz ſtill und machte ein unglückliches Geſicht dazu.

Jetzt ſchob ſie die Portiere zurück, legte die Hand auf

den Türgriff und wandte ſich dann noch einmal zu ihrem Freunde zurück: „Leb wohl Robert,“ ſagte ſie in beinah tragiſchem Ton, dabei aber etwas ironiſch, „und amüſiere dich gut. Meine Beſuche, meine Beſorgungen und deine kleine Reiſe — das iſt alles nichts von Bedeutung. Ja, es iſt wirklich wahr, das Schickſal beſteht aus lauter ſolchen Kleinigkeiten. Adieu!“

Damit ging ſie. Er hätte ſie gern begleitet, aber er hielt es nicht für richtig, ſich mit ihr auf der Straße ſehen zu laſſen, wenn ſie es nicht abſolut verlangte.

Als Thereſe draußen war, kam es ihr plötzlich ſo vor, als ob ſie ganz allein auf der Welt ſei und weder Freude noch Schmerz mehr zu empfinden vermöchte. Sie ging wie gewöhnlich, zu Fuß nach Hauſe. Es war ſchon ganz dunkel, die Luft war kalt, klar und ruhig.

Während ſie ſo die Allee entlang ging, die in tiefem Schatten dalag, in den nur hier und da ein heller Lichtſchein hineinfiel, war ihr zu Mut, als ob ſie niemals wieder dieſen Weg, den ſie nun ſchon ſo oft gegangen war, zurückkehren würde. Aber warum? Was hatte denn der heutige Tag ihr Beſonderes gebracht? Eine unbedeutende, kleine Meinungsverſchiedenheit, man konnte es ja nicht einmal einen Streit nennen. Und trotzdem empfand ſie etwas was ſie nie zuvor empfunden hatte. Es war, als ob dieſer Tag einen faſt unmerklichen, ſeltſamen Reiz in ſich getragen hätte, der ſich nie wieder verwiſchen würde. Was war denn eigentlich geſchehen? Aber nichts! Und doch überwog dieſes Nichts alles andere. Sie hatte ein unklares, aber untrügliches Gefühl, daß ſie

jenes Zimmer niemals wieder betreten würde, das noch vor kurzem das teuerſte Geheimnis ihres Lebens barg.

Es war ja kein leichtſinniges Verhältnis geweſen. Sie war ſeine Geliebte geworden, weil ſie ein tiefes Verlangen nach Glück empfand. Aber bei all ihrer Fähigkeit, ſich liebend hinzugeben, war ſie doch immer klarſehend geblieben. Sie hatte niemals die Überlegung und das Gefühl ihrer eigenen Sicherheit verloren, das bei ihr ſehr ſtark ausgebildet war.

Ausgewählt hatte ſie ſich ihren Geliebten eigentlich nicht. Aber wählt man denn überhaupt jemals ſelbſt? Sie hatte ſich ihm auch nicht aus bloßem Zufall hingegeben, oder weil er ſie überraſcht hatte. Sie hatte einfach getan, was ſie wollte, ſoweit das überhaupt jemals in ſolchen Dingen der Fall iſt. Und ſie brauchte nicht zu bereuen, was ſie getan. Er war für ſie geweſen, was er ihr hatte ſein ſollen, das mußte ſie ihm laſſen, — dieſem Mann, der allgemein ſo beliebt war und alle Frauen haben konnte, nach denen er verlangte.

Und trotz alledem fühlte ſie, daß es zu Ende ſei, und eigentlich war das ganz natürlich. Mit einem Anflug von Wehmut ſagte ſie ſich: „Er hat drei Jahre meines Lebens ausgefüllt, er iſt ein guter Menſch, und er hat mich geliebt und ich ihn. Ja, ich habe ihn lieb gehabt, ſonſt hätte ich ihm nicht angehört. Ich bin kein gefallenes Weib.“

Aber ſie konnte ſich nicht mehr in die Empfindungen jener vergangenen Zeit zurückdenken, in dieſen geiſtigen und körperlichen Aufruhr, den er damals beim erſtenmal in ihr hervorgerufen hatte. Dabei erinnerte ſie ſich noch an die klein-

ſten und geringfügigſten Umſtände. Es war in einem Hotelzimmer geweſen. Sie ſah es noch vor ſich mit den künſtlichen Blumen und den geſchmackloſen Bildern. Sie beſann ſich noch auf die rührenden, beinah komiſchen Worte, die er damals geſagt hatte. Aber es kam ihr vor, als ob es eine ganz andere Frau geweſen ſei, die alles das erlebt hatte, ein Weſen, das ihr fern ſtand, das ihr beinah unſympatiſch war, und das ſie jetzt nicht mehr verſtehen konnte.

Und das, was heute geſchehen war, heute, wo die Spuren ſeiner Küſſe noch auf ihrem Körper brannten, das lag jetzt alles ſchon ſo fern. Das Bett, der weiße Flieder in der Kryſtallvaſe, die kleine Schale, aus der ſie ihre Haarnadeln genommen hatte, — alles das ſah ſie vor ſich, als ob ſie von der Straße aus in irgendein fremdes Fenſter hineingeblickt hätte. Sie fühlte keine Bitterkeit, ja ſie war nicht einmal traurig.

Sie hatte ihm ja nichts zu verzeihen — leider nicht. Daß er auf eine Woche fortgehen wollte, das war ja kein Verrat an ihr, es war kein Unrecht gegen ſie, es war nichts — und alles. Es war das Ende, das wußte ſie ganz genau. Sie wollte ein Ende machen. Ihre ganze Natur, ihr innerſtes Weſen zwang ſie dazu. „Ich habe durchaus keine Veranlaſſung ihn weniger zu lieben wie ſonſt," ſagte ſie ſich. „Liebe ich ihn denn wirklich nicht mehr — und habe ich ihn überhaupt jemals geliebt?"

Sie konnte ſich nicht klar darüber werden, und eigentlich war es ihr auch gleichgültig.

Drei Jahre lang hatte ſie ihm angehört — zweimal die

Woche, manchmal auch viermal. Es hatte ſogar Zeiten gegeben, wo ſie ſich jeden Tag ſahen. Hatte das denn gar nichts für ſie zu bedeuten? Mein Gott, das ganze Leben hatte ja nicht viel zu bedeuten, und das was man ſelbſt hineingelegt, iſt ja ſo bitterwenig. Nein, ſie hatte gar keinen Grund, ſich zu beklagen, aber es war beſſer, wenn die Sache einmal ein Ende nahm.

Alle ihre Reflexionen gipfelten in dieſem einen Punkt. Es war mehr wie ein plötzlicher Entſchluß — Entſchlüſſe kann man ja immer wieder ändern, — es war viel mehr wie das, es war eine körperliche und geiſtige Umwandlung, die in ihr vor ſich gegangen war.

Dann dachte ſie wieder an das Veilchenbukett, das er ihr eines Abends auf dem Petit-Pont, dicht bei der Notre-Dame-Kirche geſchenkt hatte. An jenem Tage war etwas anderes in ihrer Liebe geweſen wie gewöhnlich, mehr Hingabe und etwas Phantaſtiſches. Es wurde ihr weich ums Herz, wenn ſie daran dachte. Sie ſuchte ſich wieder zurückzurufen, was es eigentlich geweſen war, aber ſie konnte es nicht. Der arme, verwelkte kleine Veilchenſtrauß war alles, was davon zurückgeblieben war.

Während ſie ſo, nachdenklich, dahinging, redeten verſchiedene Vorübergehende ſie an, die durch ihre einfache Toilette irregeführt wurden. Einer ſchlug ihr vor, mit ihm zu dinieren und dann ins Theater zu gehen. Sie amüſierte ſich darüber, und es zerſtreute ſie. — Nein, ſie war wirklich ganz ruhig. Es war keine große Kriſis, die ſie durchzumachen hatte. „Wie machen es denn andere Frauen?“ dachte

ſie. „Und ich, die ſich immer einbildete, ihr Leben nicht zu verſchleudern! Ach Gott, es iſt nicht viel wert, das ganze Leben!“

Sie hatte jetzt den Platz vor dem kulturhiſtoriſchen Muſeum erreicht. Ein Teil der Straße war hier aufgeriſſen, weil irgendwelche unterirdiſche Arbeiten gemacht wurden. Zu beiden Seiten der Grube waren Erdhaufen aufgeworfen, überall lagen Plaſterſteine und Teile von Leitungsrohren umher. Als ſie das ſchmale, ſchwankende Brett betrat, das zum Übergang diente, ſah ſie am entgegengeſetzten Ende desſelben einen Herren ſtehen, der auf ſie zu warten ſchien. Es war Dechartre, den Paul Vence bei ihr eingeführt hatte. Er hatte ſie erkannt und grüßte jetzt. Wie ſie an ihm vorüberging, glaubte ſie zu bemerken, daß er ſich über dieſe Begegnung freute. Lächelnd erwiderte ſie ſeinen Gruß, und er fragte, ob er ſie ein Stückchen begleiten dürfe. So gingen ſie zuſammen über den weiten Platz, über den ein friſcher Luftzug hinſtrich.

Er ſagte, er habe ſie an ihrem eigentümlich rhythmiſchen Gang erkannt und fügte hinzu: „Schöne Bewegungen ſind Muſik für das Auge.“

Sie erwiderte, daß ſie mit Vorliebe zu Fuß ginge, es wäre ſo angenehm und zugleich ſo geſund.

Ihm ging es ebenſo, er machte gern weite Wanderungen in einer ſchönen Gegend oder durch belebte Straßen. Es lag ſo ein geheimnisvoller Reiz darin. Auch reiſte er gern, trotzdem es heutzutage ſo bequem und trivial geworden ſei. Er hatte Griechenland geſehen mit ſeinen goldenen Tagen und

klaren Nächten, er kannte Ägypten und den Bosporus. Aber am meiſten zog es ihn immer wieder nach Italien, es war ihm, als ob dort ſeine geiſtige Heimat läge.

„Ich reiſe auch die nächſte Woche wieder dorthin," ſagte er, „ich möchte Ravenna wiederſehen, wie es an dem öden Geſtade unter ſchwarzen Pinien ſchlummert. Kennen Sie Ravenna, Madame? Es hat etwas von einer verzauberten Totenſtadt, in der ſchimmernde Geſpenſter hauſen und der ganze Reiz des Vergangenen wohnt. Beſonders das Grab der Galla Placidia mit ſeiner düſterleuchtenden Krypta macht einen unheimlichen Eindruck. Wenn man durch eine Spalte des Sarkophags blickt, glaubt man die Tochter des Theodoſius auf ihrem goldenen Seſſel vor ſich zu ſehen, wie ſie ſteif und unbeweglich daſitzt in ihrem reich geſtickten, von Edelſteinen ſtarrenden Gewand; mit dem ſchönen, grauſamen Geſicht, das durch das Einbalſamieren ſchwarz und hart geworden iſt, während die ebenholzfarbenen Hände auf den Knien ruhen. Dreizehn Jahrhunderte hindurch hat ſie ſich in dieſer düſteren Pracht erhalten, bis eines Tages ein Kind mit einer Kerze an die Öffnung des Grabes kam und der Körper der ſchönen Dalmatinerin in Staub zerfiel."

Madame Martin fragte, was dieſe ſtolze Tote für ein Leben geführt habe.

„Sie wurde zweimal als Sklavin verkauft," ſagte Dechartre, „und wurde zweimal wieder Kaiſerin."

„Dann war ſie gewiß ſehr ſchön," meinte Madame Martin. „Aber Sie haben mich zu tief in ihr Grab hineinſchauen laſſen und mir graut vor ihr. Gehen Sie nicht auch

nach Venedig, Monſieur Dechartre, oder ſind die Gondeln und die Tauben am Markusplatz Ihnen langweilig geworden. Ich muß geſtehen, daß ich Venedig immer noch liebe, obgleich ich ſchon dreimal dort war.“ Er ſtimmte ihr bei, denn er hing ebenfalls ſehr an Venedig. Jedesmal, wenn er dort war, ließ er die Bildhauerei liegen und wurde Maler. Es waren vor allem die Lufteffekte, die ihn dazu reizten.

„Selbſt in Florenz,“ ſagte er, „ſcheint der Himmel ſo weit entfernt, ſo hoch über uns zu ſein. Aber in Venedig iſt er überall, er ſenkt ſich liebevoll auf die Erde und auf das Waſſer herab und ſchmiegt ſich um die Bleidächer und Marmorfaſſaden der großen Kirchen.

Die Schönheit Venedigs liegt hauptſächlich in ſeinem Himmel und in ſeinen Frauen. Was für entzückende Geſchöpfe ſind dieſe Venetianerinnen mit ihrem kühnen, reinen Wuchs, den reinen Linien und dem geſchmeidigen Körper, der ſich ſo voll unter dem ſchwarzen Bruſttuch abzeichnet. Wenn ſie am Sonntag vor der Kirche in bewegten, lachenden Gruppen zuſammenſtehen, dieſe Weiber mit dem ſchöngeformten Hals, dem blühenden Lächeln und den flammenden Augen, und wenn dann ein Prieſter mit ſeinem ſcharfgeſchnittenen Vitelliuskopf vorüberkommt, das maſſige Kinn auf ſein Meßgewand herabgeſenkt, den Kelch in der Hand und von zwei Chorknaben begleitet, — wie ſie ſich da geſchmeidig beiſeite biegen — wie junge Wildkatzen.“

Er ging in etwas ungleichem Tempo, bald ſchnell, bald langſam, wie ſein Gedankengang es gerade mit ſich brachte. Sie machte regelmäßigere Schritte und war immer etwas

voraus. Er blickte ſie von der Seite an und bewunderte ihren kräftigen und doch graziöſen Gang.

Ohne ſich ſelbſt darüber klar zu ſein, genoß er den intimen Reiz dieſes unerwarteten Zuſammentreffens mit einer jungen Frau, die er faſt gar nicht kannte.

Sie waren jetzt dort angekommen, wo die große Platanen-Allee ſich in vier Reihen teilt, und gingen nun an dem mit Büſchen bewachſenen Wall entlang, der die unſchönen militäriſchen Gebäude verdeckt, die ſich dem Kai gegenüber hinziehen. Der Himmel war völlig klar, und die Lichter der Stadt vermiſchten ſich mit den Sternen.

„Letztes Jahr in Venedig," fuhr Dechartre fort, „ſah ich jeden Morgen, wenn ich ausging, ein entzückendes junges Mädchen vor ſeiner Wohnung ſitzen, von der ein paar Stufen zum Kanal herabführten. Wie ſie ſo daſaß mit dem kleinen, zierlichen Kopf, den ſchön gebauten Hüften und dem runden, kräftigen Hals! Und wenn ſie lächelte, welch ein Mund! So ſah ich ſie jeden Tag mitten in all dem Schmutz und dabei vom Sonnenlicht umfloſſen. Ich kam leider bald dahinter, daß ihr Lächeln einem Metzgerburſchen galt, der ihr gegenüber wohnte."

„Ja, es iſt wahr," ſagte Madame Martin, „die Venetianerinnen ſind ſehr ſchön."

„Sie ſind faſt alle ſchön — das heißt, ich ſpreche nur von den Mädchen aus dem Volk, den Zigarettenarbeiterinnen und Fabrikmädchen, die anderen ſind wie die Frauen überall."

„Die anderen? Meinen Sie damit die Damen aus der Gesellschaft — und lieben Sie die nicht?“

„Die Damen aus der Gesellschaft? — O ja, es gibt reizende Geschöpfe darunter. Aber sie lieben, das ist nicht so einfach!“

„Meinen Sie wirklich?“

Damit reichte sie ihm die Hand und bog dann schnell um die Straßenecke.

V

Abends beim Diner war ſie mit ihrem Mann allein. Während er von den Ereigniſſen des Tages ſprach, verſank ſie in düſtere Träumereien. Es kam ihr vor, als ob ſie ganz allein und fern von der Welt durch einen dichten Nebel ginge. Sie litt, aber es lag ein friedliches, beinah ſüßes Gefühl darin. Und jenſeits des wogenden Nebels erblickte ſie das kleine Zimmer in der Rue Spontini, wie es von ſchwarzen Geſtalten auf einen hohen Berggipfel getragen wurde. Es war eine Art Weltuntergang, den ſie vor ſich zu ſehen glaubte, und mitten in dem Chaos war Robert plötzlich verſchwunden, während er daſtand und ſeine Handſchuhe anzog.

Sie fühlte ſich den Puls, um zu ſehen, ob ſie vielleicht Fieber habe. Aber der Klang des Silberzeugs auf dem Eßtiſch brachte ſie plötzlich wieder zu ſich. Sie hörte die Stimme ihres Mannes, der gerade ſagte:

„Gavaut hat heute eine brillante Rede über die Frage der Penſionskaſſen gehalten. Es iſt erſtaunlich, was für geſunde Ideen er in neuerer Zeit entwickelt, und wie er jetzt den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß. Er hat wirklich ſehr gewonnen.“

Sie konnte nicht umhin zu lächeln: „Aber mein Lieber, Gavant iſt ein armer Teufel, der nie etwas anderes gewollt hat, wie aus der Hungerleiderei herauszukommen und ſich ſelbſt vorwärts zu bringen. Ideen hat er aber auch nicht für einen roten Heller. — Nimmt man dieſen Menſchen in politiſcher Beziehung wirklich ernſt? Glaube mir, er hat noch in keiner Frau Illuſionen erweckt, nicht einmal bei ſeiner eigenen. Und dazu gehört doch nicht einmal beſonders viel.“

Dann fügte ſie ganz unvermittelt hinzu:

„Du weißt, Miß Bell hat mich eingeladen, auf einen Monat zu ihr nach Fieſole zu kommen. Ich habe die Einladung angenommen und werde nächſtens hingehen.“

Er war nicht gerade überraſcht, aber unangenehm berührt und fragte, mit wem ſie denn reiſen wolle.

Ihr fiel gleich jemand ein und ſie ſagte: „Mit Madame Marmet.“

Er wußte nichts dagegen zu ſagen. Madame Marmet war eine äußerſt anſtändige Reiſebegleitung und für Italien ganz beſonders geeignet, da ſie ihren Gatten — „Marmet, den Etrusker“ — auf ſeinen Forſchungsreiſen dorthin begleitet hatte. So ſagte er nur:

„Haſt du dich ſchon mit ihr verabredet und wann gedenkſt du abzureiſen?“

„Nächſte Woche.“

Er war klug genug, um ihr für den Augenblick nicht zu widerſprechen, denn er dachte, daß ſeine Oppoſition ſie in einer, vielleicht nur vorübergehenden Laune nur beſtärken würde. So ſuchte er das Geſpräch davon abzulenken.

„Das Reiſen iſt wirklich eine ſehr angenehme Zerſtreuung. Ich hatte eigentlich gedacht, wir könnten im Frühjahr einmal in den Kaukaſus und nach Turkeſtan gehen. Es iſt eine intereſſante und noch wenig bereiſte Gegend. Der General Annenkoff würde uns dort auf ſeiner Eiſenbahn beſondere Waggons oder gar Extrazüge zur Verfügung ſtellen. Er iſt ein guter Freund von mir, und du haſt ihm ſehr gefallen. Am Ende gibt er uns ſogar eine Eskorte von Koſaken mit. Denk dir nur, wie gut ſich das ausnehmen würde.“

Er hoffte damit auf ihre Eitelkeit einzuwirken, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ſie auf ſolche Dinge keinen Wert legte.

Gleichgültig erwiderte ſie, daß es gewiß eine hübſche Reiſe ſein würde.

Nun begann er von der Schönheit der kaukaſiſchen Berge, von den alten Städten, den Bazaren und Nationaltrachten zu ſprechen und fügte ſchließlich noch hinzu:

„Wir könnten ja auch ein paar Bekannte mitnehmen, die Prinzeſſin Seniavine und den General Larivière, vielleicht auch Vence oder Le Ménil.“

Mit einem trocknen, kurzen Auflachen antwortete ſie, es ſei noch Zeit genug bis dahin, um zu beſtimmen, wen man einladen wolle.

Nun fing er an, den aufmerkſamen und zuvorkommenden Gatten zu ſpielen: „Aber du ißt ja gar nichts, du mußt mehr an deine Geſundheit denken.“

Obwohl er nicht glaubte, daß ſie wirklich ſo weit reiſen wollte, fing es an, ihn zu beruhigen. Sie hatten ſich ja ihre

gegenſeitige Freiheit wiedergegeben, aber er war nicht gern allein. Er fühlte ſich ohne ſeine Frau und ohne geſelliges Leben nicht wohl in ſeinem Hauſe. Noch dazu hatte er beſchloſſen, während der jetzigen Seſſion drei oder vier große politiſche Diners zu geben. Die Partei, zu der er gehörte, wuchs immer mehr an, und es war gerade der geeignete Moment, ſich in ſeiner Poſition zu befeſtigen und mit Eklat hervorzutreten. So ſagte er in geheimnisvollem Ton: „Es können über kurz oder lang Verhältniſſe eintreten, wo wir die Beihilfe unſrer ſämtlichen Freunde brauchen könnten. Biſt du dem Gang der politiſchen Ereigniſſe in letzter Zeit nicht gefolgt, Thereſe?“

„Nein, mein Freund.“

„Das tut mir leid, du haſt ein ſcharfes Urteil und einen außergewöhnlich klaren Verſtand. Wenn du dem Lauf der Ereigniſſe gefolgt wäreſt, hätteſt du mit Staunen bemerkt, wie die Bevölkerung ſich allmählich gemäßigteren Anſichten zuneigt. Man iſt die ewigen Übertreibungen müde geworden. — Es wird eines Tags dahin kommen, daß man ein zweites Miniſterium Caſimir Périer mit neuen Kräften bilden wird, und dann —“

Er hielt inne, denn ſie hörte wirklich nicht zu.

Sie hing ihren Gedanken nach, und es waren traurige, ernüchternde Gedanken, die über ſie kamen. Sie ſah wieder die ſchöne Frau in dem kleinen dunklen Zimmer vor ſich. Sie ſtand mit bloßen Füßen auf dem dichten, braunen Bärenfell und wand vor dem Spiegel ihr Haar zu einem Knoten, während ihr Freund ſie auf den Nacken küßte. — Aber es

kam ihr vor, als ob es eine andere ſei, die ſie nicht einmal näher kannte und auch lieber gar nicht kennen wollte, deren Angelegenheiten ſie nicht weiter intereſſierten. Eine Haarnadel, die ſie ſchlecht befeſtigt hatte — es war eine von den Haarnadeln aus der kleinen Glasſchale, glitt ihr über den Nacken herab — und es ſchauderte ſie.

„Auf jeden Fall," ſagte Monſieur Martin Bellème, „müſſen wir unſere politiſchen Freunde einige Male zum Diner bei uns verſammeln. Man könnte die einſtigen Radikalen mit Leuten aus unſerer Geſellſchaft zuſammenbringen. Und es wäre ſehr gut, einige hübſche Frauen dazu zu bitten. Wenn wir zum Beiſpiel Madame Bérard de la Malla einlüden. — Seit zwei Jahren hat man ihr nichts Schlimmes mehr nachgeſagt. Was meinſt du dazu?"

„Aber, mein Lieber, wenn ich nächſte Woche abreiſe —"

Er war ganz ſtarr.

Finſter und ſchweigend gingen ſie zuſammen in den kleinen Salon, wo Paul Vence ſie erwartete. Er verkehrte ganz zwanglos bei ihnen und kam öfters ſo des Abends.

Sie reichte ihm die Hand: „Es freut mich wirklich, daß Sie gekommen ſind. Ich will Ihnen nämlich Lebewohl ſagen — allerdings nur für kurze Zeit. — Paris iſt jetzt ſo kalt und düſter. Dieſe Jahreszeit macht mich müde und melancholiſch, und ich will auf ſechs Wochen nach Florenz zu Miß Bell."

Monſieur Martin Bellème blickte verzweifelt auf, und Vence fragte, ob ſie nicht ſchon öfter in Italien geweſen ſei.

„Ja, dreimal ſogar. Aber ich habe eigentlich nie etwas geſehen. Dieſes Mal aber will ich alles ſehen und genießen. Von Florenz aus will ich Ausflüge nach Toskana und Umbrien machen und dann zum Schluß nach Venedig.“

„Da tun Sie ganz recht. Venedig iſt die Sonntagsruhe nach der großen Schöpfungswoche des göttlichen Italiens.“

„Ihr Freund Dechartre hat mir ſo ſchön von Venedig und dem venetianiſchen Himmel erzählt.“

„Ja, der Himmel von Venedig iſt wirklich koloriſtiſch. In Florenz hat er eher etwas Durchgeiſtigtes. Irgendein alter Schriftſteller hat ſchon geſagt: Der leichte, klare Himmel von Florenz inſpiriert die Menſchen zu ſchönen Gedanken. Ich ſelbſt habe in Toskana herrliche Tage verlebt und möchte ſehr gern einmal wieder dorthin.“

„Nun, ſo kommen Sie doch auch nach Florenz.“

Er ſeufzte: „Aber die Zeitungen, die Revuen, die tägliche Arbeit.“

Monſieur Martin Bellime meinte, dieſe Gründe müſſe man anerkennen, es ſei ein zu großes Vergnügen, die Artikel und Romane von Paul Vence zu leſen, als daß man ihn von ſeiner Arbeit abhalten dürfe.

„Ach, mein Gott! In einem Buch kann man ja doch niemals ganz das ſagen, was man ſagen möchte. Es iſt einfach unmöglich. — Nun ja, ich weiß ſchließlich ebenſogut mit der Feder umzugehen wie mancher andere. Aber all dieſes Reden und Schreiben iſt ſo armſelig. Alle dieſe kleinen

Zeichen, aus denen man die Silben, die Worte, die Sätze macht, ſind ein Unglück. Was ſoll aus den Ideen, aus all den ſchönen Gedanken werden, die von dieſen blödſinnigen, trivialen Hieroglyphen abhängig ſind. Was fängt der Leſer mit einer Seite an, die ich ſo geſchrieben habe? Es iſt für ihn nur eine Reihenfolge von Mißverſtändniſſen, Widerſinnigkeiten und Nonſens. Leſen und Hören iſt immer dasſelbe wie Überſetzen. Es mag ja auch gute Überſetzungen geben, aber niemals ganz getreue. Was hilft es mir, wenn die Leute meine Bücher bewundern, ſie bewundern ja doch nur, was ſie ſelbſt hineinlegen. Jeder Leſer ſchiebt uns ſeine eigenen Gedanken unter, unſere Bücher ſind nur dazu da, um ſeine Phantaſie zu kitzeln. Und es iſt ſchrecklich, daß man nichts weiter kann, wie ihm dazu den Stoff liefern. Es iſt ein ganz niederträchtiges Handwerk."

„Sie ſcherzen," ſagte Monſieur Martin.

„Das glaube ich nicht," nahm Thereſe das Wort. „Er fühlt nur, daß kein Menſch jemals ganz in die Seele des anderen einzudringen vermag, und darunter leidet er. Ja, man mag tun, was man will, man iſt doch im Grunde immer allein. Das war es, was Vence ſagen wollte. Und er hat recht. Man verſucht es immer wieder, ſich auszudrücken, aber verſtanden wird man niemals."

„Vielleicht noch am eheſten durch Geſten," meinte Vence.

„O nein, Monſieur Vence, das iſt nur eine andere Art von Hieroglyphen. — Erzählen Sie mir doch etwas von Choulette. Ich ſehe ihn faſt nie mehr."

Vence ſagte, Choulette ſei augenblicklich damit beſchäftigt, den Franziskanerorden zu reformieren.

„Der Gedanke in dieſem Werk," erklärte er, „iſt ihm auf ganz ſeltſame Weiſe gekommen, nämlich als er eines Tages zu ſeiner heiligen Marie ging, die hinter dem großen Hoſpital in einer immer dumpfigen Gaſſe mit ſchiefen Häuſern wohnte. Sie wiſſen ja, Marie iſt die Heilige und Märtyrerin, die des Volkes Sünde trägt. Er zog an dem Rehfuß der Klingelſchnur, der durch die Beſucher von zwei Jahrhunderten ſchon ganz fettig geworden war. Ob nun ſeine Marie und Märtyrerin gerade beim Weinwirt war, wo ſie ſich häuslich niederzulaſſen pflegte, oder in ihrem Zimmer anderweitig beſchäftigt war, jedenfalls machte ſie ihm nicht auf. Choulette klingelte anhaltend und ſo ſtark, daß ihm der Rehfuß in der Hand blieb. Gewohnt, überall Myſtiſches zu ſehen und den inneren Sinn der Dinge zu ergrübeln, war ihm ſofort klar, daß ſich die Klingelſchnur nicht ohne den ausdrücklichen Willen geheimer Geiſteskräfte losgelöſt haben könnte. Er dachte darüber nach. Die Schnur war mit klebrig ſchwarzem Schmutz überzogen. Er band ſie ſich als Gürtel um und erkannte, daß er auserſehen war, den Franziskanerorden zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückzuführen. Er verzichtete alſo auf Frauenſchönheit, Dichterglück und Lorbeer und wandte ſich dem Studium der Lehre und des Lebens der Gottgefälligen zu. Trotzdem hatte er ſeinem Verleger ein Buch mit dem Titel „Les Blandices" verkauft, das, wie er ſagte, alle Arten zu lieben enthält. Er ſchmeichelt ſich ſogar, ſich in dieſem Werk nicht ohne Eleganz als kriminell gegeben

zu haben. Aber das Buch hat, ohne ſein myſtiſches Vorhaben zu kreuzen, es im Gegenteil noch gefördert. Er will es durch ein ſpäteres Werk wieder gutmachen und ſehr ehrbar und muſterhaft werden. Außerdem ſoll ihm das Geld oder, wie er ſagt, „die Gelder", die er dafür bekommen hat und die für ein keuſcheres Buch nie gegeben worden wären, zu einer Pilgerfahrt nach Aſſiſi verhelfen."

Madame Martin fragte höchſt beluſtigt, was denn nun eigentlich wahr wäre an dieſer Geſchichte. Vence erwiderte, daß man danach nicht forſchen dürfe.

Halb und halb geſtand er ein, daß er der idealiſierende Hiſtoriker des Dichters ſei, und man ſeine Erzählungen von deſſen Abenteuern nicht ſtreng wörtlich nehmen dürfe. Er beſtätigte aber, daß Choulette die „Blandices" jetzt veröffentliche und im Begriff ſtände, Grab und Zelle des heiligen Franziskus aufzuſuchen.

„Aber dann nehme ich ihn mit nach Italien," rief Madame Martin. „Vence, ſuchen Sie ihn auf und bringen Sie ihn mir. Ich reiſe nächſte Woche."

Monſieur Martin entſchuldigte ſich, daß er jetzt gehen müſſe. Er hatte noch für morgen einen Rapport zu machen.

Nun ſprachen ſie weiter über Choulette. Madame Martin ſagte, es gäbe gar keinen Menſchen, für den ſie ſich ſo intereſſiere, wie für ihn. Vence hielt ihn ebenfalls für ein ſeltenes Orignial.

„Er hat wirklich viel Ähnlichkeit mit den Heiligen, von denen man in den Schriften der Kirche lieſt. Er beſitzt dieſelbe außerordentliche Zartheit der Empfindung und den-

ſelben furchtbaren Fanatismus. Daß er durch ſeine Handlungsweiſe ſo oft Anſtoß erregt, liegt daran, daß er nicht ſoviel moraliſche Kraft beſitzt, um ſich zu beherrſchen, vielleicht auch daran, daß man ihn mehr von der Nähe beobachtet. Schließlich gibt es ja auch unvollkommene Heilige, ebenſogut wie es gefallene Engel gegeben hat. Choulette iſt ſolch ein unvollkommener Heiliger, voilà tout. Aber ſeine Gedichte ſind geiſtvoll und weit ſchöner als alles, was die dramatiſche und kirchliche Poeſie im XVII. Jahrhundert in dieſer Art hervorgebracht hat."

Hier unterbrach ſie ihn. „Ehe ich's vergeſſe, ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihren Freund Dechartre. Er iſt ein feiner Geiſt, nur etwas zu ſehr in ſich abgeſchloſſen."

Vence erinnerte ſie daran, daß er ihr ſchon vorher geſagt habe, Dechartre würde ihr gefallen.

„Ich kenne ihn ja durch und durch. Wir haben uns ſchon als Kinder gekannt."

„Kennen Sie ſeine Familie auch?"

„Freilich — er iſt der einzige Sohn von Philipp Dechartre."

„Von dem Architekten?"

„Demſelben, der unter Napoleon III. ſo viele Schlöſſer und Kirchen in der Touraine reſtauriert hat. Er hatte Kenntniſſe und Geſchmack. Obwohl er eine einſame und weiche Natur war, hatte er doch die Unvorſichtigkeit begangen, den damals allmächtigen Viollet-de-Duc anzugreifen. Sein Vorwurf gegen ihn beſtand darin, daß er erklärte, Viollet wolle die Bauten nach ihrem urſprünglichen Plan, ſo wie ſie waren

oder hätten ſein ſollen, wiederherſtellen. Philipp Dechartre wollte dagegen, daß man reſpektiere, was die Jahrhunderte einer Kirche, einer Abtei oder einem Schloſſe aus ſich heraus nachträglich gegeben hatten. Für ihn war das Beſeitigen von Anachronismen und die Reſtauration von Gebäuden zu ihrer urſprünglichen Einheitlichkeit eine wiſſenſchaftliche Barbarei, die einer Ignoranz in nichts nachſtand. Unaufhörlich wiederholte er: ‚Die von Geiſt und Hand unſerer Ahnen dem Stein aufgeprägten Dinge auslöſchen wollen, iſt ein Verbrechen. Neue, nach altem Stil zugeſchnittene Steine ſind weiter nichts als falſche Zeugen.‘ Er wollte die Aufgabe des archäologiſchen Architekten einzig darauf beſchränkt wiſſen, die Mauern zu ſtützen und zu befeſtigen. Er hatte zwar recht, aber man räumte es ihm nicht ein. Er ſchädigte ſich ſchwer und ſtarb jung, während ſein Rivale triumphieren konnte. Aber trotz alledem hinterließ er ſeiner Frau und ſeinem Sohn ein beträchtliches Vermögen. Jacques wurde von ſeiner Mutter erzogen, und ſie vergötterte ihn, — ich habe ſelten eine ſo fanatiſche Mutterliebe geſehen. Jacques iſt ein reizender Menſch, aber etwas verzogen.“

„Aber er macht doch einen ſo gleichgültigen Eindruck, als ob er das Leben ſehr leicht nehme und ſich um die ganze Welt nicht kümmerte.“

„Laſſen Sie ſich dadurch nicht täuſchen. Es iſt nur ſeine gequälte Phantaſie, mit der er gelegentlich auch andere quält.“

„Liebt er die Frauen?“

„Warum fragen Sie danach?“

„O, ich habe nicht die Abſicht, ihn zu verheiraten.“

„Nun ja, er liebt ſie ſehr. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, er iſt ein Egoiſt, und das ſind die einzigen, die ein Weib wirklich zu lieben vermögen. Nach dem Tode ſeiner Mutter hatte er eine ſehr lange Liaiſon mit Jeanne Tancrède, einer bekannten Schauſpielerin."

Madame Martin glaubte, ſich an Jeanne Tancrède zu erinnern. Sie war nicht ſchön, aber tadellos gewachſen und hatte etwas von nachläſſiger Grazie in ihren Liebhaberrollen.

„Ja, das ſtimmt," antwortete Vence. „Sie lebten faſt ganz zuſammen, in einem kleinen Hauſe in Auteuil. Ich habe ſie dort oft beſucht. Wenn ich hinkam, fand ich ihn meiſtens ganz in Gedanken verſunken. Er hatte vollſtändig vergeſſen, an ſeiner Figur zu arbeiten und ließ ſie ruhig eintrocknen, um irgendeiner Idee nachzuhängen, völlig unfähig, zuzuhören, was man ſprach. Währenddem übte ſie ihre Rollen. Ich ſehe ſie noch vor mir, ihr Teint war durch die Schminke ganz ruiniert, aber ſie hatte ſchöne, lebhafte, ſeelenvolle Augen. Manchesmal beklagte ſie ſich bei mir, daß es ſo ſchwer ſei mit ihm auszukommen, er war meiſt zerſtreut und ſchlechter Laune. Aber ſie hatte ihn ſehr lieb und betrog ihn nur, wenn es ſich darum handelte, irgendeine Rolle zu bekommen. Und wenn ſie es einmal tat, hatte ſie es gleich nachher wieder vergeſſen und dachte nicht mehr daran. Wirklich, ſie war ein geſcheites Mädchen, aber ſchließlich liierte ſie ſich mit Joſeph Springer, weil ſie durch ihn an die Komédie Française zu kommen hoffte. Dechartre wurde böſe und brach mit ihr.

Jetzt findet ſie es zweckmäßiger, mit ihrem jeweiligen Direktor zu leben, und er zieht es vor, Reiſen zu machen."

„Trauert er ihr nach?"

„Wie ſoll man wiſſen, was in dieſem unruhigen, beweglichen Geiſt vorgeht. Er iſt ein Egoiſt, aber dabei ein leidenſchaftlicher Menſch. Er möchte jemand haben, dem er ſich ganz hingeben kann, aber er zieht ſich ebenſo ſchnell wieder zurück. In allem Schönen, was ihm auf der Welt begegnet, liebt er eigentlich immer nur ſich ſelbſt, aber in großherziger Weiſe."

Sie brach das Thema plötzlich ab.

„Und was macht Ihr Roman?"

„Ich bin gerade beim letzten Kapitel, Madame. Mein kleiner Graveur iſt bereits enthauptet. Er ſtarb mit dem Gleichmut der Jungfrauen, die ohne Begehren ſind, weil ſie nie auf ihren Lippen den heißen Kuß des Lebens geſpürt haben. Zeitung und Publikum nehmen befriedigt Kenntnis von dem Akt der Gerechtigkeit. Aber in einer Manſarde ſchwört ein anderer Arbeiter, ein nüchterner, peſſimiſtiſcher, chemiſcher Fabrikarbeiter, den Mord mit Mord zu ſühnen."

Dann ſtand er auf und verabſchiedete ſich. Aber ſie rief ihn noch einmal zurück.

„Monſieur Vence, Sie wiſſen, daß es mein Ernſt iſt. Suchen Sie Choulette und bringen Sie ihn mir her."

Als ſie auf ihr Zimmer gehen wollte, ſtand ihr Mann oben auf der Treppe und wartete auf ſie. Er ſah ſehr feierlich aus in ſeinem Schlafrock aus goldkäferfarbenem Plüſch

und einer Art Dogenmütze, die ſein bleiches, hageres Geſicht umrahmte. Die Tür zu ſeinem Arbeitskabinett hatte er hinter ſich offen gelaſſen, und man ſah im Schein der Lampen einen ganzen Haufen von Aktenſtößen und Dokumenten auf dem Tiſch liegen. Ehe ſie noch die Tür ihres Zimmers erreicht hatte, machte er ihr ein Zeichen, daß er ihr etwas zu ſagen habe.

„Höre mal, Liebſte, ich kann dich nicht begreifen, du kannſt mit deiner Inkonſequenz das größte Unheil anrichten. Ohne irgendwelchen Grund, ja ſelbſt ohne einen greifbaren Vorwand willſt du dein Haus auf einmal verlaſſen, um durch halb Europa zu reiſen, und mit wem? — mit irgendeinem Bohemien, mit dieſem Trunkenbold von Choulette.“

Sie erwiderte, daß ſie mit Madame Marmet reiſen wolle und daß kein Menſch ſich daran ſtoßen könne.

„Aber du haſt deinen Plan ſchon allen möglichen Leuten angekündigt und weißt noch nicht einmal, ob Madame Marmet dich wirklich begleiten kann.“

„O, die gute Madame Marmet braucht nur ihren Koffer zu packen. Sie hat nichts, was ſie in Paris zurückhält außer ihren Hund. Und den kann ſie dir ſo lange in Pflege geben.“

„Und weiß dein Vater von deinen Plänen?“

Es war immer ſeine letzte Zuflucht, ſich auf die Autorität ihres Vaters zu berufen, wenn ſie die ſeine nicht anerkennen wollte. Er wußte, ſie fürchtete nichts mehr, wie ihren Vater zu verſtimmen oder verkehrt von ihm beurteilt zu werden.

„Dein Vater iſt ſo taktvoll und vernünftig,“ fuhr er fort. „Ich habe es bei verſchiedenen Gelegenheiten mit

Freuden geſehen, daß er ganz meiner Meinung war, wenn ich mir erlaubt hatte, dir einen Rat zu geben. Er ſtimmte zum Beiſpiel völlig mit mir überein, daß Madame Meillan kein geeigneter Verkehr für eine Frau wie dich ſei. Die Geſellſchaft, die dort verkehrt, iſt ſehr gemiſcht, und ſie protegiert alle möglichen Liebeleien. Du rechneſt zuwenig mit der öffentlichen Meinung, und das iſt ſehr unrecht von dir — ich kann nicht anders, ich muß es dir einmal offen ſagen. Und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn dein Vater es nicht zum mindeſten — merkwürdig finden wird, daß du dich mit dieſem Leichtſinn auf einmal auf und davon machen willſt. Deine Abweſenheit wird um ſo mehr auffallen, als — ich möchte dich daran erinnern, daß ich, wie die Verhältniſſe nun einmal liegen, für die nächſten Wahlen in Ausſicht genommen bin. Ich bin weit entfernt davon, mir das als perſönliches Verdienſt auszulegen. Aber, wenn du geruht hätteſt, mir vorhin bei Tiſch etwas mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo hätte ich dir auseinandergeſetzt, daß die Partei, zu der ich gehöre, wahrſcheinlich demnächſt ans Steuer gelangen wird. Es iſt alſo ſehr unangebracht, daß du gerade in dieſem Moment deine Pflichten als Herrin des Hauſes ſo links liegen läßt. Du wirſt das ſelbſt einſehen."

Sie antwortete nur: „Weißt du was — du langweilſt mich," dann wandte ſie ihm den Rücken und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein.

Als ſie im Bett lag, nahm ſie, wie gewöhnlich, einen Roman zur Hand, um vor dem Einſchlafen noch etwas zu

leſen. Zerſtreut wandte ſie die Blätter um, bis ſie auf folgende Stelle ſtieß:

„Es iſt mit der Liebe wie mit der Frömmigkeit. Sie kommt meiſt erſt in ſpäteren Jahren. Eine Frau iſt mit zwanzig Jahren weder bigott noch einer leidenſchaftlichen Liebe fähig, außer wenn ſie beſonders ſinnlich veranlagt oder ſchon von Natur eine Heilige iſt. Und ſelbſt die, welche zur Liebe prädeſtiniert ſind, wehren ſich gewöhnlich lange Zeit gegen dieſe große Offenbarung, die noch furchtbarer iſt wie der Blitz, der Paulus auf dem Wege nach Damaskus erleuchtete.

In den häufigſten Fällen unterliegt ſie der Leidenſchaft erſt in dem Alter, wo ſie die Einſamkeit nicht mehr fürchtet.

Man ſieht es auch immer wieder, daß die „grandes amoureuses“ ebenſo ſelten ſind wie die Büßerinnen im großen Stil. Wer das Leben und die Frauen kennt, weiß, daß ſie nicht gern das Kreuz, das eine große Leidenſchaft mit ſich bringt, auf ihre zarten Schultern nehmen. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß nichts gewöhnlicher iſt, wie ein langes Leben voller Entſagung und Aufopferung. Und man bedenke nur, was eine Frau aus der Geſellſchaft alles aufgeben muß, wenn ſie liebt. Sie verliert alles dabei, ihre Freiheit, ihre Ruhe, all die Vergnügungen und anmutigen kleinen Koketterien, die ſie ſich ſonſt erlauben darf.

Flirten darf ſie. Der Flirt verträgt ſich mit den Anforderungen eines ſtandesgemäßen Lebens. Aber die Liebe nicht. Die Liebe iſt die Leidenſchaft, die am wenigſten von der Geſellſchaft geduldet wird, — es iſt die wilde, die barba-

riſche Leidenſchaft, die am meiſten wider die ſoziale Ordnung verſtößt.

Und die Welt verurteilt die Liebe ſtrenger wie die kleinen Ausſchweifungen und ſittlichen Defekte. In einer Beziehung hat ſie ja auch recht. Eine Pariſerin, die wirklich liebt, verſtößt gegen ihre eigentliche Natur und Beſtimmung.

Wie ein koſtbares, auserleſenes Kunſtwerk iſt ſie dazu geſchaffen, ſich nur bewundern zu laſſen und für alle da zu ſein."

Thereſe ſchloß das Buch und dachte bei ſich: das ſind ja doch nur die Ideen eines Schriftſtellers, der das Leben nicht kennt. Sie wußte ja nur zu gut, daß dieſe furchtbare, große Leidenſchaft, der niemand widerſtehen konnte, wenn er einmal dazu prädeſtiniert war, in Wirklichkeit gar nicht exiſtierte.

Ach nein, die Liebe war nur ein kurzer, flüchtiger Rauſch, von dem man mit etwas traurigem Herzen Abſchied nahm. — Wenn ſie ſich aber vielleicht doch geirrt hätte, wenn es doch eine Liebe gab, in der man vor Seligkeit alles andere vergeſſen konnte?

Sie löſchte die Lampe aus, und die Träume ihrer erſten Jugendjahre kamen wieder über ſie —.

VI

Es regnete und regnete. Madame Martin Belléme ſah durch die berieſelten Fenſter ihres Wagens hindurch undeutlich die Unmenge von Regenſchirmen wie ſchwarze Schildkröten unter den Waſſern des Himmels dahinwandeln. Sie war in Nachdenken verſunken. Ihre Gedanken waren grau und verſchwommen wie die Straßen und Plätze, denen der Regen ihr ſcharfes Profil nahm.

Sie wußte nicht, wie ſie eigentlich auf den Gedanken verfallen war, einen ganzen Monat bei Miß Bell verbringen zu wollen. Genau hatte ſie es nie gewußt. Zuerſt war es ein unter Wegerich halbverlorenes Quellbächlein geweſen, was jetzt zum Strom eines raſchen und tiefen Gewäſſers geworden war. Sie konnte ſich noch deutlich entſinnen, daß ſie am Dienstag mitten beim Abendeſſen plötzlich erklärt hatte, verreiſen zu wollen. Aber den erſten Faden ihres Wunſches konnte ſie nicht mehr wiederfinden. Es war ſicher nicht der Wunſch, ihrerſeits mit Robert Le Ménil ſo umzuſpringen, wie er mit ihr. Sie fand es allerdings äußerſt probat, in den Cascinen ſpazieren zu fahren, während er auf ſeiner Fuchsjagd war. Es erſchien ihr als angenehme Symmetrie. Robert, der immer ſehr froh war, wenn er ſie nach einer Reiſe

wiederſah, würde ſie eben diesmal nicht wiederſehen. Sie hielt es für durchaus gerecht, ihm dieſen kleinen Streich zu machen. Aber urſprünglich war das nicht ihr Grund geweſen, und auch ſpäter hatte ſie eigentlich nicht daran gedacht. Wirklich, ſie war nicht gereiſt, um ihn ſo zum Vergnügen zu ärgern und ſich mutwillig zu rächen. Dazu dachte ſie ihm gegenüber nicht mehr empfindſam genug, ihr Gefühl war dumpfer und ſtumpfer. Sie hatte überhaupt keine Luſt, ihn gar ſo bald wiederzuſehen. Nicht daß ihre Liaiſon in die Brüche gegangen wäre, aber er war ihr plötzlich fremd geworden. Er erſchien ihr als ein Mann wie alle anderen, beſſer vielleicht als die meiſten an Ausſehen und Manieren. Er hatte einen ſehr ſchätzenswerten Charakter. Er gefiel ihr ja auch recht gut. Aber er beſchäftigte ſie nicht mehr ſo ſtark. Ganz unerwartet war er aus ihrem Leben getreten, und ſie dachte nicht mehr gern daran, wie tief er damit verflochten war. Der Gedanke, daß ſie ihm gehörte, war ihr peinlich und erſchien ihr unpaſſend. Die Vorausſicht, daß ſie ſich in der kleinen Wohnung in der Rue Spontini wiedertreffen müßten, war ihr ſo unangenehm, daß ſie den Gedanken ſofort zurückwies. Sie wollte lieber an irgendein unvorhergeſehenes, unbedingt nötiges Ereignis glauben, das ihre Wiedervereinigung verhindern würde: an den Weltuntergang zum Beiſpiel. Monſieur Lagrange von der Akademie der Wiſſenſchaften hatte ihr am Abend vorher bei Madame de Morlaine von einem Kometen erzählt, der eines Tages aus himmliſchen Höhen auf die Erde niederſtürzen, ſie mit ſeinem Feuerſchweif umhüllen, mit ſeinem Atem verſengen, Tieren wie Pflanzen un-

bekannte Gifte einhauchen und die ganze Menſchheit mit dem Lachen des Wahnſinns oder in ſtumpfer Trauer ſterben laſſen würde. So etwas oder doch etwas Ähnliches brauchte ſie im kommenden Monat. Es war alſo ſchließlich auch nicht ganz unerklärlich, daß ſie hatte fortreiſen wollen. Aber in ihren Wunſch, zu entfliehen, miſchte ſich eine unfaßbare Freude. Sie ſtand im voraus ſchon unter dem Eindruck des Reizes der Frau, die ſie zu beſuchen fuhr, wenn ſie auch keinen Grund dafür wußte.

Der Wagen ſetzte ſie an der kleinen Rue de la Chaiſe ab. Dort wohnte ſeit dem Tode ihres Gatten in einem vielſtöckigen Haus unter dem Dach, hinter fünf von der Morgenſonne unabläſſig beſtrahlten Fenſtern, in einer engen, wenn auch höchſt ſauberen Wohnung Madame Marmet.

Gräfin Martin ging heute zu ihr, weil ſie Jour hatte. In dem hellen, beſcheidenen Salon traf ſie auch Monſieur Lagrange. Er ſchlummerte in einem Fauteuil, und ihm gegenüber ſaß die gute alte Dame, ſtill und ſanft unter ihrer Krone von weißem Haar.

Der alte mondäne Gelehrte war ihr treu geblieben. Er war es geweſen, der am Tage nach der Beiſetzung Marmets der unglücklichen Witwe die giftgeſchwollenen Ausführungen Schmolls gebracht hatte. Er hatte ſie zu tröſten vermeint und mußte ſie ſtatt deſſen vor Zorn und Schmerz faſt erſticken ſehen. Sie wurde in ſeinen Armen ohnmächtig. Madame Marmet fand überhaupt, daß er kein Urteil habe. Er war ihr beſter Freund. Häufig aßen ſie zuſammen in reichen Häuſern.

Madame Martin trat ein, ſicher und zart in ihrem Zobelmantel, der halb offenſtand und eine Spitzenflut ſehen ließ, und weckte mit dem reizenden Glanz ihrer grauen Augen den alten Herrn, der noch immer für Frauen ſehr empfänglich war. Er hatte ihr tags zuvor bei Madame de Morlaine vom kommenden Weltuntergang geſprochen und fragte ſie nun, ob ſie nachts im Gedanken an die flammenverzehrte oder mondweiße und kalte Erde keine Angſt gehabt hätte. Während er mit ſeiner gekünſtelten Galanterie zu ihr ſprach, betrachtete ſie die Mahagonibibliothek, die die ganze Wand den Fenſtern gegenüber einnahm. Es ſtand kaum noch ein Buch darin. Auf dem Tiſchchen darunter aber lag ausgeſtreckt ein Skelett in Waffen. Wie ſonderbar, bei dieſer guten alten Dame ſolchen etruskiſchen Kriegsmann zu finden mit einem grünen Bronzehelm auf dem Schädel und mit zernagten Panzerplättchen auf der eingeſunkenen Bruſt. Da ſchlief er nun, fremd und grimmig, mitten unter Bonbonſchachteln, vergoldeten Porzellanvaſen, Stuckmadonnen und kleinen Holzſchnitzereien, Andenken aus Luzern und vom Rigi. Madame Marmet hatte in der Bedrängnis ihres Witwentums die Handbibliothek ihres Mannes verkaufen müſſen. Nur den Etrusker hatte ſie von ſeiner archäologiſchen Sammlung zurückbehalten, nicht ohne daß man verſucht hätte, auch ihn ihr abzunehmen. Die alten Kollegen Marmets hätten ſchon einen Platz für ihn gewußt. Paul Vence hatte bei der Muſeumsverwaltung ſeinen Ankauf für den Louvre bereits durchgeſetzt. Aber die gute alte Witwe hatte ſich nicht von ihm trennen können. Ihr war es, als verlöre ſie mit dem Krieger im

grünen Bronzehelm und dem Goldblätterkranz auch den Namen, den ſie mit ſoviel Würde trug, und wäre dann nicht mehr die Witwe Louis Marmets von der Akademie des Inſcriptions.

„Seien Sie ganz ruhig, gnädige Frau; ſo bald wird kein Komet mit unſerer Erde zuſammenſtoßen. Solche Begegnungen ſind höchſt unwahrſcheinlich.“

Madame Martin entgegnete, daß ſie nichts Ernſtliches dagegen einzuwenden hätte, wenn Erde und Menſchheit plötzlich vernichtet würden.

Der alte Lagrange wandte ſich in tiefſter Aufrichtigkeit heftig dagegen. Es ſchien ihm ſehr viel daran gelegen, daß der Weltuntergang ſich verzögere.

Sie ſah ihn an. Sein kahler Schädel trug nur ein paar ſchwarzgefärbte Haare. Seine Lider hingen wie Lappen ſchwer über ſeine noch immer lächelnden Augen. Die Haut hing ſchlaff über ſein gelbes Geſicht, und man ahnte einen ausgemergelten Körper unter dem Anzuge.

„Er hängt am Leben,“ dachte ſie.

Auch Madame Marmet wollte das Weltende nicht ſo nahe haben.

„Monſieur Lagrange,“ ſagte Madame Martin, „Sie wohnen doch in dem hübſchen kleinen Häuschen, das glyzinienumrankt auf den Zoologiſchen Garten hinausſieht. Es muß doch eine Luſt ſein, in dieſem Garten zu leben, der mich an die Arche Noah meiner Kinderjahre und an das irdiſche Paradies der Bibel erinnert.“

Aber er war gar nicht begeiſtert. Das Haus ſei klein, ſchlecht gebaut und voller Ratten.

Sie gab zu, daß man ſich nirgends recht wohl fühlte, und daß es überall wirkliche oder ſymboliſche Ratten, tauſend kleine Weſen gäbe, die uns quälen. Aber trotzdem liebe ſie den Zoologiſchen Garten; ſie wolle immer hingehen und käme doch nie dazu. In der Nähe wäre ja auch das Muſeum, das ſie noch nie geſehen hätte, und auf das ſie ſo neugierig wäre.

Glücklich lächelnd bot er ihr an, ſie zu führen. Es wäre ſein Haus. Er würde ihr die Boliden zeigen. Man hätte dort prachtvolle Stücke.

Sie hatte keine Ahnung, was Boliden ſind. Sie erinnerte ſich nur daran, daß man ihr erzählt hätte, es gäbe in dem Muſeum Renntierknochen, die von den erſten Menſchen bearbeitet worden wären, beinerne Plättchen, auf denen Bilder von Tieren eingeritzt wären, deren Raſſe ſeit Ewigkeiten ausgeſtorben ſei. Sie fragte ihn, ob das wahr wäre. Lagrange lächelte nicht mehr. Mit mürriſcher Gleichgültigkeit antwortete er, daß dieſe Dinge einem ſeiner Kollegen zugehörten.

„Ach," ſagte Madame Martin, „das iſt alſo nicht Ihr Schrank?" Sie wurde inne, daß Gelehrte durchaus nicht neugierig ſind, und daß es indiskret iſt, ſie nach Dingen zu fragen, die nicht in ihrem Schrank ſtehen. Lagrange hatte ſeine wiſſenſchaftliche Karriere mit vom Himmel gefallenen Steinen gemacht. Er war dazu gekommen, die Kometen zu ſtudieren. Aber er war ein Weiſer geworden. Seit zwanzig

Jahren tat er nichts außerdem, als an Diners in der Stadt teilzunehmen.

Als er gegangen war, erzählte Gräfin Martin, warum ſie zu Madame Marmet gekommen wäre. „Ich reiſe nächſte Woche nach Fieſole zu Miß Bell und möchte, daß Sie mit mir kommen.“

Die gute Madame Marmet ſah mit Augen, die unter glatter Stirn hervorſpähten, einen Augenblick ſtumm vor ſich hin, weigerte ſich ſanft, ließ ſich bitten und willigte ein.

VII

Der Schnellzug nach Marſeille ſtand ſchon zur Abfahrt bereit. Alles war voller Rauch und Getöſe, die Schaffner liefen eifrig hin und her, und dazwiſchen rollten Gepäckwagen. Durch die Glasſcheiben über der Bahnhofshalle fiel ein fahles Licht herein. Vor den geöffneten Kupeetüren gingen Reiſende in langen Mänteln auf und ab. Am äußerſten Ende der Halle erblickte man durch all den Ruß und Staub hindurch ein kleines Stückchen Himmel – nur ſo groß, daß man es mit einer Hand hätte zudecken können, und doch bedeutete es die unendliche Ferne, die vor all dieſen Reiſenden lag. Die Gräfin Martin ſaß ſchon mit Madame Marmet in ihrem Kupee. Ihre Reiſeeffekten waren in dem Gepäcknetz untergebracht, die mitgenommenen Zeitungen lagen neben ihnen auf den Kiſſen.

Choulette kam immer noch nicht, und Madame Martin erwartete ihn eigentlich auch nicht mehr, trotzdem er verſprochen hatte, ſich am Bahnhof einzufinden. Er hatte all ſeine Vorbereitungen für die Reiſe getroffen und ſich von ſeinem Verleger das Honorar für ſein neueſtes Werk „les Blandices“ vorauszahlen laſſen. Paul Vence hatte ihn eines Abends mit zu Madame Martin gebracht. Er war ſo höflich,

ſo liebenswürdig und geiſtreich geweſen und hatte eine ſo naive Freude an den Tag gelegt, daß Madame Martin ſich wirklich darauf gefreut hatte, mit dieſem originellen und genialen Menſchen zu reiſen. Seine Verrücktheiten waren ſo amüſant, und ſelbſt in ſeiner Häßlichkeit lag etwas Künſtleriſches. Choulette hatte ſo etwas von einem verwahrloſten Kind an ſich, ein ſonderbares Gemiſch von Unſchuld und offenherziger Verderbtheit*).

Jetzt wurden die Kupeetüren geſchloſſen, und ſie gab es auf, ihn noch länger zu erwarten.

Aber in dem Augenblick, als die Lokomotive anfing, ihr heiſeres Pfeifen ertönen zu laſſen, ſagte Madame Marmet, die zum Fenſter hinausgeblickt hatte, in aller Ruhe: „Ich glaube, da kommt Monſieur Choulette."

Mit einem alten, geſtickten Reiſeſack in der Hand kam er den Perron entlang. Er hinkte auf einem Bein, ſein Hut ſaß ganz hinten auf dem ſeltſam geformten Schädel, und der Bart hing ungepflegt und ſtruppig herab. Er bot wirklich einen furchterregenden Anblick; dabei ſah er trotz ſeiner fünfzig Jahre noch beinahe wie ein Jüngling aus. Die blauen Augen waren ſo klar und leuchtend und auf ſeinem gelben, durchfurchten Geſicht lag ein Zug von unerſchrockener Kühnheit. Die ganze Erſcheinung dieſes abgelebten, alten Mannes ſtrahlte etwas von der ewigen Jugend des Dichters und Künſtlers aus.

---

*) Das Vorbild zu Choulette iſt der franzöſiſche Dichter Paul Verlaine.

Als Thereſe ihn herankommen ſah, bereute ſie es einen Augenblick, ſich einen ſo ſonderbar ausſehenden Reiſegefährten ausgeſucht zu haben.

Choulette ging den Zug entlang und ſah in alle Waggons hinein. Sein Blick wurde dabei immer zorniger und mißtrauiſcher. Schließlich erreichte er das Kupee, wo die beiden Damen ſaßen, erkannte Madame Martin, und jetzt flog ein ſo ſchönes Lächeln über ſein Geſicht, und es lag ein ſo gewinnender Ton in ſeiner Stimme, wie er ihr guten Tag ſagte, daß er auf einmal ein ganz anderer Menſch geworden zu ſein ſchien.

Von der wüſten Vagabundengeſtalt, die eben noch über den Perron geſtrichen war, war nichts zurückgeblieben, außer der alten, ſchäbigen Reiſetaſche, die er an dem halb abgebrochenen Griff hinter ſich herſchleppte.

Mit peinlicher Sorgfalt brachte er ſie oben in dem Netz unter. Sie war aus blutrotem Stoff, mit gelben Blumen überſät und ſah zwiſchen den tadelloſen Gepäckſtücken der Damen wie ein ſchmutziger, ſchreiender Farbenfleck aus.

Choulette ſchien ſich ſehr wohl zu fühlen und machte Madame Martin Komplimente über ihren eleganten, hellbraunen Reiſemantel. „Ich bitte die Damen ſehr um Entſchuldigung," ſagte er, „ich fürchtete ſchon zu ſpät zu kommen. Aber ich war heute früh nach Saint-Severin zur Meſſe gegangen. Kennen Sie die kleine Kapelle der Heiligen Jungfrau mit den geſchmackloſen, aber doch ſo hübſchen Pfeilern, die wie Orgelpfeifen nebeneinander ſtehen? — — — Ja, wir armen Menſchen ſind allzumal Sünder."

„Aha," ſagte Madame Martin, „Sie haben heute Ihren frommen Tag." Und ſie fragte ihn, ob er den Strick des Ordens trüge, den er neu begründete.

Er ſchaute ernſt und zerknirſcht drein.

„Ich fürchte, gnädige Frau, daß Paul Vence Ihnen darüber eine Menge lächerlicher Unwahrheiten erzählt hat. Es iſt mir zu Ohren gekommen, daß er in den Salons berichtet, mein Strick ſei die Schnur einer Klingel. Und was für einer Klingel! Ich wäre untröſtlich, wenn man ihm dieſe elenden Märchen glauben würde. Mein Strick, gnädige Frau, iſt ein ſymboliſcher Strick. Er wird verſinnbildlicht durch einen ſimplen Faden, den man unter dem Rock trägt, nachdem ein Armer ihn berührt hat. Ein Zeichen, daß die Armut heilig iſt und die Welt retten wird. Außer ihr iſt nichts gut. Seit ich das Geld für meine „Blandices" bekommen habe, fühle ich mich ungerecht und böſe. Es tut mir wohl, zu wiſſen, daß ich in meinem Reiſeſack einige ſolche myſtiſche Schnüre mitgenommen habe."

Und er deutete mit der Hand auf ſeine ſchreckliche, beſtickte Handtaſche in der Farbe eingetrockneten Blutes, und ſagte:

„Ich trage auch eine Hoſtie bei mir, die mir ein böſer Prieſter geſchenkt hat; außerdem die Werke de Maiſtres, ein paar Hemden und noch verſchiedenes andere."

Madame Martin ſah etwas erſchreckt auf, aber die gute alte Madame Marmet ließ ſich nicht aus der Ruhe bringen.

Während der Zug jetzt durch die troſtlos öde Bannmeile von Paris fuhr, zog Choulette ein altes Portefeuille aus

der Taſche und fing an, darin herumzuwühlen. Jetzt kam der Schriftſteller in ihm zum Vorſchein, der ſich für gewöhnlich hinter der Maske des Landſtreichers verbarg. Choulette gehörte, obgleich er es nicht zugeben wollte, zu denen, die jeden Fetzen Papier aufheben. So vergewiſſerte er ſich jetzt, daß er nichts verloren habe. Außer den Zetteln, auf denen er ſich im Café Ideen für ſeine Gedichte zu notieren pflegte, beſaß er etwa ein Dutzend ſchmeichelhafter Briefe, die er beſtändig bei ſich trug. Wenn er irgendwelche ſeiner Bekannten traf, war er jederzeit bereit, ihnen dieſelben beim Scheine einer Straßenlaterne vorzuleſen. Als er ſich überzeugt hatte, daß nichts fehlte, nahm er einen Brief heraus, der zuſammengefaltet im Kuvert ſteckte. Erſt ſchwenkte er ihn eine Zeitlang mit geheimnisvoller, beinahe lüſterner Miene in der Luft, dann hielt er ihn der Gräfin Martin hin. Es war ein Empfehlungsſchreiben, das ihm die Marquiſe du Rieu an eine Prinzeſſin des Königlichen Hauſes mitgegeben hatte. Die war eine nahe Verwandte des Herzogs von Chambord, — eine alte Witwe, die jetzt in der Nähe von Florenz lebte. Choulette ſonnte ſich förmlich in dem Effekt, den er durch dieſen Brief hervorzubringen hoffte und ſagte dann, vielleicht werde er die alte Fürſtin aufſuchen, ſie ſei eine gute, alte Dame.

„Ja, ſie iſt eine wahrhaft vornehme Frau," ſetzte er hinzu, „aber ſie trägt ihre Vornehmheit nicht in Kleidern und Hüten zur Schau. Ihre Hemden trägt ſie ſechs Wochen und manchmal noch länger. Herren, die auf der Straße hinter ihr gegangen ſind, haben geſehen, daß ſie ſchmutzige weiße Strümpfe trug, die bis auf die Schuhe herabfielen

— die Tugenden der alten ſpaniſchen Königinnen ſind in ihr wieder aufgelebt. — — O, dieſe ſchmutzigen Strümpfe — welch echter, unvergänglicher Ruhm liegt darin."

Damit nahm er die Briefe wieder an ſich und ſteckte ſie in ſein Portefeuille. Dann zog er ein Meſſer mit hörnernem Griff aus der Taſche und fing an, ſeinen Stock damit zu bearbeiten, an deſſen oberem Ende ein menſchliches Geſicht mit einigen rohen Schnitten ſkizziert war. Während er daran arbeitete, hielt er Lobreden auf ſich ſelbſt: „O, in den Künſten der Landſtreicher und Bettler bin ich ſehr bewandert. Ich kann jedes Schloß mit einem alten Nagel aufmachen und verſtehe mit einem alten Küchenmeſſer zu ſchnitzen."

Der Kopf fing jetzt an, deutlich hervorzutreten — es war ein weinendes Frauengeſicht.

Choulette wollte in ſeinem Werk das menſchliche Elend verkörpern — aber nicht in jener rührenden Einfachheit, wie die Menſchen es ehemals dargeſtellt hatten, — nein, er hatte es anders aufgefaßt, häßlich und geſchminkt, — in ſeiner abſchreckendſten Geſtalt, in dem Zuſtand, in den ſie die bürgerlichen Freidenker und die Militärpatrioten, die Nachfolger der franzöſiſchen Revolution, verſetzt hatten. Seiner Meinung nach beſtand das augenblickliche Regime lediglich aus Heuchelei und Gemeinheit. Der Militarismus flößte ihm Schrecken ein.

„Die Kaſerne iſt eine widerliche Erfindung der Neuzeit. Sie iſt nicht älter als das XVII. Jahrhundert. Früher hatte man nur das gute alte Gardekorps, deſſen Soldaten Karten ſpielten und ſich Geſchichten erzählten. Ludwig XIV.

iſt der Vorläufer der Konvention und Bonapartes. Das Übel hat erſt ſeinen Höhepunkt erreicht mit der monſtröſen Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Daß Kaiſer und Republiken den Menſchen die Pflicht zu morden auferlegt haben, iſt ihre ewige Schande, das Verbrechen der Verbrechen. In den ſogenannten barbariſchen Zeiten vertrauten Fürſten und Städte ihre Verteidigung den Söldnern an, die als gewitzigte, kluge Leute ihre Kriege führten. Es gab in großen Schlachten mitunter nur fünf oder ſechs Tote. Und die Ritter, die in den Krieg zogen, taten es doch wenigſtens nicht gezwungen, ſondern weil es ihnen Vergnügen machte, ſich umbringen zu laſſen. Zweifellos waren ſie auch zu nichts anderem nütze. Zur Zeit Ludwigs des Frommen wäre es keinem Menſchen eingefallen, einen Mann von Wiſſen und Bildung in den Krieg zu ſchicken. Man riß auch nicht den Arbeiter vom Pflug, um ihn in eine Armee einzureihen. Aber heute macht man es jedem armen Bauern zur Pflicht, Soldat zu werden. Man verbannt ihn von ſeinem Haus, deſſen Dach in der goldenen Abendſtille raucht, reißt ihn von den fetten Triften, wo ſein Vieh weidet, von Feldern und väterlichen Wäldern; man lehrt ihn im Hof einer häßlichen Kaſerne nach dem Reglement Menſchen zu töten. Man bedroht ihn, beleidigt ihn, wirft ihn ins Gefängnis; man erzählt ihm, es ſei eine Ehre für ihn und ſchießt ihn tot, wenn er ſich auf ſolche Weiſe ſeine Ehre zu empfangen weigert. Er gehorcht, weil er ein Kind der Furcht und von allen Haustieren das ſanfteſte, freundlichſte und lenkſamſte iſt. Wir in Frankreich ſind Soldaten und Bürger. Auch ein Grund zum Hochmut,

daß man Bürger iſt. Den Armen liegt es ob, die Reichen in ihrer Macht und ihrem Müßiggang zu erhalten. Dafür dürfen ſie arbeiten unter der majeſtätiſchen Gleichheit des Geſetzes, das Reichen wie Armen verbietet, unter Brücken zu ſchlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu ſtehlen. Wieder eine Wohltat der Revolution. Dieſe Revolution iſt von Narren und Idioten zugunſten von Erraffern nationaler Güter gemacht worden, und ſie mündet letzten Endes in der Bereicherung verſchmitzter Bauern und wucheriſcher Bourgeois. Sie errichtet im Namen der Gleichheit das Reich der Reichen. Sie hat Frankreich den Geldleuten ausgeliefert, die es ſeit hundert Jahren verzehren. S i e ſind die Meiſter und Herren, die Scheinregierung, beſtehend aus armſeligen, unſeligen, ſcheuſeligen armen Teufeln, die im Solde der Finanz ſtehen. Seit hundert Jahren gilt in dieſem verſeuchten Land für einen Verräter an der Geſellſchaft, wer die Armen liebt. Man iſt ſchon ein gefährliches Subjekt, wenn man ſagt, daß es Elend gibt. Ja, man hat ſogar ſeine Geſetze gegen Entrüſtung und Mitleid gemacht. Und was ich jetzt hier ſage, dürfte nicht gedruckt werden."

Choulette ereiferte ſich und fuchtelte mit dem Meſſer herum, während ſie unter der etwas froſtigen Sonne die braunen Äcker, die violetten Sträuße der vom Winter entlaubten Bäume und die Pappelvorhänge an den ſilbernen Flüſſen paſſierten.

Er ſchnitzte mit großem Eifer und blickte ſein Werk dann voll Zärtlichkeit an: „Arme Menſchheit," ſagte er, „ja, ſo ſiehſt du aus, — abgemagert, verweint, durch Schande

und Elend abgeſtumpft, — das haben die aus dir gemacht, die über dich geherrſcht haben.“

Die gute Madame Marmet, deren einer Neffe, ein junger reizender Menſch, Artilleriehauptmann war und mit ganzer Liebe an ſeinem Beruf hing, war entſetzt über die Heftigkeit, mit der Choulette die Armee angegriffen hatte. Madame Martin ſah in alledem nichts anderes als eine amüſante Phantaſie. Sie ließ ſich durch die Ideen Choulettes nicht erſchrecken. Sie fürchtete ſich vor nichts. Aber ſie fand ihn ein wenig lächerlich und glaubte ihm nicht, daß die Vergangenheit jemals beſſer geweſen war als die Gegenwart.

„Ich glaube, Monſieur Choulette, daß die Menſchen zu allen Zeiten ſo geweſen ſind wie heute, egoiſtiſch, gewalttätig, geizig mit mitleidlos. Ich glaube, Geſetz und Sitte ſind von jeher für die Unglücklichen hart und grauſam geweſen.“

Zwiſchen La Roche und Dijon ging man in den Speiſewagen, um zu frühſtücken. Dann ließen die Damen Choulette mit ſeinem Glas Benediktiner, ſeiner Pfeife und ſeiner ſtürmiſch erregten Seele allein und kehrten wieder in ihr Kupee zurück.

Madame Marmet begann jetzt mit ſtiller Zärtlichkeit von ihrem verſtorbenen Gatten zu ſprechen. Er hatte ſie nur aus Liebe geheiratet und ſogar Gedichte auf ſie gemacht, die ſie immer noch aufbewahre und niemand zeige. Und ſo lebhaft und heiter war er immer geweſen. Wer ihn in ſpäteren Zeiten geſehen hatte, wo er ſchon durch Arbeit und Krankheit erſchöpft war, hätte es gar nicht für möglich gehalten. Bis zum letzten Augenblick hatte er immer noch ſtudiert. Da er an

Herzverfettung litt, konnte er zuletzt nicht mehr im Bett liegen, ſondern brachte die Nächte, von ſeinen Büchern umgeben, im Lehnſtuhl zu. Noch zwei Stunden vor ſeinem Tode verſuchte er zu leſen. Und bei allen ſeinen Leiden blieb er immer ſo gut und liebevoll.

Madame Martin wußte nicht recht, was ſie darauf erwidern ſollte und ſagte ſchließlich: „Sie ſind lange Jahre hindurch glücklich geweſen, und jetzt leben Sie in Ihren Erinnerungen. Das iſt ſchon ein gut Teil Glück hier auf Erden."

Aber die gute Madame Marmet ſeufzte, und ein Schatten flog über ihre klare Stirne.

„Ja," ſagte ſie, „Louis war der beſte Menſch und der beſte Gatte. Und doch hat er mich ſehr unglücklich gemacht. Er hatte nur einen einzigen Fehler, unter dem ich aber ſchwer gelitten habe, — er war eiferſüchtig. Und dieſe unglückſelige Leidenſchaft machte ihn, der von Natur ſo gut und großherzig war, oft tyranniſch und ungerecht. Sie dürfen mir glauben, daß ich ihm nie Grund dazu gegeben habe. Ich bin niemals kokett geweſen. Aber ich war jung und blühend, ich galt ſogar beinahe für ſchön. Und das genügte — — er ließ mich niemals allein ausgehen und verbot mir, in ſeiner Abweſenheit Beſuche zu empfangen. Wenn wir zuſammen auf einen Ball gingen, zitterte ich ſchon im voraus, daß er mir Szenen machen würde."

„Ja, das iſt wahr," fügte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich tanzte ſehr gerne, — aber ich habe darauf verzichten müſſen. Er litt zu ſehr darunter."

Die Gräfin Martin konnte ihr Erſtaunen nicht verbergen. Sie hatte ſich Marmet immer nur als einen alten, ſchüchternen, ausſchließlich in ſeine Arbeiten vertieften Herrn vorgeſtellt, der zwiſchen ſeiner runden, roſigen Frau und ſeinen etruskiſchen Bronzen eine etwas komiſche Figur abgab. Aber die gute alte Witwe vertraute ihr an, Louis ſei noch ebenſo eiferſüchtig wie am erſten Tage geweſen, als er ſchon 55 und ſie 53 Jahre zählte.

Und Thereſe dachte daran, daß Robert ſie niemals mit Eiferſucht gequält hatte. War es nur ſein Taktgefühl und ſein unbedingtes Vertrauen in ſie geweſen? — oder liebte er ſie nicht genug, um ſie auch unter ſeiner Liebe leiden zu laſſen?

Aber ſie fühlte keine Neigung, dieſe verborgenſten Schubfächer ihrer Seele weiter zu durchſtöbern. Ohne daran zu denken, was ſie ſagte, murmelte ſie vor ſich hin: „Wir ſehnen uns ja immer nach Liebe, aber ſobald ein Mann uns wirklich liebt, wird er langweilig oder fängt an uns zu quälen.“

Den Reſt des Tages brachten ſie mit Lektüre zu oder hingen ihren Gedanken nach. Choulette war noch immer nicht wieder erſchienen. Allmählich ſank die Nacht auf die grauſchimmernden Maulbeerbäume der Dauphiné herab. Madame Marmet ſchlief längſt den Schlaf des Gerechten. Sie war ganz in ſich ſelbſt zuſammengeſunken, als ob ſie auf einem Haufen weicher Kiſſen ruhte. Thereſe ſah ſie an und dachte: „Ja, ſie iſt wirklich glücklich, denn ſie denkt gerne an die Vergangenheit zurück.“

Die Dunkelheit ſtimmte ſie melancholiſch. Jetzt ging der Mond über den Olivenfeldern auf und blaue Schatten lagerten ſich um die ſanft anſteigenden Hügel. Die ganze Landſchaft lag in tiefem Frieden da. — — Alles ſchien Ruhe und Vergeſſen zu atmen. Aber ſie fühlte ſich ſo fremd dazwiſchen und ſie hatte Heimweh nach der Seine und nach den Alleen im Bois, wo doch wenigſtens die Steine und die Bäume ſie kannten.

Plötzlich kam Choulette in das Kupee geſtürzt. Er hatte Kopf und Geſicht in einen roten Wollſchal gehüllt und mit dem dicken Stock in der Hand flößte er ihr beinahe Schrecken ein. Und das war gerade das, was er wollte. Sein ungeſtümes Auftreten und die Wildheit, die in ſeiner äußeren Erſcheinung lag, war immer einſtudiert. Er bemühte ſich unaufhörlich, in dieſer ſeltſamen und kindiſchen Weiſe Effekt zu machen. Da er ſelbſt ſehr empfänglich für jeden Schrecken war, wollte er auch, daß die andern ſich fürchten ſollten. Er hatte jetzt eben am Fenſter des Korridors geſtanden, ſeine Pfeife geraucht und auf den Mond geblickt. Und da war plötzlich jene ſinnloſe Angſt über ihn gekommen, die manchmal ſeine leicht bewegte, phantaſtiſche Seele erregte. So war er denn zu Madame Martin zurückgekehrt, um ſich wieder zu beruhigen.

„Kennen Sie Arles?“ fragte er. „Es iſt ſo ſchön dort. Ich war im Kloſter Saint Trophime und habe geſehen, wie die Tauben ſich den Statuen auf die Schultern ſetzten und die kleinen, grauen Eidechſen ſich auf den Sarkophagen ſonnten. Zu beiden Seiten des Weges, der auf die Kirche zuführt,

liegen die höhlenförmigen Grabſtätten, die manchem Unglücklichen des Nachts als Zuflucht dienen. Als ich dort eines Abends mit Paul Arène ſpazieren ging, trafen wir eine alte Frau. Sie bereitete ſich gerade in dem Grabe irgendeiner antiken Jungfrau, die am Tage ihrer Hochzeit geſtorben war, ein Lager von trocknen Blättern. Wir wünſchten ihr eine gute Nacht und ſie antwortete: ‚Möge Gott euch erhören, — aber das Unglück hat es ſo gewollt, daß dieſe Höhle gerade nach der Seite, wo der Wind herkommt, eine Spalte hat. Wenn die Spalte auf der anderen Seite wäre, würde ich hier ruhen, wie die Königin Johanna.‘“

Thereſe gab keine Antwort. Sie war eingeſchlafen. Und Choulette zitterte in der Nachtkälte, als fürchtete er ſich vor dem Tode.

VIII

Miß Bell hatte ihre Gäſte in dem kleinen, engliſchen Wagen, den ſie ſelbſt kutſchierte, vom Bahnhof in Florenz abgeholt und ſie über die hügelige Ebene nach ihrer Villa in Fieſole geleitet. Ihre Kammerjungfer folgte mit dem Gepäck. Auch für Choulette hatte ſie Quartier beſorgt. Er ſollte bei einer Küſterwitwe im Schatten der Kathedrale von Fieſole wohnen. Man erwartete ihn erſt zum Diner wieder.

Die Dichterin war häßlich, aber ihr kurzgeſchorener Kopf hatte dabei doch etwas Anziehendes, und die ſchmale Geſtalt mit den ſchwach entwickelten Hüften war nicht ungraziös. Sie trug eine Art Jackett und ein Herrenhemd, das ihre knabenhaft flache Bruſt bedeckte.

Als ſie in Fieſole angekommen waren, machte ſie ihren franzöſiſchen Freundinnen die Honneurs des Hauſes, das die empfindſame Glut ihres Geſchmackes widerſpiegelte. An den Wänden des Salons thronten friedlich inmitten von Engeln, Erzvätern und Heiligen, umrahmt von der goldenen Architekturſchönheit der Triptychen, blaſſe, ſchmalfingrige ſieneſiſche Madonnen. Auf einem Sockel ſtand erſchreckend häßlich in ihrer Magerkeit und ihrem Alter, nur mit ihrem Haar bekleidet eine Magdalenerin, ſicherlich das Abbild irgendeiner Straßenbettlerin auf dem Wege nach Piſtoia, die Sonne und

Schnee ausgedörrt hatten, wie ſie ein unbekannter Vorläufer Donatellos mit rührender und fürchterlicher Naturtreue in Ton nachgebildet haben mochte. Und überall ſah man die Wappenzeichen von Miß Bell: Glocken und Glöckchen. In den Zimmerecken wölbten die größten von ihnen ihre Bronzehügel, andere reihten ſich am Boden eng aneinander, und die allerkleinſten bildeten einen Fries. Auf dem Ofen, auf den Truhen und auf den Koffern ſtanden ſie. Die Schränke füllten ſilberne und vergoldete Glocken, ſchwere Bronzeglocken, Renaiſſanceſchellen mit der Lilie von Florenz in Form von Damen im Reifrock, Sterbeglöckchen, verziert mit Tränen und Gebeinen, Filigranſchellen mit ſymboliſchen Tierfiguren und Laubwerk, wie ſie in den Kirchen zur Zeit des frommen Ludwigs geläutet hatten, Tiſchglocken aus dem XVII. Jahrhundert mit einer Statuette als Handgriff, flache, helltönende Kuhglöckchen aus dem Rütlital, Glocken ohne Klöppel, die man erſt mit einem Hirſchhorn leiſe zum Klingen bringen muß, chineſiſche Schellen in Zylinderform. Aus aller Herren Länder und Zeiten waren ſie hier auf den Zauberruf der kleinen Miß Bell verſammelt.

„Sie ſehen ſich meine ſprechenden Wappenzeichen an," ſagte ſie zu Madame Martin. „Ich glaube, alle dieſe Miſſes Bell fühlen ſich hier recht wohl, und es ſollte mich nicht wundern, wenn ſie eines ſchönen Tages alle miteinander zu läuten anfingen. Aber Sie dürfen ſie nicht alle gleichmäßig bewundern. Ihr reinſtes und wärmſtes Lob müſſen Sie ſich für die da aufſparen." Und ſie rührte mit dem Finger an eine ſchwere und düſtere Glocke, die einen feinen Ton gab.

„Die hier iſt eine Dorfheilige aus dem V. Jahrhundert. Sie iſt eine geiſtige Tochter des heiligen Paulins von Nola, der als erſter den Himmel zu unſeren Häupten klingen ließ. Sie iſt von äußerſt ſeltenem Metall, dem ſogenannten campaniſchen Erz. Bald werde ich Ihnen eine ganz reizende Florentinerin daneben zeigen können, die Königin aller Glocken, die unterwegs iſt. Aber, Darling, ich langweile Sie mit meinem Kram, und auch die gute Madame Marmet. Wie unrecht von mir.“

Dann führte ſie die Gäſte in ihre Zimmer.

Eine Stunde ſpäter erſchien Madame Martin in einem leichten, ſpitzenbeſetzten Negligé auf der Terraſſe, wo Miß Bell ſie ſchon erwartete. Sie hatte ſich völlig ausgeruht und ſah friſch und blühend aus.

Die Luft war feucht und milde und hatte etwas von der beunruhigenden Süße des Frühlings. Thereſe lehnte mit den Armen auf der Baluſtrade und badete ihre Augen in dem milden Licht.

Zu ihren Füßen ſtreckten die Cypreſſen ihre ſchwarzen Wipfel gen Himmel und die Olivenbäume an den Abhängen fingen an zu knoſpen. Drunten im Tale lag Florenz mit ſeinen Kirchen und Türmen und den unzähligen roten Dächern. Und jenſeits der Stadt, am andern Ufer des Arno, deſſen gewundener Lauf durch das gewaltige Häuſermeer teilweiſe dem Auge entzogen wurde, blauten die fernen Hügel.

Nach längerem Stillſchweigen ſtreckte Vivian Bell die Hand aus und wies auf den Horizont hin: „Darling, ich kann Ihnen nicht ſagen, — nein, ich kann wirklich nicht ſagen

— — aber ſchauen Sie um ſich, Darling, ſehen Sie nur. Was Sie hier vor ſich ſehen, ſteht einzig in ſeiner Art da. Nirgends iſt die Welt ſo fein, ſo durchgeiſtigt, ſo elegant wie hier. Der Gott, der die Hügel von Florenz erſchaffen hat, war ein Künſtler. O, er war ein Juwelier, ein Bildhauer, er verſtand in Bronze zu arbeiten, und er war auch noch Maler. Kurz, er muß ein Florentiner geweſen ſein. Es iſt das einzige, was er von der Welt ſelbſt gemacht hat. Alles andere iſt unvollkommener gearbeitet, als ob es von einer gröberen Hand herrührte. Was meinen Sie? — dieſer Hügel von San Miniato mit ſeinen feſten, reinen Formen und der zarten violetten Färbung, ſollte der von demſelben Meiſter herrühren wie der Mont Blanc? Und wiſſen Sie, es iſt noch etwas, — aber ich weiß nicht, wie ich es in Worte kleiden ſoll. Ich verſtehe es ſelbſt nicht recht und doch iſt es wirklich ſo. Ich fühle mich hier in dieſer Gegend, und Sie werden ebenſo fühlen, als ob ich nur halb lebte und halb ſchon geſtorben wäre. Es iſt ein ſehr vornehmes, ſehr trauriges und dabei doch wohltuendes Gefühl. Sehen Sie nur, — ſehen Sie immer wieder hin und Sie werden die Melancholie entdecken, die über dieſen Hügeln von Florenz liegt. Sie werden fühlen, wie eine wunderbare Traurigkeit von dieſen Totengefilden emporſteigt."

Die Sonne neigte ſich ſchon dem Horizont zu. Die Spitzen der Berge erglühten, und die Wolken am Himmel ſchienen in Flammen zu ſtehen.

Plötzlich fing Madame Marmet an zu nießen.

Miß Bell ließ Tücher [illegible]len und ſagte, die Abende ſeien

hier immer etwas kühl, und man müſſe ſich ſehr in acht nehmen.

Dann fragte ſie plötzlich: „Darling, kennen Sie Monſieur Jacques Dechartre? Er hat mir geſchrieben, daß er nächſte Woche nach Florenz kommt. Ich freue mich ſehr, daß Monſieur Dechartre Sie hier trifft. Er wird uns in die Kirchen und Muſeen begleiten, denn er iſt ein ausgezeichneter Führer. Er verſteht all die ſchönen Sachen ſo gut, weil er ſie ſo liebt. Und er hat außerordentliches Talent für die Bildhauerei. Seine Figuren und ſeine Medaillons finden in England noch mehr Verehrer wie in Paris. O, ich freue mich ſo, Darling, daß Monſieur Dechartre Sie hier trifft.“

IX

Als ſie am nächſten Morgen aus der Kirche Santa Maria-Novella kamen und über den großen Platz gingen, der wie ein alter Zirkus von marmornen Schranken umgeben iſt, ſagte Madame Marmet plötzlich: „Ich glaube, da iſt Monſieur Choulette.“

Er war es wirklich, — er ſaß in einem Schuſterladen, mit ſeiner Pfeife in der Hand und wiegte ſich rhythmiſch hin und her, als ob er Verſe deklamierte. Und der florentiniſche Schuhflicker hörte ihm gutmütig lächelnd zu und arbeitete dabei ruhig weiter. Es war ein kleiner kahlköpfiger Mann, wie man ſie in der holländiſchen Malerei ſo oft dargeſtellt ſieht. Auf ſeinem Tiſch lagen Holzformen, Nägel, Lederſtücke und Pechkugeln durcheinander. Dazwiſchen hüpfte ein zahmer Sperling herum, der ſich dem Alten bald auf den Kopf, bald auf die Schultern ſetzte. Eins ſeiner Beinchen war abgebrochen und kunſtgerecht durch ein Stückchen Zündholz erſetzt.

Madame Martin amüſierte ſich ſehr über dieſen Anblick. Sie trat leiſe an die Schwelle heran und rief Choulette, der leiſe und in ſingendem Ton deklamierte und fragte ihn, warum er nicht mit ihr in die ſpaniſche Kapelle gegangen wäre.

Er ſtand auf und antwortete: „Madame, Sie jagen eitlen Trugbildern nach, aber ich ſuche nur das Leben und die Wahrheit.“

Dann drückte er dem alten Schuſter die Hand und ſchloß ſich den Damen an.

„Ich wollte gerade in die Kirche gehen,“ ſagte er, „da bemerkte ich dieſen Greis, wie er über ſeine Arbeit gebeugt daſaß. Er hatte den Leiſten zwiſchen den Knien und nähte ein paar grobe Schuhe. Ich hatte gleich das Gefühl, daß es ein einfacher und guter Menſch ſein müſſe, deshalb fragte ich ihn auf Italieniſch: ‚Vater, wollen Sie ein Glas Chianti mit mir trinken?‘ Er war einverſtanden und ging, um eine Flaſche und zwei Gläſer zu holen, während ich ſeine Wohnung ‚o lange bewachte.“

Und Choulette deutete auf den Ofen hin, wo noch Gläſer und Flaſchen ſtanden. „Als er zurückkam, tranken wir zuſammen. Dann habe ich ihm ſchöne, geheimnisvolle Verſe vorgeſagt und ihn durch die wohllautenden Töne ganz bezaubert. Ich werde noch oft in ſeinen Laden zurückkehren. Er ſoll mich lehren, Schuhe zu machen und wunſchlos zu leben. Dann werde ich nichts mehr vom Leid wiſſen, denn das, was uns unglücklich macht, ſind nur unſere Begierden und der Müßiggang.“

Die Gräfin Martin lächelte: „Monſieur Choulette, ich begehre wirklich nichts und doch bin ich nicht froh. Soll ich etwa auch Schuhe machen?“

In tiefem Ernſt antwortete Choulette: „Nein, für Sie iſt die Zeit noch nicht gekommen.“

Als ſie den Garten der Oricellari erreicht hatten, ſank Madame Marmet auf eine Bank nieder. Sie hatte in Santa Maria-Novella die ſtillen Fresken Ghirlandajos, das Chorgeſtühl, Cimabues Madonna und die Malereien in den Kreuzgängen angeſehen. Ihrem Mann zuliebe hatte ſie es mit aller Sorgfalt getan, denn man ſagte von ihm, daß er die italieniſche Kunſt ſehr liebe. Sie war müde geworden. Choulette ſetzte ſich neben ſie und ſagte: „Madame Marmet, können Sie mir ſagen, ob es wahr iſt, daß der Papſt ſeine Gewänder bei Worth*) machen läßt?“ Madame Marmet hielt es für unmöglich, aber Choulette hatte es in den Cafés ſagen hören. Madame Martin war ganz verwundert, daß Choulette als Katholik und Sozialiſt ſo reſpektlos über den Papſt ſprach, der ja doch ein Freund der Republik war. Aber er konnte Leo XIII. nicht leiden.

„Die Weisheit der Fürſten iſt kurzſichtig,“ ſagte er, „das Heil der Kirche wird von der italieniſchen Republik ausgehen, ſo wie Leo XIII. es glaubt und hofft. Aber dieſer fromme Machiavelli ſchlägt nicht den richtigen Weg ein, um die Kirche zu retten. Durch die Revolution wird der Papſt auch ſeinen unbilligen Peterspfennig verlieren und damit den Reſt ſeines Patrimoniums. Und das wird das Heil ſein. Erſt der verarmte und ſeines Glanzes beraubte Papſt wird wahrhaftig mächtig ſein. Er wird die Welt bewegen. Man wird die Petrus und Linus, Cletus, Anacletus und Clemens auferſtehen ſehen, die demütigen und ungelehrten

*) Einer der vornehmſten Damenſchneider in Paris.

erſten Heiligen, die das Antlitz der Welt verwandelten. Wenn morgen auf dem Stuhl Petri wieder ein echter Biſchof und echter Chriſt ſitzen wird, dann will ich zu ihm gehen und ſagen: „Sei nicht mehr ein in ſeiner Goldgruft eingeſargter Greis, laß deine Kämmerer, deine Nobelgarde und deine Kardinäle fahren, gib auf deinen Hofſtaat und die Götzenbilder deiner Macht. Gehe an meinem Arm und erbettele dir bei den Völkern dein Brot. In Lumpen, arm, ſiech und ſterbend, gehe über die Landſtraßen und weiſe in dir das Abbild Jeſu. Sage: ‚Ich gehe betteln um mein Brot, weil ich die Reichen verurteile.‘ Gehe in die Städte und rufe mit erhabener Einfalt von Tür zu Tür: ‚Seid demütig, ſeid ſanftmütig, ſeid arm!‘ Verkündige den ſchwarzen Städten, in Spelunken und Kaſernen, Frieden und Barmherzigkeit. Man wird dich mißachten, mit Steinen nach dir werfen und dich ins Gefängnis bringen. Du wirſt für die Niedrigen wie für die Hohen, für die Armen wie für die Reichen Gegenſtand des Spottes, des Ekels und des Mitleids ſein. Deine Prieſter werden dich abſetzen und gegen dich den Antipapſt auf den Thron erheben. Sie werden ſagen, daß du ein Narr biſt. Und ſie ſollen recht haben, wenn ſie dich einen Narren heißen, denn die Narren haben die Welt gerettet. Die Menſchen werden dir die Dornenkrone reichen und das Szepter von Rohr, ſie werden dir ins Antlitz ſpeien. Aber in dieſem Zeichen wirſt du als wahrer Chriſt und König erſcheinen. Mit ſolchen Mitteln wirſt du den Sozialismus Chriſti errichten, der das Reich Gottes ſein wird auf Erden.“

Nachdem er alſo geſprochen hatte, zündete ſich Choulette eine lange, krumme, italieniſche Zigarre an, die ein Strohhalm durchlief, tat ein paar Züge üblen Rauches und fuhr dann ruhig fort:

„Es wird ſo kommen. Man mag mir alles abſprechen, aber nicht das klare Erfaſſen von Situationen. Ja, Madame Marmet, Sie wiſſen nicht, wie wahr es iſt, daß die großen Taten auf dieſer Erde ſtets von Narren vollbracht worden ſind. Oder glauben Sie, Madame Martin, daß der heilige Franziskus, wenn er bei Verſtand geweſen wäre, die lebendigen Waſſer des Erbarmens und die Düfte der Liebe über die Erde hingeſtrömt hätte zur Erfriſchung der Völker?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Madame Martin, „aber vernünftige Leute ſind mir immer höchſt langweilig geweſen. Ihnen darf ich das ja ſagen."

Sie kehrten mit der Dampftrambahn, die ſich ſchnaubend die Hügel hinaufwindet, nach Fieſole zurück. Es hatte angefangen zu regnen. Madame Marmet ſchlief unterwegs ein, und Choulette fing an, über ſein Schickſal zu jammern. Alle ſeine Leiden fielen ihm wieder ein, — die feuchte Luft war ſchuld, daß er Schmerzen im Knie hatte, — ſein Reiſeſack war ihm geſtern auf dem Bahnhof abhanden gekommen und war nicht wiederzufinden, — und zum Überfluß hatte eine Pariſer Revue eines ſeiner Gedichte mit unzähligen Druckfehlern veröffentlicht. Er behauptete, daß alles ſich gegen ihn verſchworen habe, und dabei wurde er albern, kindiſch und unerträglich.

Madame Martin wurde durch ſein Benehmen und durch

den unaufhörlichen Regen ganz verſtimmt. Es kam ihr vor, als ob die Fahrt nie ein Ende nehmen würde.

Als ſie in das Haus mit den Glocken und in den Salon trat, fand ſie Miß Bell damit beſchäftigt, ein paar Verſe, die ihr in der Nacht eingefallen waren, mit goldener Tinte auf ein Blatt Pergament zu ſchreiben. Beim Eintritt ihrer Freundin erhob ſie den Kopf. Aus dem unſchönen Geſicht leuchteten ihre wundervollen Augen hell hervor.

„Darf ich Ihnen den Prinzen Albertinelli vorſtellen, Darling?"

Der Prinz ſtand, ſchön wie ein junger Gott, an den Ofen gelehnt und verbeugte ſich. „Madame, wenn wir Italiener Frankreich nicht ſchon längſt ins Herz geſchloſſen hätten, müßten wir bei Ihrem Anblick anfangen es zu lieben."

Die Gräfin und Choulette baten Miß Bell, ihnen die Verſe vorzuleſen, die ſie eben geſchrieben hatte. Sie entſchuldigte ſich, daß ſie als Ausländerin die unbeholfenen Strophen dem franzöſiſchen Dichter, den ſie nach François Villon am meiſten liebte, zu hören geben wollte. Dann rezitierte ſie mit ihrer feinen, hellen Vogelſtimme:

„Am Felſenfuße, wo die Quelle ſpringt,
Gleich der Najade, welche lacht und ſingt,
Und feuchten Armes hin zum Arno rauſcht,
Hat einſt ein ſchönes Kinderpaar den Ring getauſcht.
Und Liebesglück durchſtrömte ihren Sinn,
Ganz wie des Gießbachs Waſſer an den Hängen hin.
Und ſie hieß Gemma. Doch ſein Name, wißt,
Hat nie verzeichnet ein Chroniſt.

Des Tages lagen ſchuldlos Mund auf Mund
Die jungen Leiber in dem Thymiangrund,
Der Ziegen Weide. Doch zur Abendzeit,
Wenn ſich der Werkmann müd' der Muße weiht
Im Lindenſchatten, ging es ſtadtwärts für die Nacht.
Doch niemand in der Menge hatte ihrer Acht.
Des Glückes Überfülle ließ ſie häufig weinen.
Das Leben wollte ihnen troſtlos ſcheinen.

Sie waren Baum und Strauch auf ihrer Wieſen,
Die Rebenwinde und das Grün, und ſchmerzzerriſſen
Bog ihr Gezweig ſich ſeufzend himmelwärts.
Daneben ſtand mit rotem Blütenherz
Ein Kraut und ſchoß empor viel bleiche Blütenſpeere.
Die Schäfer nannten es die Schweigebeere.
Und Gemma wußte, daß der ewige Schlummer
Und Gottes Schlaf und Träumen ohne Kummer
Dem käme, der von ihrer Blüte ſchmeckte.
Es kam ein Tag, der unterm Buſch ſie lachend weckte.
Da ſchob ein Blättchen ſie dem Liebſten in den Mund.
Und als er froh auf ewig ſchlief, zur Stund'
Nahm ſelber ſie die liebe Blätterſpeiſe
Und ſank entſeelt zu ſeinen Füßen leiſe.
Die Tauben flogen abends klagend zu.
Sonſt ſtörte niemand ihre Liebesruh."

„Reizend," ſagte Choulette. „Italien unter den ſanften Nebelſchleiern Thules."

„Wirklich reizend," wiederholte die Gräfin, „aber warum wollten Ihre beiden ſchönen Kinder denn ſterben, liebe Vivian?"

„Weil ſie ſich ſo glücklich wie irgend möglich fühlten,

Darling, und weil ſie ſich weiter nichts wünſchen konnten. Das war zum Verzweifeln, Darling, zum Verzweifeln. Wie kommt es nur, daß Sie das nicht verſtanden haben?"

„Glauben Sie wirklich, daß wir weiter hoffen müſſen, wenn wir weiter leben?"

„Ja, Darling, wir leben in Erwartung des Morgen, des Königs der Feen, und deſſen, was er in ſeinem ſchwarzen oder blauen, mit Blumen, Sternen und Tränen beſetzten Zaubermantel bringen wird. Oh bright king To-Morrow!"

X

Man hatte ſich zum Diner angekleidet. Miß Bell ſaß im Salon und kopierte irgendwelche Ungeheuer nach einer Zeichnung von Leonardo. Sie tat es nur, um zu ſehen, wie ſie zu ihr ſprechen würden, wenn ſie auf dem Papier ſtänden und war ganz überzeugt, daß dieſe grotesken Geſtalten mit den ſeltſamen Linien ihr eigenartige Ideen mitteilen würden. Auf dieſe Weiſe hatte ſie ſchon oft den Stoff zu ihren Gedichten gefunden.

Am Klavier ſaß der Prinz Albertinelli und ſpielte leiſe die Melodie: O Lola. — Seine weichen Finger berührten kaum die Taſten.

Choulette geberdete ſich noch wüſter wie gewöhnlich. Er bat um Nadel und Faden, um ſich ſelbſt ſeine Kleider auszubeſſern, und jammerte darüber, daß er ein beſcheidenes, kleines Neceſſaire verloren hatte, das er ſeit 30 Jahren bei ſich trug. Er glaubte es in einem der profanen Säle des Palazzo Pitti verloren zu haben und hielt deshalb Schmähreden auf die Medici und ſämtliche italieniſche Maler.

Dann warf er einen böſen Blick auf Miß Bell und ſagte: „Ich habe immer gedichtet, während ich meine Lumpen zuſammenflickte. Mir iſt immer am wohlſten, wenn ich mit

den Händen arbeite. Wenn ich mein Zimmer ausfege, ſinge ich meine Lieder. Und deshalb ſind ſie auch den Menſchen zu Herzen gegangen wie die Geſänge jener alten Künſtler und Handwerker, die vielleicht ſchöner ſind wie die meinen, aber jedenfalls nicht natürlicher. — Ich ſetze meinen Stolz darein, mein eigner Diener zu ſein. Die Küſterfrau wollte mir meine Kleider ausbeſſern, aber ich habe es nicht gelitten. Es iſt nicht ſchön, wenn wir von anderen das ſklaviſch verrichten laſſen, was wir ſelbſt in edler Freiheit tun können."

Der Prinz ſaß immer noch am Klavier und ſpielte mit Nonchalance ſeine zwangloſe Melodie weiter. Thereſe, die ſeit acht Tagen mit Madame Marmet die Kirchen und Muſeen beſuchte, dachte daran, wie langweilig die alte Dame war, wenn ſie unaufhörlich auf den Bildern der alten Meiſter Ähnlichkeiten mit bekannten Menſchen herausfand. Heute morgen hatte ſie im Palazzo Ricardi auf den Fresken Benozzo Gozzolis eine ganze Menge gefunden: Garain, Lagrange, Monſieur Schmoll, die Prinzeſſin Séniavine als Pagen und Monſieur Renan zu Pferde. Ihr ſelbſt war es ſchrecklich, überall Monſieur Renan zu begegnen. Mit einer geſchickten Wendung, die ihre Freundin zur Verzweiflung brachte, kam ſie ſtets mit ihren Gedanken auf ihren kleinen Kreis von Gelehrten und Geſellſchaftsmenſchen zurück. Mit ſanfter Stimme erinnerte ſie an die öffentlichen Vorleſungen der Akademie und an die Kurſe in der Sorbonne, wie an die Geſellſchaftsabende, an denen geiſtvolle und mondäne Philoſophen brillierten. Und was die Frauen anbetraf, ſo waren ſie ihrer Anſicht nach ſamt und ſonders entzückend und untadelig.

Sie ließ ſich überall einladen. Und Thereſe dachte: „Die gute Madame Marmet iſt wirklich zu brav. Sie langweilt mich.“ Sie trug ſich mit dem Gedanken, ſie in Zukunft oben in Fieſole zu laſſen und allein in die Kirchen zu gehen. Innerlich ſagte ſie ſich mit einem Worte, das Le Ménil ſie gelehrt hatte: „Ich will Madame Marmet andern widmen.“

Ein ſchlanker alter Herr betrat den Salon. Seine gewichſten Schnurrbartſpitzen und ſein weißer Spitzbart gaben ihm das Ausſehen eines Militärs. Aber die unter den Gläſern ſanft und zart hervorleuchtenden Augen verrieten eine im Dienſt der Wiſſenſchaft und des Genuſſes verbrauchte Kraft. Es war ein Florentiner, ein Freund Miß Bells und des Prinzen, der Profeſſor Arrighi, ehemals ein Liebling der Frauen und jetzt eine Berühmtheit in Toscana und in der Aemilia wegen ſeiner landwirtſchaftlichen Werke. Gräfin Martin gefiel er auf den erſten Blick. Und wenn ſie ſich auch keine ſehr günſtigen Vorſtellungen vom Landleben in Italien machen konnte, ſo fragte ſie ihn doch intereſſiert über ſeine Methoden und die von ihm erzielten Erfolge aus.

Er ging mit energiſcher Vorſicht zu Werke. „Die Erde,“ meinte er, „iſt wie die Frauen. Sie will, daß man ihr gegenüber weder ſchüchtern noch brutal iſt.“

Das Ave Maria, das von den Glockentürmen ringsum geläutet wurde, ſchuf aus dem Himmel ein einziges rieſiges Inſtrument der Kirchenmuſik.

„Iſt es Ihnen ſchon aufgefallen, Darling, wie ſonor und ſilbern die Florentiner Luft abends beim Glockenläuten iſt?“

„Es iſt ſonderbar," ſagte plötzlich Choulette, „es iſt ſo, als ob wir hier ſäßen und auf jemand warteten."

Vivian Bell erwiderte, ſie erwarte auch wirklich jemanden. Dechartre ſollte nämlich kommen. Aber es war ſchon ziemlich ſpät und ſie fürchtete, er möchte den Zug verſäumt haben. Choulette ging auf Madame Marmet zu und fragte ſehr ernſthaft: „Sind ſie imſtande, Madame Marmet, irgendeine Tür zu ſehen, eine einfache Holztür wie Ihre (nehme ich an) oder meine, dieſe Tür hier oder irgendeine andere, ohne von Furcht und Schrecken gepackt zu werden bei dem Gedanken an den Beſucher, der jeden Augenblick eintreten könnte? Die Türen unſerer Wohnungen, Madame Marmet, öffnen ſich in die Unendlichkeit. Haben Sie das je bedacht? Wiſſen wir denn in Wirklichkeit den Namen deſſen oder derer, die in irgendeiner menſchlichen Geſtalt, mit irgendeinem altbekannten Geſicht, in ganz gewöhnlichen Kleidern bei uns eintreten?"

Er für ſeine Perſon könnte in ſeinem Zimmer niemals auf die Tür ſehen, ohne daß ihm dieſe Furcht die Haare ſträubte.

Madame Marmet indeſſen ſah die Türen ihres Salons ohne alles Grauen auf- und zugehen. Sie kannte die Namen aller, die ſie beſuchten: lauter entzückende Menſchen.

Choulette ſah ſie melancholiſch an und ſchüttelte den Kopf:

„Madame Marmet, Madame Marmet, jeder, den Sie mit ſeinem irdiſchen Namen nennen, hat noch einen zweiten Namen, den Sie nicht kennen, und der doch ſein wahrer Name iſt."

Madame Martin fragte Choulette, ob er glaube, daß ein Unglück die Schwelle erſt überſchreiten müſſe, um Eingang zu den Menſchen zu finden. „Es iſt ſo erfinderiſch und klug. Es kommt durch das Fenſter und quer durch die Wände. Es zeigt ſich nicht immer, aber es iſt ſtets da. Die armen Türen ſind wirklich unſchuldig am Kommen ſolch böſen Beſuches.“

Streng belehrte Choulette die Gräfin Martin, daß ſie das Unglück nie und nimmer einen böſen Beſuch nennen dürfe. „Das Unglück iſt unſer größter Meiſter und unſer beſter Freund. Es lehrt uns den Sinn des Lebens. Meine Damen, wenn Sie leiden, dann wiſſen Sie, was zu wiſſen not tut, glauben, was zu glauben not tut, dann tun Sie, was getan werden muß, ſind Sie, was Sie ſein müſſen. Sie werden die Freude finden, die das Vergnügen verjagt hat. Die Freude iſt ſchüchtern und fühlt ſich auf Feſten nicht heimiſch.“

Prinz Albertinelli erklärte, Miß Bell und ihre beiden franzöſiſchen Freundinnen hätten es nicht nötig, erſt unglücklich zu werden, um vollkommen zu ſein. Die Lehre von der Vervollkommnung durch Leiden ſei eine barbariſche Grauſamkeit und unter dem heiteren Himmel Italiens ein Greuel. Das Geſpräch wurde matter, und er bemühte ſich, die Läufe der graziöſen und doch ſo banalen Siziliana wiederzufinden; ſehr vorſichtig, denn er fürchtete, in eine ganz ähnliche Melodie aus dem Troubadour zu geraten.

Vivian Bell unterhielt ſich ganz leiſe mit all den Ungeheuern, die ihr Bleiſtift gebar, und beklagte ſich über ihre lächerlichen und pfiffigen Antworten.

„Im Augenblick,“ ſagte ſie, „möchte ich mich nur mit

Gobelinfiguren unterhalten, die ebenſo blaſſe, altertümliche und preziöſe Dinge ſagen wie ſie ſelbſt ſind."

Der ſchöne Prinz fing, von dem Fluß ſeiner Melodie getragen, zu ſingen an. Seine Stimme wurde breit, entfaltete ſich wie ein Pfauenrad, wurde allmählich wieder klein und verklang in hinſterbendem „Ah – ah – ah!"

Die gute Madame Marmet blickte nach der Glastür und ſagte: „Ich glaube, da kommt Dechartre."

Er trat ein, friſch und angeregt, einen freudigen Zug auf dem ernſten Geſicht.

Miß Bell empfing ihn mit fröhlichem Gezwitſcher: „O Monſieur Dechartre, wir warten ſchon ganz ungeduldig auf Sie. Monſieur Choulette hat uns böſe Dinge von Türen erzählt, – ja, von Türen in den Wohnungen. Er behauptete, daß das Unglück ein höchſt gefälliger alter Herr ſei. All dieſe ſchönen Geſchichten haben Sie nun verſäumt. Sie haben uns aber lange warten laſſen. Und warum?"

Er entſchuldigte ſich; er war nur erſt ins Hotel gegangen, um etwas Toilette zu machen. Dann ſagte er der Dichterin einige Komplimente und wandte ſich an Madame Martin. Er vermochte ſeine Freude nicht ganz zu unterdrücken, während er ſie begrüßte: „Ehe ich von Paris abreiſte, habe ich Sie noch einmal aufgeſucht, um Ihnen Lebewohl zu ſagen, und da erfuhr ich, daß Sie in Florenz bei Miß Bell den Frühling erwarten wollten. Ich habe mich ſo gefreut, Sie hier in Italien wiederzuſehen, das mir noch nie ſo lieb geweſen iſt wie jetzt."

Sie fragte ihn, ob er über Venedig gereiſt ſei, und ob er in Ravenna die leuchtenden Geſpenſter und die begrabenen Kaiſerinnen aufgeſucht habe.

Nein, er hatte ſich nirgends aufgehalten. —

Sie ſagte nichts. Ihr Blick ruhte auf der Glocke des heiligen Paulinus in der Ecke.

„Sie ſind ja ſo verſunken in die Noleſerin," ſagte er zu ihr.

Vivian Bell warf Papier und Bleiſtift bei Seite. „Sie werden bald ein Wunder ſehen, das Sie noch mehr rühren wird, Monſieur Dechartre. Ich habe Hand auf die Königin aller Glöckchen gelegt. Ich fand ſie in Rimini, in einer ganz verfallenen Kelter, die jetzt als Laden dient. Ich ſuchte dort nach alten, öldurchzogenen Holzſtöcken, die ganz hart, dunkel und doch ſo leuchtend geworden ſind. Ich habe die Glocke gekauft und eigenhändig verpackt. Ich kann ſie vor Ungeduld kaum erwarten. Sie werden ſie ja ſehen. Sie hat auf ihrem Glockenleib einen Chriſtus am Kreuz mit der heiligen Jungfrau und dem Johannes, die Jahreszahl 1400 und das Wappen der Malateſta . . . Monſieur Dechartre, Sie paſſen nicht genügend auf; Sie müſſen genau zuhören. Im Jahre 1400 hat ſich Lorenzo Ghiberti auf der Flucht vor Krieg und Peſt nach Rimini zu Paolo Malateſta begeben. Ganz gewiß ſtammen die Figuren auf meiner Glocke von ſeiner Hand. Sie werden alſo in der nächſten Woche hier bei mir eine Arbeit Ghibertis ſehen können."

Der Diener erſchien und meldete, daß angerichtet ſei. Miß Bell entſchuldigte ſich, daß ſie ihre Gäſte mit italieniſcher

Küche bewirten müſſe. Ihr Koch war ein einheimiſcher Dichter.

Als ſie dann bei Tiſch vor den ſtrohumflochtenen Flaſchen ſaßen, ſprachen ſie von dem glückſeligen XV. Jahrhundert, das ſie alle ſo liebten. Der Prinz Albertinelli pries die Künſtler jener Zeit; er ſprach von ihrer Liebe zur Kunſt, von ihrer weitgehenden Auffaſſung und dem Feuer des Genies, das in ihnen loderte.

Dechartre bewunderte ſie ebenfalls, aber in anderer Weiſe.

„Um jenen Männern, die ihrer Kunſt ſo treulich dienten, völlig gerecht zu werden, muß man ſie ſich in ihrem Atelier oder in ihrer Werkſtatt vorſtellen, wo ſie als ſchlichte Handwerker lebten. Wenn man ſie ſo bei ihrer Arbeit geſehen hätte, würde man ihre Einfachheit und ihr Genie erſt richtig beurteilen können. Sie waren unwiſſend und roh, hatten wenig geſehen und wenig geleſen. Sie kannten keine Stadt wie Florenz, kein Buch außer der Heiligen Schrift und von Kunſtwerken nur einige Überreſte von antiken Skulpturen, an denen ſie ſtudierten und die ſie über alles liebten.“ „Sie haben recht,“ ſagte Profeſſor Arrighi. Ihre einzige Sorge war, die beſten Verfahren in Anwendung zu bringen. Sie verwandten ihren ganzen Geiſt darauf, einen ſchönen Vorwurf zu erfinden und die Farben gut zu miſchen. Und es galt der für ein Genie, der auf den Gedanken kam, eine Leinwand über das Holz zu ſpannen, damit das Gemälde, wenn es bräche, nicht auch zunichte würde. Jeder Meiſter hatte ſeine Rezepte und ſeine Miſchformeln, die er ſorgſam geheim hielt.“

„Ach, es waren glückliche Zeiten," fuhr Dechartre fort, „wo man noch nichts von dieſer Originalität wußte, nach der wir heute ſo ängſtlich ſtreben. Damals ſuchte der Lehrling es ſeinem Meiſter gleichzutun, und wenn er ſich von den andern unterſchied, ſo kam das, ohne daß er es ſelbſt gewollt hatte. Sie arbeiteten nicht um des Ruhmes willen, ſondern nur um leben zu können."

„Und daran taten ſie recht," ſagte Choulette, „es gibt nichts Beſſeres wie von ſeiner Arbeit zu leben."

„Sie kümmerten ſich nicht um die Nachwelt," fuhr Dechartre fort, „ſie wußten nichts von der Vergangenheit und dachten nicht an die Zukunft. Ihre Wünſche gingen nicht über ihr eigenes Leben hinaus. Und in dieſer Schlichtheit ihres Gemüts gerieten ſie nicht ſo leicht auf Irrwege. Sie kamen der Wahrheit näher wie wir, weil ſie uns oft gerade durch unſere fortgeſchrittene Intelligenz verborgen bleibt."

Während er noch ſprach, erzählte Choulette Madame Marmet, er habe heute einen Beſuch bei der Fürſtin gemacht, an die er einen Empfehlungsbrief von der Marquiſe de Rieu erhalten hatte. Es machte ihm Freude hervorzuheben, daß er, der Bohemien und Vagabund, bei dieſer Fürſtin aus Königlichem Hauſe empfangen wurde, zu der weder Miß Bell noch Madame Martin Zutritt bekommen hätten. Sogar der Prinz Albertinelli hatte ſich gerühmt, ihr einmal bei irgendeiner Zeremonie vorgeſtellt zu ſein.

„Sie iſt ſehr fromm," ſagte der Prinz, „ſie bringt den ganzen Tag mit Religionsübungen zu."

„Sie iſt großartig in ihrer ſchlichten Hoheit," erwiderte Choulette, „in ihrem Hauſe hält ſie auf die ſtrengſte Etikette, um ſich eine Buße für ihre vornehme Herkunft aufzuerlegen, und jeden Morgen geht ſie in die Kirche, um den Fußboden aufzuwaſchen. Es iſt eine einfache Dorfkirche, wo die Hühner aus und einlaufen und der Pfarrer mit dem Küſter Briskola ſpielt." Dabei beugte er ſich auf den Tiſch nieder und zeigte mit ſeiner Serviette, wie die Fürſtin den Boden aufwuſch. Dann richtete er ſich wieder auf und ſagte: „Nachdem ich lange in den verſchiedenen Salons hatte warten müſſen, wurde ich zum Handkuß zugelaſſen."

Als er ſchwieg fragte Madame Martin etwas ungeduldig: „Nun, und was hat denn dieſe Fürſtin mit all ihrer bewunderungswürdigen Demut und Hoheit zu Ihnen geſagt?"

„Sie hat mich gefragt: ‚Haben Sie Florenz beſucht? — Ich habe gehört, daß es in der Stadt ſehr ſchöne Läden geben ſoll, die des Abends erleuchtet ſind.' Und dann ſagte ſie: ‚Wir haben hier einen ſehr guten Apotheker. Selbſt in Öſterreich gibt es keinen beſſeren. Er hat mir vor ſechs Wochen ein Pflaſter auf das Bein gelegt, das jetzt noch feſtſitzt.' — Das ſind die Worte, die Maria Thereſa an mich zu richten geruht hat. O dieſe ſchlichte Hoheit! Dieſe chriſtliche Tugend! O Tochter des heiligen Ludwig! O heilige Eliſabeth!"

Madame Martin lächelte. Sie glaubte, Choulette machte ſich über die Fürſtin luſtig. Aber er wies dieſen Verdacht mit Entrüſtung zurück. Und Miß Bell tadelte ihre Freundin. Sie meinte, die Franzoſen neigten überhaupt dazu, immer alles als Scherz aufzufaſſen.

Dann wurde das Geſpräch über Kunſt wieder aufgenommen, die man hier in dieſem Lande mit der Luft einatmet.

„Was mich betrifft," ſagte die Gräfin Martin, „ſo bin ich nicht gelehrt genug, um Giotto und ſeine Schule bewundern zu können. Was mir ſo beſonders auffällt, iſt die Sinnlichkeit dieſer Kunſt des Quattrocento, des ſogenannten frommen Jahrhunderts. Mitleid und Reinheit habe ich einzig in den trotzdem recht hübſchen Bildern von Fra Angelico gefunden. Das übrige, die Jungfrauen und Engel, ſind wollüſtig, kokett und von einer mitunter naiven Perverſität. Was haben ſie denn Frommes an ſich, dieſe jungen heiligen drei Könige, die ſchön wie Frauen ſind; der von Jugend ſtrotzende St. Sebaſtian, der vielmehr einem ſchmerzensreichen, chriſtlichen Bacchus gleicht?"

Dechartre antwortete ihr, daß er genau ſo dächte, wie ſie, und daß ſie beide wohl recht haben müßten, da ja auch Savonarola ihre Anſicht geteilt habe, der ja mit keinem der Kunſtwerke Mitleid gehabt und ſie am liebſten alle verbrannt hätte.

„Schon zu den Zeiten des halbmauriſchen, prachtvollen Manfreds," erklärte er weiter, „gab es in Florenz Männer, die eigentlich der Sekte Epikurs hätten angehören müſſen. Sie ſuchten nach Argumenten gegen die Exiſtenz Gottes. Der ſchöne Guido Cavalcanti verachtete alle die Unwiſſenden, die noch an die Unſterblichkeit der Liebe glaubten. Man hat ihm das Wort in den Mund gelegt: „Die Liebe des Menſchen iſt in allen Stücken der Liebe des Tieres gleich." Als

ſich ſpäter die antike Schönheit aus den Gräbern erhob, wurde der chriſtliche Himmel verdüſtert. Die Maler, die in Kirchen und Klöſtern arbeiteten, waren weder fromm noch keuſch. Perugino war Atheiſt und machte keinen Hehl daraus."

„Ja," ſagte Miß Bell, „aber man behauptet, daß er ſchwer von Begriffen war, und daß himmliſche Wahrheiten ſeinen harten Schädel nicht zu durchdringen vermochten. Er war gierig und geizig und ſteckte ganz und gar in materiellen Intereſſen. Er dachte an nichts anderes als daran, ſich Häuſer zu kaufen."

Profeſſor Arrighi übernahm die Verteidigung Pietro Vanucci Peruginos.

„Er war ein ehrlicher Mann," erklärte er, „und der Prior von San Geſu di Firenze hatte kein Recht, ihm zu mißtrauen. Dieſer Mönch übte die Kunſt, Ultramarinblau herzuſtellen, indem er zerſtoßenen Lapislazuli unter die Farben miſchte. Ultramarin war alſo ſein Gewicht in Gold wert, und der Prior, der das Geheimnis dafür beſaß, ſchätzte es höher als Rubine und Saphire. Er forderte Pietro Vanucci auf, die beiden Kreuzgänge ſeines Kloſters auszumalen, und er erwartete wahre Wunder an Schönheit, weniger von der Geſchicklichkeit des Meiſters als von den Eigenſchaften ſeines Ultramarins. Während der ganzen Zeit, die der Maler in den Kreuzgängen an dem Leben Chriſti arbeitete, wich der Prior nicht von ſeiner Seite und reichte ihm das kleine Säckchen mit dem koſtbaren Pulver, das er nicht aus der Hand geben wollte. Pietro mußte unter der Aufſicht des heiligen

Mannes aus dem Säckchen ſchöpfen. Aber er tauchte danach ſtets ſeinen Pinſel in einen Eimer Waſſer, ehe er die Wand zu beſtreichen begann. Auf dieſe Weiſe verbrauchte er große Mengen von dem Pulver. Und der gute Pater ſeufzte, während er das Säckchen magerer mnd magerer werden ſah: „Jeſus, welche Maſſen Ultramarin verſchlingt doch dieſe Kalkwand!“ Als die Fresken vollendet waren und Perugino von dem Mönch den vereinbarten Preis erhalten hatte, drückte er ihm ein Päckchen blauen Puders in die Hand und ſagte: „Das gehört Euch, Pater; Euer Ultramarin, das ich mit meinem Pinſel ſchöpfte, ſank ſtets in meinem Eimer auf den Boden. Ich habe es alltäglich geſammelt und gebe es Euch hiermit zurück. Aber lernt in Zukunft, vermöglichen Menſchen nicht zu mißtrauen.“

„Ach,“ ſagte Thereſe, „es liegt doch gar nichts Außergewöhnliches in der Tatſache, daß Perugino geizig und doch rechtſchaffen dabei war. Aufs Materielle gerichtete Menſchen haben oft ſehr viele Skrupel; es gibt ſehr viel ehrliche Geizhälſe.“

„Natürlich, Darling,“ meinte Miß Bell, „Geizhälſe wollen nichts ſchuldig bleiben, während die Verſchwender es ganz erträglich finden, verſchuldet zu ſein. Sie denken kaum an ihren eigenen Geldbeſitz, geſchweige denn an das, was ſie ſchulden. Ich habe ja auch nicht geſagt, daß Pietro Vanucci aus Perugia ein unehrlicher Menſch geweſen ſei. Ich habe nur geſagt, daß er ein Dickſchädel war und viele Häuſer gekauft hat. Ich bin ſehr froh, daß er dem Prior von San Geſu das Ultramarin wiedergegeben hat.“

„Da Ihr Pietro reich war," ſagte Choulette, „mußte er das Ultramarin wiedergeben. Reiche Leute ſind moraliſch verpflichtet, ehrenhaft zu ſein, die Armen nicht!"

In dem gleichen Augenblick hielt Choulette die Hände unter den parfümierten Waſſerſtrahl, den der Diener in das ſilberne Becken laufen ließ. Es war eine getriebene Kanne und eine Schale mit doppelten Boden, die Miß Bell dem Gebrauch der Alten entſprechend nach dem Eſſen reichen ließ.

„Ich waſche mir die Hände," ſagte er, „von dem Übel, das Madame Martin anrichten kann oder könnte."

Und er erhob ſich grimmig und ging hinter Miß Bell, die Profeſſor Arrighis Arm genommen hatte, aus dem Zimmer.

Der Kaffee wurde im Salon eingenommen. „Warum verurteilen Sie uns," fragte ſie, „zu der traurigen, barbariſchen Gleichheit, Monſieur Choulette? Warum? Daphnes Flöte hätte ſchlecht geklungen, wenn ſie aus ſieben gleichlangen Schilfrohren gemacht geweſen wäre. Sie wollen die ſchöne Harmonie von Herrn und Diener, von Meiſter und Geſellen zerſtören. Sie ſind ein Barbar, Monſieur Choulette. Sie haben Mitleid mit den Bedürftigen und ſind erbarmungslos gegen die göttliche Schönheit, die Sie aus der Welt bannen möchten. Sie verjagen ſie, nackt und weinend. Sie verſtoßen ſie, ſeien Sie deſſen ſicher. Sie wird nicht auf Erden bleiben, wenn die armen Menſchenkinder ausnahmslos ſchwach, furchtſam und unglücklich ſein werden. Wer die mit viel Kunſt gebildeten Gruppen, die die verſchiedenſten Teile der menſchlichen Geſellſchaft, niedere und hohe, verknüpfen, zerſtören

will, iſt nicht nur ein Feind von arm und reich, ſondern ein Feind des Menſchengeſchlechtes überhaupt."

„Feinde des Menſchengeſchlechtes!" erwiderte Choulette und warf Zucker in ſeinen Kaffee, „ſo nannten auch die harten Römer die Chriſten, die ihnen die Liebe wieſen."

Dechartre ſaß neben Madame Martin und fragte ſie um ihre Anſichten über die Kunſt und das Schöne. Wenn ſie etwas bewunderte, ſtimmte er ihr bei und regte ſie an, es noch mehr zu bewundern. Sie ſollte alles ſehen, was er geſehen hatte, alles ſchön finden, was er ſchön fand. Wenn jetzt der Frühling kam, ſollte ſie die Gärten von Florenz beſuchen. Er ſah ſie in Gedanken auf den vornehmen Terraſſen ſtehen. Er ſah, wie das Licht auf ihrem Nacken und in ihren Haaren ſpielte, und wie der Schatten der Lorbeerbäume ihre Augen noch dunkler erſcheinen ließ. Es kam ihm vor, als ob hier in Florenz Himmel und Erde nur dazu da ſeien, um dieſer jungen Frau als Rahmen ihrer Schönheit zu dienen.

Dann machte er ihr Komplimente über die einfache Eleganz, mit der ſie ſich kleidete. Sie wußte ihre Toiletten ihrer anmutigen Geſtalt ſo gut anzupaſſen, und er bewunderte ihre reizende, ungezwungene Art ſich zu bewegen. Er ſagte ihr, wie ſehr er dieſe ungeſuchten und doch eleganten Toiletten liebe, die man ſo ſelten zu ſehen bekäme und die man nie wieder vergäße.

Sie war an Huldigungen gewöhnt, aber noch nie hatte ihr ein Kompliment ſoviel Freude gemacht. Sie wußte ſehr wohl, daß ſie ſich gut zu kleiden verſtand, und daß ihr kühner Geſchmack immer das richtige zu treffen

wußte. Aber außer ihrem Vater hatte noch kein Mann ihr über dieſen Punkt wirklich verſtändnisvolle Anerkennung gezollt. Und ſie hatte bisher geglaubt, daß die Männer nur die Wirkung einer Toilette zu empfinden vermöchten, ohne die ſinnreiche Anordnung der Einzelheiten zu verſtehen. Es gab ja wohl Männer, die Sinn dafür hatten, aber die widerten ſie gewöhnlich durch ihre vielſagenden Mienen und ihren zweideutigen Geſchmack an. So hatte ſie ſich ganz darein ergeben, ihre Eleganz nur von Frauen bewundert zu ſehen, aber bei dieſen ſteckte ja meiſtens nur der Neid dahinter. — Die Bewunderung, die Dechartre ihr als Mann und Künſtler entgegenbrachte, überraſchte und erfreute ſie. Sie nahm es freundlich entgegen, ohne Indiskretion oder zu große Intimität darin zu erblicken.

„Sie ſehen alſo auf Toiletten, Monſieur Dechartre?“ —

O nein, er ſah nicht weiter darauf. Man ſah ja ſo ſelten wirklich ſchön gekleidete Frauen, ſelbſt heutzutage, wo ſie ſich doch ebenſogut, wenn nicht beſſer, wie früher anziehen. Es machte ihm kein Vergnügen, dieſe wandelnden Pakete anzuſchauen. Aber wenn er eine Frau gehen ſah, die ſich rhythmiſch bewegte und ſchöne Linien hatte, ſo war er in gehobener Stimmung.

Er ſprach jetzt etwas lauter, während er fortfuhr: „Wenn ich eine Frau ſehe, die ſich jeden Tag die Mühe gibt, ſich ſchön zu machen, ſo muß ich daran denken, was für eine ernſte Lektion ſie uns Künſtlern gibt. Sie verwendet ſoviel Mühe und Sorgfalt auf ihre Toilette und ihre Friſur, und das alles nur für ein paar Stunden — — wir ſollten es

ebenſo machen — das Leben ſchmücken ohne an die Zukunft zu denken.

Für die Nachwelt zu ſchreiben, zu malen oder Bildwerke zu ſchaffen — das iſt ja nichts weiter wie törichte Eitelkeit."

„Monſieur Dechartre," ſagte jetzt der Prinz Albertinelli, „was meinen Sie zu einem malvenfarbenen- mit ſilbernen Blumen durchwirkten Negligé für Miß Bell?"

„Ich denke ſo wenig an die Zukunft hier auf Erden," ſagte Choulette, „daß ich meine ſchönſten Gedichte auf ein Stück Zigarettenpapier geſchrieben habe. Sie ſind längſt verflogen, aber meine Verſe haben auf dieſe Weiſe eine Art metaphyſiſche Exiſtenz behalten."

Er ſuchte ſich abſichtlich dieſen Anſchein von Nachläſſigkeit zu geben. In Wirklichkeit hatte er niemals auch nur eine Zeile von ſeinen Gedichten verloren. Dechartre war aufrichtiger. Er hatte durchaus keine Luſt, ſich ſelbſt zu überleben, aber Miß Bell fand das ſehr unrecht von ihm. „Um groß und voll zu ſein," ſagte ſie, „bedarf das Leben ebenſogut der Vergangenheit wie der Zukunft. Wir müſſen unſere künſtleriſchen oder poetiſchen Werke vollbringen zur Ehre derer, die uns vorausgegangen ſind und in Gedanken an die kommenden Generationen. Auf dieſe Weiſe werden wir teilnehmen an dem, was war, was iſt und was ſein wird. Sie wollen nicht unſterblich ſein, Monſieur Dechartre, — ſehen Sie ſich vor, daß Gott Ihren Wunſch nicht erhört."

„O, mir genügt es in der Gegenwart zu leben," antwortete er. Dann verabſchiedete er ſich mit dem Verſprechen,

morgen in aller Frühe wieder zu erſcheinen, um Madame Martin in die Kapelle Brancacci zu führen.

* * *

Eine Stunde ſpäter war Thereſe in ihrem Zimmer, das mit feinem, künſtleriſchen Geſchmack eingerichtet war und faſt wie ein Märchengarten ausſah. Die Wände waren mit einem Stoff bedeckt, auf dem mächtige Zitronenbäume ihre mit goldenen Früchten beladenen Zweige ausſpannten. Sie hatte ihre ſchönen Arme unter den Kopf gelegt, während ſie ſo dalag und beim Schein der Lampe alles, was das Leben ihr während der letzten Tage gebracht hatte, an ſich vorüberziehen ließ: Vivian Bell und ihre Glocken, die Geſichter der Präraffaeliten, leicht wie Schatten, die einſamen und gleichgültigen Damen und Kavaliere inmitten frommer Szenen, ein wenig traurig und dem Kommenden zugewandt, oder gefälliger und freundſchaftlicher in ihrer weichen Lethargie; und dann den Abend in der Villa in Fieſole, den Prinzen Albertinelli, Profeſſor Arrighi, Choulette mit ſeinen geſcheiten Einfällen und bizarren Ideen, und Dechartre, mit dem jungen Auge in dem etwas müden Geſicht, mit dem Teint und dem Spitzbart eines Arabers.

Sie dachte an Dechartre. Mit ſeiner hinreißenden Phantaſie und ſeiner reichen Seele übte er einen Reiz auf ſie aus, dem ſie ſich nicht länger zu verſchließen vermochte. Und dieſer Gedanke erfüllte ſie mit ſolcher Freude, daß ſie die Augen ſchloß, als ob ſie ihn hätte feſthalten wollen. Aber dann durchfuhr ſie ein plötzlicher Schauder. Ihr war, als

ob ſie auf einmal einen dumpfen Schlag im Innern gefühlt habe, der ihr beinahe phyſiſche Schmerzen verurſachte.

Wie ein Traumbild hatte ſie ihren Freund vor ſich geſehen, wie er mit der Flinte unter dem Arm durch die Wälder ging. Mit dem feſten, regelmäßigen Schritt, den ſie an ihm kannte, wanderte er durch die langen Alleen dahin. Sie konnte ſein Geſicht nicht ſehen, und das beunruhigte ſie. Sie zürnte ihm ja nicht mehr, ſie war nicht einmal mehr unzufrieden mit ſich ſelbſt. — Und Robert ging immer noch vor ihr her, ohne ſich umzuwenden — weiter, immer weiter, bis ſie ſchließlich nur noch einen kleinen, ſchwarzen Punkt mitten in dem kahlen Walde ſah. Es kam ihr jetzt ſo launiſch und hart vor, daß ſie ihn verlaſſen hatte, ohne ihm Lebewohl zu ſagen, ohne ihm auch nur ein Wort zu ſchreiben. Und er war doch ihr Freund geweſen, der einzige, den ſie auf der Welt beſaß. „Nein, ich will nicht, daß er meinetwegen unglücklich iſt," dachte ſie jetzt.

Aber allmählich beruhigte ſie ſich wieder. Er liebte ſie ja, das wußte ſie; aber er war nicht ſehr ſenſibel. Es war nicht ſeine Art, ſich mit Gedanken zu quälen. „Er amüſiert ſich jetzt auf ſeiner Jagd," ſagte ſie ſich, „und dabei fühlt er ſich ganz zufrieden. Und dann beſucht er ſeine Tante de Lannoir, die er immer ſo bewundert." Sie beruhigte ſich wieder und gab ſich dem Zauber hin, den all die Schönheit hier in Florenz auf ſie ausübte. In den Ufficien war ein Bild, das Dechartre beſonders liebte. Sie hatte es leider nur flüchtig angeſehen. Es war ein abgeſchnittenes Meduſenhaupt, und der Bildhauer hatte ihr geſagt, daß Leonardo in dieſes Werk die ganze

Tiefe und die ganze tragiſche Feinheit ſeines Genies hineingelegt habe. Sie wollte es ſich jetzt noch einmal anſehen und ärgerte ſich darüber, daß ſie es nicht von ſelbſt eingehender betrachtet hatte. Dann löſchte ſie die Lampe aus und ſchlief ein.

Gegen Morgen träumte ihr, daß ſie in irgendeiner verödeten Kirche Robert Le Ménil begegnete. Er war in einen Pelzmantel gehüllt, den ſie noch nie an ihm geſehen hatte und wartete auf ſie. Aber eine Schar von Prieſtern und Gläubigen hatte ſie plötzlich voneinander getrennt. Nun wußte ſie nicht, wo er hingekommen war. Sie hatte wieder ſein Geſicht nicht ſehen können, und das beängſtigte ſie.

Als ſie aufwachte, hörte ſie vor dem offnen Fenſter einen kurzen, einförmigen Vogelſchrei und dann ſah ſie in der nebligen Morgendämmerung eine Schwalbe vorüberſchießen. Und nun fing ſie plötzlich ohne irgendeinen Grund an zu weinen. Ganz verzweifelt weinte ſie wie ein Kind über ſich ſelbſt.

XI

Es machte ihr Vergnügen, ſich ſchon zu früher Morgenſtunde mit peinlicher Sorgfalt geſchmackvoll anzuziehen. Ihr Ankleidezimmer verdankte ſein Entſtehen einer äſthetiſchen Laune Vivian Bells. Mit ſeiner Fülle von reichglaſierter Pottery, ſchweren Kupfergefäßen und ſeinen ſchachbrettartigen Kachelwänden glich es einer Küche, aber einer Küche aus dem Feenreich. Es war bäuriſch und doch ſo wunderſam, daß Gräfin Martin ſich darin dauernd wie in einem Märchen fühlte. Während die Jungfer ſie noch friſierte, hörte ſie unter ihrem Fenſter Dechartre und Choulette miteinander plaudern. Sie machte wieder auf, was Pauline aufgeſteckt hatte, und legte kühn ihre feine und klare Nackenlinie bloß. Dann warf ſie noch einen letzten Blick in den Spiegel und ging in den Garten hinab.

Der Garten war wie ein glückſeliger Friedhof über und über mit Efeu bewachſen. Dechartre zitierte Dantes Verſe angeſichts von Florenz: „Zur Stunde da der Geiſt dem Leibe fremder iſt . . .“

Choulette ſaß neben ihm auf der Baluſtrade der Terraſſe und ſchnitzte mit baumelnden Beinen, die Naſe in den Bart vergraben, die Geſtalt des Elends auf ſeinen Wanderſtecken. Dechartre nahm die Verszeilen wieder auf: „Zur Stunde,

da der Geiſt dem Leibe fremder iſt und minder von Gedanken ſchwer, wird er zum Gotte in Viſionen . . ."

Sie kam in einem maisfarbenen Kleide mit ihrem Sonnenſchirm durch die beſchnittenen Hecken. Die zarte Winterſonne hüllte ſie in mattes Gold.

Dechartre legte Freude in das „Guten Tag," das er ihr ſagte.

„Sie zitieren da Verſe, die ich nicht kenne," ſagte ſie. „Ich kenne nur Metaſtaſio. Mein italieniſcher Lehrer liebte ihn ſehr, und eigentlich nur ihn. Was iſt das für eine Stunde, da der Geiſt zum Gotte wird in Viſionen?"

„Es iſt die Stunde der Morgenröte, gnädige Frau. Vielleicht aber auch die Morgenſtunde von Glauben und Liebe."

Choulette bezweifelte, daß der Dichter Frühmorgenträume gemeint haben ſollte, die doch im Erwachen oft ſo tiefe und ſchmerzliche Eindrücke hinterlaſſen, von denen man nicht behaupten könne, daß ſie dem Fleiſche fremd ſeien. Aber Dechartre hatte die Verſe nur in der Begeiſterung über die goldene Morgendämmerung zitiert, die er heute über den lichten Hügeln hatte auferſtehen ſehen. Schon lange quälte er ſich mit Bildern, die ihn im Schlafe überfielen, und er war der Anſicht, daß dieſe Geſtalten ſich nicht auf die Dinge bezögen, die uns am meiſten beſchäftigen, ſondern ganz im Gegenteil gerade auf Gedanken, die man tagsüber von ſich wieſe.

Da gedachte Thereſe wieder ihres Morgentraumes: der in der tiefen Allee verlorene Jäger.

„Ganz gewiß," ſagte Dechartre, „iſt das, was wir des Nachts ſehen, ein unglückſeliger Reſt deſſen, was wir am Tage vorher vernachläſſigt haben. Der Traum iſt häufig die Rache der Dinge, die wir verachten, oder der Vorwurf all der Weſen, um die wir uns nicht kümmern. Daher wohl auch ſein Überraſchen und oft ſeine Melancholie."

Einen Augenblick dachte ſie nach und ſagte: „Sie mögen recht haben." Dann fragte ſie Choulette raſch, ob das Bild des Elends auf ſeinem Stockknauf bald fertig wäre. Das Elend war zu einer Pietà geworden. Choulette erkannte die heilige Jungfrau. Er hatte ſogar einen Vierzeiler gedichtet, den er in Spiralen darunter ſchreiben wollte, einen didaktiſch moraliſchen Vierzeiler. Er wollte fortan überhaupt nur noch im Stil der zehn Gebote ſchreiben, in franzöſiſchen Verſen. Der Vierzeiler war von ſolch ſchlichter, guter Art. Er ließ ſich dazu bewegen, ihn aufzuſagen:

Ich weine im Kreuzesſtaube.
Weine mit und liebe und glaube
Am Erlöſerbaum der Erde,
Daß er allbeſchattend werde.

Wie am Tage ihrer Ankunft lehnte Thereſe auf der Baluſtrade der Terraſſe und ſuchte fern in der Tiefe des Lichtmeeres die Hügelſpitzen des Vallombroſa, die faſt ebenſo durchſichtig klar waren wie der Himmel. Jacques Dechartre beobachtete ſie. Er glaubte ſie zum erſtenmal zu ſehen, ſo zart fand er ihr Geſicht, in das die Arbeit des Lebens und der Seele Tiefen gegraben hatte, ohne die jugendliche Anmut und Friſche zu zerſtören. Das Licht, das ſie ſo liebte, meinte

es gut mit ihr. Sie war wirklich ſchön, ſo gebadet in der leichten Helle von Florenz, die ſchöne Formen liebkoſt und hohe Gedanken nährt. Ein leichtes Rot ſtieg in ihre wohlgerundeten Wangen; die blaugrauen Augen lachten, und beim Sprechen hatten ihre Zähne ein brennendweiches Weiß. Er umfaßte mit einem einzigen Blick ihre ſchmiegſame Bruſt, die vollen Hüften und die kühne Schlankheit ihrer Geſtalt. In der linken Hand hielt ſie den Sonnenſchirm und die Rechte, nackt wie die andere, ſpielte mit Veilchen. Dechartre hatte eine Vorliebe, eine Liebe, eine Leidenſchaft für ſchöne Hände. Hände ſchienen ihm ein ebenſo treffendes Profil zu haben wie Geſichter, Charaktere oder Seelen. Und dieſe Hände begeiſterten ihn. Er fand ſie ſinnlich und doch durchgeiſtigt. Sie ſchienen ihm nackt zu ſein aus Wolluſt. Anbetend ſtand er vor den überſchlanken Fingern, den roſigen Nägeln und der zärtlich weichen, ein wenig vollen Innenhand, die feine Linien wie Arabesken durchliefen, und die ſich von den Fingerwurzeln in kleinen Hügeln harmoniſch abhob. Er betrachtete ſie mit ſo verzückter Aufmerkſamkeit, daß ſie ſie über dem Schirmgriff ſchloß. Dann trat er etwas hinter ſie und beobachtete ſie weiter. Ihre Geſtalt, ihre Arme in der zarten und reinen Linienführung, die vollen Hüften, die feinen Knöchel, die ganze Form dieſer ſchönen lebenden Amphora, — alles gefiel ihm an ihr.

„Der ſchwarze Fleck dort unten, das ſind doch die Boboli-Gärten, nicht war, Monſieur Dechartre? Ich war drei Jahre lang nicht dort. Und wenn ſie auch faſt ohne

Blumen ſind, ich liebe ſie wegen ihrer großen, traurigen Bäume."

Er war beinahe überraſcht über die Tatſache, daß ſie ſprach und dachte. Der klare Klang ihrer Stimme ſetzte ihn in Erſtaunen, als hörte er ihn zum erſten Male.

Er ſagte, was ihm gerade einfiel, und lächelte gezwungen, weil er den brutalen und ſcharf ſichtbaren Grund ſeines Begehrens verbergen wollte. Er benahm ſich linkiſch und ungeſchickt. Sie ſchien es nicht zu bemerken und war wohl glücklich. Seine tiefe Stimme, die ſich verſchleierte und faſt erſtarb, fühlte ſie wie eine Liebkoſung. Und auch ſie ſagte wie er ſo obenhin Dinge wie:

„Die Ausſicht iſt wirklich ſchön. Prachtvolles Wetter."

XII

Thereſe lag noch in ihrem Bett, deſſen Kiſſen mit Glocken und Wappen beſtickt waren und dachte an ihre Wanderung durch Florenz, an die ätheriſchen Marienbilder mit den unzähligen Engeln, mit all den gemalten oder gemeißelten Kindergeſtalten, die ſo ſchön und glücklich ausſahen, während ſie das Halleluja der Anmut und Schönheit durch die ganze Stadt verkündeten.

In der berühmten Brancaccikapelle hatten ſie zuſammen vor den Fresken geſtanden, die in ihrem bleichen Glanz wie ein überirdiſches Morgenrot ſchimmern, und dann hatte er ihr von Maſſacio erzählt. Er ſprach ſo lebendig und anſchaulich, daß ſie den jugendlichen Meiſter wirklich vor ſich zu ſehen geglaubt hatte, mit leicht geöffnetem Munde und den dunkelblauen Augen, die ſo zerſtreut und ſelig vor ſich hinblickten. Und es war ihr, als ob Dechartre die Seele ſei, die aus all dieſen herrlichen Werken zu ihr ſprach. Durch ihn hatte ſie erſt die Kunſt und das Leben kennengelernt. Sie intereſſierte ſich für alles, was ſie ſah nur ſoweit wie es ihn intereſſierte.

Wie war dieſe Sympathie, die ſie für ihn fühlte, entſtanden? Sie war ſich ſelbſt nicht ganz klar darüber. Damals, als Paul Vence ihn ihr vorſtellen wollte, hatte ſie

nicht einmal beſondere Luſt gehabt, ihn kennenzulernen und keine Vorahnung davon, daß er ihr gefallen würde. Sie hatte ſich nur an jene eleganten Bronzen erinnert, die ſie in den Champs Eliſées von ihm geſehen hatte. Aber es war ihr niemals in den Sinn gekommen, daß er ihr ſympathiſcher ſein oder einen größeren Reiz auf ſie ausüben würde, wie all die andern Künſtler und Dilettanten, die ſie manchmal zu einem kleinen intimen Frühſtück bei ſich verſammelte.

Als er dann zum erſtenmal bei ihr zu Tiſch war, begann ſie eine gewiſſe Sympathie für ihn zu fühlen, die ihrer eigenen Eitelkeit wohltat. Aber bald darauf fing ſeine Art und Weiſe an, ſie etwas zu irritieren. Es machte ſie ungeduldig, daß er ſo in ſich ſelbſt abgeſchloſſen war. Er lebte nur in ſeiner eigenen Gedankenwelt, und ihre Nähe ſchien ihn keinen Augenblick zu verwirren. Und es reizte ſie, ihn aus ſeinem inneren Gleichgewicht aufzuſtören.

In dieſem Zuſtand von nervöſer Ungeduld und unter dem drückenden Gefühl ihrer Vereinſamung hatte ſie ihn dann an jenem Abend getroffen, wo er ihr von Ravenna erzählt hatte und von der Kaiſerin, die auf einem goldenen Seſſel in ihrem Grabe thronte. Sein ernſtes Weſen und der warme Ton ſeiner Stimme hatte ſie ſo wohltuend berührt, und doch war es ihr vorgekommen, als ob er ihr innerlich ſehr fernſtände. Seine Seele war ihr noch ſo fremd und unbekannt. Faſt wie körperliches Unbehagen war es über ſie gekommen, und ſie wußte damals ſelbſt nicht, ob ſie ſich eigentlich danach ſehnte, jeden Tag mit ihm zuſammen zu ſein oder ihn niemals wiederzuſehen.

Und ſeit ſie ſich in Florenz wiedergefunden hatten, war ſie glücklich, wenn er nur in ihrer Nähe war, wenn ſie nur ſeine Stimme hören konnte. Er wußte ihr das Leben ſo ſchön farbenreich und mannigfaltig zu geſtalten, er hatte ſie eine ganz neue Ideenwelt kennen gelehrt, eine Welt voll ſüßer Melancholie und leiſe klingender Freude. Und er hatte ſinnliche Regungen in ihr geweckt, die bis dahin tief in ihrem Innern geſchlummert hatten. Sie war jetzt entſchloſſen, ihn an ſich zu feſſeln. Aber wie? Ihr klarer Geiſt ſah alle Schwierigkeiten voraus. Einen Augenblick verſuchte ſie ſich ſelbſt zu belügen: er war ſo träumeriſch und zerſtreut und ging ſo ganz in ſeiner Kunſt auf, es war ja möglich, daß er den Frauen gegenüber überhaupt nicht beſonders leidenſchaftlich empfand. Vielleicht würde er ihr Freund bleiben ohne jemals mehr von ihr zu begehren. Aber nun ſchüttelte ſie plötzlich ihr ſchönes Haupt, das von der dunklen Haarflut umwogt, auf dem Kiſſen ruhte, nein, es war töricht, ſich mit ſolchen Gedanken beruhigen zu wollen. Der ganze Reiz, den er auf ſie ausübte, wäre dahin geweſen, wenn er keine erotiſche Natur war.

Sie wagte nicht an die Zukunft zu denken. Nein, ſie hätte immer ſo wie jetzt fortleben mögen — in dieſer glückſeligen Unruhe und mit geſchloſſenen Augen.

So lag ſie immer noch träumend in dem Halbdunkel, durch das hier und da vereinzelte Lichtſtrahlen huſchten, als ihre Kammerjungfer eintrat und ihr mit dem Morgentee einige Briefe brachte. Auf dem einen Kuvert erkannte ſie Le Ménils einfache fließende Handſchrift. Sie hatte längſt

einen Brief von ihm erwartet, aber ſie war jetzt ganz überraſcht, daß das, was kommen mußte, nun wirklich kam. Es war ihr dabei zumute, wie wenn ſie als Kind die Uhr hatte ſchlagen hören, die ſie unbarmherzig zur Klavierſtunde rief.

Robert machte ihr berechtigte Vorwürfe. Warum war ſie abgereiſt, ohne es ihn wiſſen zu laſſen, ohne ihm auch nur Lebewohl zu ſagen? Seit er wieder in Paris war, hatte er Tag für Tag auf einen Brief von ihr gewartet, aber es war keiner gekommen. Das hatte ihn ſchließlich ſo beunruhigt, daß er ſie in ihrer Wohnung aufgeſucht hatte.

„Ich war ganz beſtürzt, wie ich hörte, daß du abgereiſt ſeiſt. Dein Mann hat mich empfangen und ſagte mir, daß du für den Reſt des Winters nach Florenz zu Miß Bell gegangen ſeiſt. Du wäreſt in letzter Zeit ſo blaß und mager geworden, und da habe er gedacht, daß eine Luftveränderung dir gut tun würde. Du wollteſt abſolut nicht reiſen, aber da dein Zuſtand ſich nicht beſſerte, habe er ernſtlich darauf gedrungen.

Ich habe übrigens nichts davon gemerkt, daß du ſchlecht ausgeſehen haſt. Im Gegenteil, mir ſcheint, deine Geſundheit ließ nichts zu wünſchen übrig. Und außerdem iſt Florenz durchaus kein günſtiger Winteraufenthalt. Ich verſtehe nicht, weshalb du fortgegangen biſt, und es beunruhigt mich aufs höchſte. Ich bitte dich, nimm dieſe Unruhe von mir.

Glaubſt du, daß es angenehm für mich war, erſt durch deinen Mann etwas über dich zu erfahren und von ihm ins Vertrauen gezogen zu werden? Deine Abweſenheit iſt ihm ſehr unangenehm, und er iſt ganz unglücklich, daß die Anſprüche, die das öffentliche Leben an ihn ſtellt, ihn in Paris

zurückhalten. Im Klub habe ich gehört, daß er Aussichten hat, Minister zu werden. Ich habe mich sehr darüber gewundert, denn man pflegt Minister gewöhnlich nicht unter den „gens du monde“ zu wählen.“

Dann erzählte er von seiner Jagd. Er hatte drei Fuchspelze für sie mitgebracht. Der eine war ganz besonders schön, er hatte das Tier selbst aus seinem Bau gezogen, und dabei hatte es ihn in die Hand gebissen. „Eigentlich war die Bestie ganz in ihrem Recht,“ fügte er hinzu.

In Paris hatte er Ärger gehabt. Sein kleiner Vetter hatte sich im Klub vorgestellt, und er fürchtete, daß er schwarz ballotiert würde. Aber die Aufnahme war bereits vorgeschlagen, und er wagte also unter solchen Umständen nicht mehr, sie zurückzuziehen. Das hätte wieder eine zu große Verantwortung bedeutet. Andererseits war aber ein Durchfall äußerst unangenehm.

Zum Schluß bat er sie noch einmal dringend, ihm bald Nachricht zu geben und recht bald wiederzukommen.

Als Therese den Brief gelesen hatte, zerriß sie ihn langsam und warf ihn dann ins Feuer. Sie fühlte gar kein Mitleid mit ihm, sie empfand nur eine Art kühler Traurigkeit und sah träumerisch zu, wie die einzelnen Stücke verbrannten.

Er hatte ja übrigens ganz recht und sagte nur, was er ihr sagen mußte. Es war ja ganz selbstverständlich, daß er sich über ihre Handlungsweise beklagte. Aber was sollte sie ihm darauf antworten? Vielleicht wieder Streit mit ihm suchen, ihn noch tiefer verstimmen? Der Grund ihres damaligen Zwistes war ihr inzwischen so gleichgültig geworden.

daß ſie ſich förmlich darauf beſinnen mußte, was es denn eigentlich geweſen war. O nein, ſie hatte gar keine Luſt mehr, ihn zu quälen. Im Gegenteil, ſie war jetzt ſehr milde gegen ihn geſtimmt. Aber es machte ſie traurig, und ſie erſchrak beinahe darüber, daß er ihr ſo völlig vertraute und mit dieſer ruhigen Zärtlichkeit an ihr hing. Er hatte ſich nicht verändert, er war noch ganz derſelbe wie früher, aber ſie war nicht dieſelbe geblieben. Es hatte ſich etwas zwiſchen ſie gedrängt, ein faſt unmerkliches und doch mächtiges Etwas, es war wie der Einfluß irgendeines Klimas, das entweder heilend oder todbringend wirkt.

Als Pauline wiederkam, um ſie anzukleiden, hatte ſie noch nicht angefangen, ſeinen Brief zu beantworten.

Sie war ganz bekümmert und dachte. Ja, das war es ja gerade, was ſie ſo ungeduldig machte. Dieſe einfachen Naturen, die weder an ſich ſelbſt noch an anderen zweifelten, hatten etwas Irritierendes für ſie.

Als ſie dann in den Glockenſalon trat, ſaß Miß Bell dort und ſchrieb. „Wollen Sie wiſſen, Darling, was ich getan habe, bis Sie kamen. Nun eigentlich nichts, oder alles. Ich habe Verſe gemacht. O, Darling, wir müſſen die Poeſie haben, damit wir ausſprechen können, was uns das Herz bewegt.“

Thereſe ſchloß ihre Freundin in die Arme und legte den Kopf an ihre Schulter: „Darf ich ſehen?“

„O ja, Darling, ſehen Sie nur. Es ſind Verſe nach franzöſiſchen Volksliedern.“

Und Thereſe las:

Sie warf den weißen Kieſel
Wohl in die blaue Flut.
Er ſank, ſank in die Wellen,
Wo er verloren ruht.
Doch ſie, die ihn geworfen,
Sie hatte Schmach und Schmerz,
Daß ſie den falſchen Waſſern
Zuwarf ihr volles Herz.

„Iſt das ein Geheimnis, Vivian? Bitte, erklären Sie es mir.“

„O, Darling, wie ſoll ich Ihnen erklären? Wozu? Ein poetiſches Bild muß mehrere Bedeutungen haben, und die, welche Sie darin finden, wird für Sie die wahrſte ſein. Aber in dieſen Verſen liegt noch ein ganz beſtimmter Sinn: Man ſoll das, was man im Herzen trägt, nicht leichtſinnig von ſich abſchütteln.“

Der Wagen ſtand ſchon vor der Tür. Sie hatten verabredet, die Galerie Albertinelli zu beſuchen. Der Prinz erwartete ſie dort, und Dechartre wollte auch nachkommen. Als ſie an den roſa und weiß angeſtrichenen Häuſern vorbeikamen, die von terraſſenförmig angelegten Gärten mit Statuen und Springbrunnen umgeben ſind, zeigte Vivian ihrer Freundin die Villa unter den blauſchwarzen Pinien, wo die Kavaliere des Dekamerone Zuflucht geſucht hatten, als die Peſt Florenz verheerte. Dort vertrieben ſie ſich dann die Zeit, indem ſie ſich frivole oder manchmal auch traurige Geſchichten erzählten.

Dann ſprach ſie von einem guten Einfall, den ſie geſtern abend gehabt hatte. „Sie waren mit Monſieur Dechartre fortgegangen und hatten Madame Marmet ganz allein zurückgelaſſen. Sie iſt wirklich eine angenehme alte Dame, ſo vernünftig und liebenswürdig. Und ſie weiß ſo viele Anekdoten über berühmte Pariſer Perſönlichkeiten. Wenn ſie ſo erzählt, macht ſie es gerade wie mein Koch Pampaloni. Wenn er ein Gericht Eier ſerviert, ſalzt er ſie nämlich nicht, ſondern tut das Salzfaß daneben. Madame Marmet ſagt alles im ſanfteſten Ton von der Welt, aber ſie gibt das Salz auch daneben — in ihren Blicken. Und da kann ſich dann jeder bedienen, wie er mag.

O, ich habe Madame Marmet ſehr gerne. Geſtern als Sie fort waren, fand ich ſie ganz allein und traurig in einer Ecke des Salons ſitzen. Sie dachte an ihren Mann und ich ſah, daß es traurige Gedanken waren. Und da habe ich zu ihr geſagt: ‚Madame Marmet, ſoll ich mit Ihnen an Ihren Mann denken? Ich möchte es ſehr gerne tun. Ich habe gehört, daß er ein ſehr gelehrter Mann war und zur royaliſtiſchen Partei in Frankreich gehörte. Erzählen Sie mir doch etwas von ihm?‘ Sie erzählte mir dann, daß er ſein ganzes Leben dem Studium des Etruskiſchen gewidmet hatte. O, Darling, dieſer Monſieur Marmet iſt mir gleich lieb geworden, weil er für die alten Etrusker gelebt hat. Und da bin ich auf einen guten Gedanken gekommen und habe zu Madame Marmet geſagt: ‚Wir haben hier in Fieſole ein kleines etruskiſches Muſeum im Palais Pretorio. Wollen wir zuſammen dorthin gehen?‘ Sie antwortete mir, daß es

ihr mehr Freude machen würde wie alle andern Kunſtſchätze von ganz Italien. Und da ſind wir beide denn zuſammen ins Palais Pretorio gegangen. Wir haben dort eine Löwin geſehen und eine ganze Menge kleiner Männer von Bronze, die ſehr grotesk ſind, entweder ganz fett oder ganz mager. Die alten Etrusker waren ein ernſtes und dabei doch heiteres Volk. Sie machten Karikaturen in Erz. Und Madame Marmet betrachtete all dieſe komiſchen Geſtalten, von denen einige ihren dicken Bauch kaum mitſchleppen konnten, während bei anderen die Knochen hervorſtanden, mit einer Art ſchmerzerfüllter Bewunderung. Sie ſah ſie an, als ob — es gibt da irgendeinen franzöſiſchen Ausdruck, den ich ſuche — als ob ſie die Trophäen und Denkmäler von Monſieur Marmet wären."

Madame Martin lächelte, aber im Grunde fühlte ſie ſich etwas verſtimmt. Der Himmel kam ihr ſo trübe vor, die Straßen ſo häßlich und die Menſchen, die vorübergingen, ſahen ſo gewöhnlich aus.

„O, Darling, der Prinz wird ſich ſehr freuen, Sie in ſeinem Palais zu empfangen."

„Das glaube ich eigentlich nicht."

„Aber warum denn, Darling?"

„Weil ich nicht ſein Genre bin."

Aber Vivian Bell verſicherte ihr, daß der Prinz im Gegenteil ein großer Verehrer von ihr ſei.

Sie hielten vor dem Palais Albertinelli. Der Prinz eilte ihnen entgegen und führte ſie durch die öden, unmöblierten Salons in die Galerie. Madame Martin ſah gleich,

daß die ganze Bilderſammlung ziemlich wertlos und zum Teil von zweifelhaftem Geſchmack war. Aber der Prinz entſchuldigte ſich damit, daß der Kardinal Giulio Albertinelli ſie zu einer Zeit begründet hatte, wo eine beſondere Vorliebe für Guido und Carrachio herrſchte. Sein Vorfahr hatte hauptſächlich die Werke der Bologneſer Schule geſammelt. Aber er wollte Madame Martin einige Sachen zeigen, die Miß Bell gefallen hatten, unter anderem auch einen Mantegna.

Gräfin Martin ſah auf den erſten Blick, daß ſie eine banale und recht zweifelhafte Sammlung vor ſich hatte. Sie langweilte ſich ſofort unter der Fülle kleiner Parrocels, die auf ſchwarzem Grund im Schein irgendeines Feuers irgendein Waffenſtück oder eine weiße Pferdekruppe ſehen ließen.

Dann erſchien ein Kammerdiener und überreichte dem Prinzen eine Karte. Er wandte ſeinen Gäſten den Rücken zu, während er jetzt laut Dechartres Namen las. Sein Geſicht nahm dabei jenen unzufriedenen, grauſamen Zug an, den man ſonſt nur auf den Marmorbildern der römiſchen Kaiſer ſieht. Dann ging er Dechartre entgegen, der ſchon die Treppe heraufkam. Aber Nero hatte ſich ſchon in Antonius verwandelt.

„Ich habe Monſieur Dechartre aufgefordert, hierher zu kommen," ſagte jetzt Miß Bell, „ich wußte, daß Sie ſich darüber freuen würden. Auch möchte er gern Ihre Galerie ſehen."

In Wirklichkeit war Dechartre nur gekommen, weil er hoffte, Madame Martin zu treffen.

Nun gingen ſie alle vier durch die Galerie. Miß Bell plauderte anmutig mit dem Prinzen über all die Patriarchen und heiligen Jungfrauen, deren blaue Mäntel ſo ausſahen, als ob ein beſtändiger Wind ſie aufblähte. Dechartre war blaß und nervös, er trat dicht zu Madame Martin heran und ſagte leiſe: „Dieſe Galerie iſt nichts weiter wie ein Depot, wo ſämtliche Bilderhändler der Welt das unterbringen, was ſie ſonſt nicht loswerden können. Der Prinz verkauft hier alles, was der Jude nicht an den Mann gebracht hat.“

Dann zeigte er ihr eine heilige Familie, die auf einer mit grünem Samt drapierten Staffelei ſtand und unten am Rand den Namen Michel Angelos trug.

„Sehen Sie, dieſe heilige Familie habe ich bei den Bilderhändlern in London, Baſel und Paris geſehen. Und da dieſe nicht einmal die 25 Louisd'or dafür bekommen konnten, die ſie vielleicht wert iſt, haben ſie den letzten der Albertinellis damit beauftragt, ſie für 50 000 Franken zu verkaufen.“

Der Prinz hatte geſehen, daß ſie miteinander flüſterten. Er erriet, was ſie ſprachen und trat jetzt auf ſie zu: „Von dieſem Bild gibt es noch ein zweites Exemplar, das überall ausgeboten worden iſt. Ich kann nicht beſchwören, daß dieſes hier das Original iſt, aber es iſt immer in der Familie geblieben, und die Sachverſtändigen haben es Michel Angelo zugeſchrieben. Das iſt alles, was ich darüber ſagen kann.“

Dann wandte er ſich wieder zu Miß Bell, die nach den Primitiven ſuchte.

Dechartre war in einer unbehaglichen Stimmung. Seit geſtern abend dachte er unaufhörlich an Thereſe. Ihr Bild hatte ihn die ganze Nacht nicht losgelaſſen. Und wie er ſie jetzt wiederſah, kam ſie ihm noch ganz anders reizend vor, als wie ſie ihm in den langen, ſchlafloſen Stunden vorgeſchwebt hatte. Sie erſchien ihm noch begehrenswerter, ihre ganze Erſcheinung wirkte jetzt noch ſtärker auf ſeine Sinne ein, und zugleich kam ihre Seele ihm geheimnisvoller und unergründlicher vor. Aber ſie ſchien traurig zu ſein, ſie war ſo kalt und zerſtreut — und er ſagte ſich, daß ſie ihm wohl niemals angehören würde. Er würde ihr höchſtens läſtig fallen oder ſich lächerlich machen.

Und bei dieſem Gedanken wurde er zornig und finſter. In bitterem Tone flüſterte er ihr zu: „Ich habe lange darüber nachgedacht, ob ich kommen ſollte. Eigentlich wollte ich nicht. Warum habe ich es doch getan?“

Sie verſtand gleich, was er damit ſagen wollte. Sie fühlte, daß er begann, ihre Nähe zu fürchten, und daß er dabei ungeduldig und verlegen war. Aber gerade ſo wollte ſie ihn haben. Sie war ihm förmlich dankbar dafür, daß ihre Gegenwart ihn erregte und beunruhigte.

Das Herz klopfte ihr, während er ſo ſprach, aber ſie tat, als ob ſie glaube, daß er ſich nur ärgerte, ſeine Zeit mit dieſen ſchlechten Bildern vergeudet zu haben. So antwortete ſie nur, die Galerie ſei in der Tat nicht intereſſant. Er hatte ſchon gefürchtet, ihr Mißfallen zu erregen und war jetzt ganz beruhigt. Er dachte, daß ſie in ihrer Zerſtreutheit und Gleichgültigkeit weder den Ton noch die Bedeutung ſeiner Worte

verſtanden habe und ſagte: „Nein, es iſt nicht der Mühe wert.“

Der Prinz hatte die Damen zum Frühſtück eingeladen und forderte Dechartre auf, ebenfalls dazubleiben. Aber er entſchuldigte ſich.

Als er fortgehen wollte, ſah er ſich plötzlich mit Madame Martin allein in dem großen, leeren Salon. Eben vorher hatte er ſich vorgenommen, ſie zu vermeiden, aber jetzt dachte er nur noch daran, wann er ſie wiederſehen würde.

Er erinnerte ſie daran, daß ſie morgen den Bargello hatte beſuchen wollen: „Sie hatten mir erlaubt, Sie zu begleiten.“

Dann fragte ſie, ob er nicht gefunden habe, daß ſie heute langweilig und verſtimmt geweſen ſei.

Nein, langweilig hatte er ſie durchaus nicht gefunden, aber es war ihm ſo vorgekommen, als ob ſie traurig ſei.

„Leider,“ fügte er hinzu, „habe ich nicht einmal das Recht zu fragen, warum Sie traurig oder fröhlich ſind.“

Sie warf ihm einen flüchtigen, beinahe harten Blick zu: „Sie werden wohl nicht glauben, daß ich Sie zu meinem Vertrauten machen will, hoffe ich.“

Damit wandte ſie ſich brüsk um.

XIII

Nach dem Diner ſaßen ſie im Glockenſalon unter den Lampen, deren große Schirme nur ein mattes Licht auf die ſchmalfingerigen Sieneſer Madonnen fallen ließen.

Die gute Madame Marmet ſaß mit einer weißen Katze auf dem Schoß am Kamin und wärmte ſich.

Der Abend war kühl und friſch. Madame Martin lächelte, ſie fühlte ſich ſo wohlig ermattet und dachte an den lichten Himmel, die blauen Berge und die uralten immergrünen Eichen, die ſie heute auf dem Wege geſehen hatte. Sie war heute mit Miß Bell und Dechartre in der Karthauſe von Ema geweſen. Und während ſie ſo in ſeligen Schönheitsträumen ſchwelgte, vergaß ſie all die Kümmerniſſe, die ſie noch vor kurzem bewegt hatten. Sie vergaß jene ſtörenden Briefe aus der Ferne. Es kam ihr ſo vor, als ob es auf der Welt nichts anderes mehr gäbe, wie alte Klöſter mit einem Brunnen mitten auf dem grasbewachſenen Hof und Wege, an denen ſie den Frühling knoſpen ſah, während jemand an ihrer Seite ging und ſchmeichelnde Worte zu ihr redete.

Dechartre modellierte für Miß Bell in Wachs die Skizze zu einer kleinen Statue. Es ſollte eine Beatrice

werden. Vivian malte Engel, und der Prinz Albertinelli beugte ſich zu ihr hinab, um zuzuſehen. Es lag etwas nachläſſig Weiches in ſeiner Haltung, wie er ſo daſtand, ſich den Bart ſtrich und ſeine Augen wie eine Courtiſane ſpielen ließ. Vivian Bell hatte eben eine Bemerkung über die Ehe und die Liebe gemacht, und nun nahm der Prinz das Wort: „Eine Frau muß immer zwiſchen zwei Möglichkeiten wählen," ſagte er, „wenn ihr Mann Glück bei Frauen hat, iſt ſie nicht ruhig, und wenn das Gegenteil der Fall iſt, iſt ſie nicht glücklich."

„Darling," fragte jetzt Miß Bell, „wie würden Sie in dieſem Fall für eine Freundin wählen, die Sie ſehr lieb hätten?"

„Ich würde ihr wünſchen, daß ſie beides fände, Glück und Ruhe, und ich glaube auch, daß es möglich iſt, wenn ſie allen Verrat und allen ſchmählichen Argwohn verachtet."

„Aber Darling, der Prinz hat doch eben geſagt, daß eine Frau niemals glücklich und ruhig zugleich ſein kann. Sagen Sie doch, was ſollte Ihre Freundin in dieſem Falle wählen?"

„Man wählt überhaupt nicht, Vivian, man wählt niemals. Verlangen Sie, bitte, nicht von mir, daß ich meine Anſichten über die Ehe ausſprechen ſoll."

In dieſem Moment erſchien Choulette. Er ſah aus wie eine jener Bettlergeſtalten, die man an den Kirchentüren kleiner Städte anzutreffen pflegt. Er hatte im Wirtshaus mit den Bauern Briscola geſpielt.

„Aha, Monſieur Choulette," ſagte Miß Bell, „der wird

uns ſagen, wie wir über die Ehe denken ſollen. Ich bin begierig ſeine Anſicht zu hören, denn er bemerkt vieles, was wir andern nicht ſehen und wiederum entgeht ihm vieles, was wir ſehen. Nun, Monſieur Choulette, wie denken Sie über die Ehe?"

Er ſetzte ſich und erhob mit ſokratiſcher Miene die Hand: „Meinen Sie den durch die Kirche geheiligten Bund zwiſchen Mann und Weib? Die Ehe in dieſem Sinne iſt ein Sakrament, woraus folgt, daß faſt immer Mißbrauch damit getrieben wird. Dagegen die Zivilehe iſt einfach eine Formalität. Über die Wichtigkeit, die unſere heutige Geſellſchaft ihr beilegt, hätten die Frauen des „ancien régime" einfach gelacht. Die Zivilehe bedeutet in Wirklichkeit nichts weiter wie die Eintragung in eine Liſte, die der Staat wie ſo manche andere aufſtellt, um über die Verhältniſſe der einzelnen unterrichtet zu ſein. In einem Polizeiſtaat muß eben jeder ſeine Nummer haben. Aber vor dem Sohne Gottes ſind alle dieſe Nummern gleich. Und vom Standpunkt der Moral hat dieſe Eintragung in das große Regiſter nicht einmal ſo viel Einfluß, als daß ſie eine Frau dazu bewegen würde, ſich einen Liebhaber zu nehmen. Was hätte es denn auch für Reiz, ein Gelübde zu brechen, das nur vor dem Standesbeamten abgelegt wird? Um die Freuden des Ehebruchs zu genießen, muß eine Frau fromm ſein."

„Aber mein Herr," ſagte Thereſe, „wir ſind doch alle in der Kirche getraut."

Und dann fügte ſie in aufrichtigem Ton hinzu: „Ich begreife eigentlich nicht, daß ſowohl Männer wie Frauen

immer dieſe Torheit begehen, wenn ſie ſchon alt genug ſind, um zu wiſſen, was ſie tun."

Der Prinz ſah ſie mißtrauiſch an. Er war durchaus nicht beſchränkt, aber völlig außerſtande, zu begreifen, daß man ſo ohne beſonderen Zweck und ohne beſonderes Intereſſe über etwas reden könnte, nur um allgemeine Ideen auszuſprechen.

Es kam ihm ſo vor, als ob die Gräfin Martin ſeine Pläne erraten und durchkreuzen wollte. Und während er ſchon darüber nachdachte, wie er ſich dagegen verteidigen und an ihr rächen wollte, wandte er ſich mit einſchmeichelnder Galanterie an ſie: „Madame, Ihr Worte zeigen, daß Sie den Stolz der ſchönen intelligenten Franzöſinnen beſitzen, der ſich gegen jedes Joch empört. Die Franzöſinnen lieben die Freiheit, und keine iſt ihrer ſo würdig wie Sie. Ich ſelbſt bin ja auch verſchiedentlich in Frankreich geweſen. Ich habe die elegante Welt von Paris kennen und bewundern gelernt, ihre Salons, ihre Feſtlichkeiten und ihre Konverſationskunſt. Aber wenn wir dann wieder in unſern Bergen, unter unſern heimiſchen Olivenbäumen ſind, ſo verbauern wir wieder. Wir nehmen unſere ländlichen Sitten wieder an und ſehen in der Ehe nur eine morgenfriſche Idylle."

Vivian Bell betrachtete die Tonſkizze, die Dechartre auf dem Tiſch ſtehen laſſen hatte.

„Wirklich, genau ſo muß Beatrice ausgeſehen haben. Wiſſen Sie, daß es böswillige Menſchen gibt, die behaupten, Beatrice habe überhaupt nicht exiſtiert, Monſieur Dechartre?"

Choulette erklärte, daß er zu dieſen böswilligen Men-

ſchen gehöre. Er glaubte nicht, daß Beatrice wirklicher geweſen ſei als alle die übrigen Damen, mittelſt derer alte Minnedichter irgendeine lächerlich ſubtile Scholaſtikeridee verkörpert hätten.

Er war neidiſch auf jedes Lob, das man nicht ihm erteilte, eiferſüchtig auf Dante wie auf alles in der Welt, aber ſehr beſchlagen. Er glaubte den wunden Punkt in der Rüſtung gefunden zu haben und ſchlug zu:

„Ich vermute, daß die junge Schweſter der Engel nur in der Phantaſie des altissimo poeta gelebt hat. Sie ſcheint eine reine Allegorie oder beſſer noch ein Rechenexempel, ein aſtrologiſches Thema geweſen zu ſein. Dante, der, unter uns geſagt, ein braver Doktor von Bologna war, hatte unter ſeiner ſpitzen Kappe arg viel Mondſchein gefangen; er glaubte an die Kraft der Zahl. Der verliebte Mathematiker träumte von Zahlen, und ſeine Beatrice iſt eine Blüte ſeiner Arithmetik. Das iſt alles.“ Er ſteckte ſich eine Pfeife an.

„Wie können Sie nur ſo etwas ſagen, Monſieur Choulette,“ rief Vivian Bell. „Sie tun mir ja direkt weh. Und wenn Sie unſer Freund Gebhart hören würde, wäre er ſehr böſe auf Sie. Ihnen zur Strafe ſoll uns Prinz Albertinelli die Canzone vorleſen, in der Beatrice die Mondflecken erklärt. Euſebio, nehmen Sie die Divina Comedia. Es iſt das weiße Buch dort auf dem Tiſch. Öffnen Sie und leſen Sie.“

Dechartre hatte ſich jetzt neben die Gräfin Martin geſetzt und ſprach mit leiſer Stimme und voller Enthuſiasmus über Dante. Er verehrte ihn, weil es nach ſeiner Anſicht

keinen Dichter gab, der ſeine Ideen ſo plaſtiſch auszudrücken gewußt hatte.

Er erinnerte Thereſe an das Bild, das ſie vor zwei Tagen in Santa Maria-Novella über der Porta dei Servi geſehen hatten, ein faſt verwaſchenes Fresko, auf dem man gerade noch den Dichter mit dem Lorbeerkranz, Florenz und die ſieben Höllenkreiſe erkennen konnte. Aber es hatte genügt, um den Künſtler in ihm zu begeiſtern, während ſie gar nichts zu unterſcheiden vermochte und darum auch nicht weiter gerührt war. Sie geſtand ihm dabei auch, daß ihr Dante zu düſter ſei und ſie deshalb nicht ſonderlich anzöge. Dechartre, der gewohnt war, daß ſie auf alle ſeine Ideen über Kunſt und Dichtung einging, war überraſcht und etwas mißvergnügt. „Es gibt große und gewaltige Dinge, die Sie nicht fühlen können," ſagte er mit lauter Stimme.

Miß Bell blickte auf und fragte, was das für Dinge ſeien, die Darling nicht fühlte. Als ſie hörte, daß von Dante die Rede ſei, rief ſie mit gemachtem Zorn: „Was? Sie verehren ihn nicht — ihn, den Vater aller Weiſen, der über alles Lob erhaben iſt — den Göttlichen. Darling, dann habe ich Sie nicht mehr lieb, dann verabſcheue ich Sie."

Und dann, als ob ſie Thereſe und Choulette — der derſelben Anſicht war, — ihr Unrecht klarmachen wollte, erinnerte ſie an die Pietät jener florentiniſchen Bürger, welche die Kerzen vom Altar nahmen und ſie vor Dantes Büſte aufſtellten.

Der Prinz hatte die unterbrochene Lektüre wieder aufgenommen.

Dechartre wollte Thereſe abſolut dahinbringen, etwas zu bewundern, was ſie nicht einmal kannte. Und doch hätte er mit tauſend Freuden Dante, wie alle übrigen Dichter und was es ſonſt noch auf der Welt geben mochte, für ſie hingegeben. Aber ohne daß ſie ſelbſt es wußte, ſo ganz in ſeiner Nähe reizte ſie ihn durch ihre lachende Schönheit und durch ihre Ruhe. Seine Ideen wollte er ihr aufzwingen, ſeine leidenſchaftliche Liebe zur Kunſt, ja, ſelbſt ſeine Phantaſien und ſeine Launen ſollte ſie mit ihm teilen. Er redete auf ſie ein, immer eindringlicher, ſeine Worte überſtürzten ſich förmlich und er wurde beinahe zornig.

„Mein Gott, wie ſind Sie ungeſtüm," ſagte ſie jetzt.

Da beugte er ſich zu ihr herab und flüſterte ihr in leidenſchaftlichem Ton, den er vergebens zu dämpfen ſuchte, ins Ohr: „Mit meiner ganzen Seele ſollen Sie mich hinnehmen; es würde mich nicht glücklich machen, Sie zu erringen, wenn Sie meine Seele nicht kennen."

Bei dieſen Worten überlief es Thereſe wie ein Schauer — ſie wußte ſelbſt nicht, ob es Furcht oder Freude war.

XIV

Als ſie am nächſten Morgen erwachte, ſagte ſie ſich, daß es Zeit ſei, an Robert zu ſchreiben.

Es war ein regneriſcher Tag, und ſie hörte, wie die Tropfen langſam auf die Terraſſe niederfielen.

Vivian Bell hatte ihr den Schreibtiſch in raffinierter Sorgfalt mit allem Notwendigen ausgeſtattet. Da waren kleine Briefbogen, die wie Pergamentblätter aus alten Gebetbüchern ausſahen und andere in blaßviolett, die wie mit Silberſtaub beſtreut waren, — leichte weiße Federn von Zelluloid, die man wie Pinſel handhaben mußte, und die Tinte ſchimmerte, ſobald ſie auf dem Papier ſtand in allen Regenbogenfarben.

Thereſe wurde förmlich ungeduldig über all dieſe Fineſſen. Sie paßten ſo ſchlecht zu dem Brief, den ſie ſchreiben wollte und der einfach und klar ſein mußte.

Das Wort „Liebſter," mit dem ſie Robert bereits in der erſten Zeile anredete, ſchien ihr auf dem ſilbergrauen Papier zu ſchillern wie ein Taubenhals oder wie eine Perlmuttermuſchel. Ein halbes Lächeln ſpielte um ihre Lippen.

Die erſten Sätze machten ihr förmlich Mühe, aber den Reſt ſchrieb ſie in aller Eile hin. Sie erzählte viel von Miß Bell und dem Prinzen Albertinelli, ſprach dann etwas über

Choulette und erwähnte ſchließlich, daß ſie Dechartre zufällig in Florenz getroffen habe. Dann ſchrieb ſie noch über einige von den Bildern, die ſie in den Muſeen geſehen hatte — aber ganz gedankenlos und nur um die Seiten zu füllen. Sie wußte ja, daß Robert nichts von Malerei verſtand. Seine ganze Bewunderung galt einer kleinen Küraſſierſtatuette von Detaille, die er einmal bei Goupil gekauft hatte. Sie ſah ihn plötzlich wieder vor ſich, den kleinen Reitersmann, den er ihr eines Tages mitten unter Familienphotographien in ſeinem Schlafzimmer vor dem Spiegel ſtolz gezeigt hatte. All das erſchien ihr in weiter Ferne, erſchien ihr als lächerlich, langweilig und troſtlos.

Zum Schluß ſagte ſie ihm ein paar freundliche, warme Worte, die ihr wirklich von Herzen kamen. Sie hatte noch nie ein ſo mildes, verſöhnliches Gefühl für ihn empfunden wie jetzt.

In den vier Seiten, die ihr Brief ausfüllte, hatte ſie wenig geſagt und noch weniger zu verſtehen gegeben. Sie teilte ihm nur noch mit, daß ſie noch einen Monat in Florenz bleiben würde, da die Luft ihr gut täte. Dann ſchrieb ſie an ihren Vater, an ihren Mann und die Prinzeſſin Seniavine und ging mit ihren Briefen in der Hand die Treppe hinab. Im Vorzimmer angelangt, warf ſie alle drei auf die ſilberne Schale, die für die Poſtſachen beſtimmt war. Nur den Brief an Robert Le Ménil ließ ſie in die Taſche gleiten, weil ſie Madame Marmets Späherblicke fürchtete. Sie dachte, es würde ſich wohl bei irgendeinem Spaziergang Gelegenheit bieten, ihn in den Kaſten zu werfen.

Etwas ſpäter erſchien Dechartre, um die Damen in die Stadt zu begleiten. Während er im Vorzimmer wartete, warf er einen Blick auf die Briefe.

Obwohl er nicht glaubte, daß man die Seele eines Menſchen aus ſeiner Handſchrift herausleſen könnte, intereſſierte er ſich doch für die Form der Buchſtaben wie für eine Art Zeichnung, die ein gewiſſes individuelles Gepräge tragen kann. Und Thereſens Schriftzüge entzückten ihn; ſie kamen ihm vor wie eine Reliquie, die eben noch in ihrer Hand geruht hatte. Er betrachtete die Adreſſen, ohne ſie zu leſen, und es gewährte ihm beinahe einen ſinnlichen Genuß, den einfachen kühnen Schwung und die pikante Offenheit, die aus ihren Schriftzügen ſprach, zu bewundern.

Sie wollten heute Santa Maria-Novella aufſuchen. Die Gräfin Martin war ſchon einmal mit Madame Marmet dort geweſen, aber Miß Bell hatte ihr Vorwürfe gemacht, daß ſie die ſchöne Ginevra von Benci nicht geſehen hatte, die ſich unter den Fresken am Chor befand. Vivian behauptete, man dürfe dieſes „morgendliche" Geſicht nur bei Morgenbeleuchtung betrachten.

Während die Dichterin und Thereſe miteinander plauderten, widmete Dechartre ſich der guten Madame Marmet. Geduldig hörte er ihre Anekdoten an. Sie erzählte ihm von den Mitgliedern der Akademie, die ſich bei eleganten Damen zum Diner einladen ließen. Und dann weihte ſie ihn in ihre Sorgen ein: ſie ging ſeit einigen Tagen damit um, ſich einen Schleier zu kaufen und konnte in Florenz keinen paſſenden

finden, ſo daß ſie ſich wirklich nach den Läden in der Rue de Bac zurückſehnte.

Als ſie die Kirche wieder verließen, kamen ſie an dem Laden des Schuſters vorüber, den Choulette ſich zum Vorbild genommen hatte. Der brave Mann war gerade dabei, ein paar Bauernſchuhe zu flicken, und der Sperling mit dem hölzernen Beinchen hüpfte um ihn herum.

Madame Martin fragte den Greis, wie es ihm ginge, ob er genug Arbeit habe, um davon leben zu können, und ob er zufrieden ſei. Er beantwortete alle ihre Fragen mit dem anmutigen „Ja" der Italiener, mit dieſem „Si", das in ſeinem zahnloſen Munde ſo milde klang. Dann ließ ſie ſich die Geſchichte von ſeinem Sperling erzählen. Das arme kleine Tier war eines Tages in ſiedendes Pech geraten und hatte ſich dabei das eine Bein verbrüht.

„Ich habe meinem kleinen Gefährten dann ein Holzbein gemacht, und jetzt kann er mir wieder ebenſo wie früher auf die Schulter hüpfen."

„Bei dieſem guten alten Mann," ſagte Miß Bell, „lernt Monſieur Choulette Weisheit. Im alten Athen gab es einen Schuſter mit Namen Simon, der philoſophiſche Bücher ſchrieb und ein Freund von Sokrates war. Ich habe immer gefunden, daß Monſieur Choulette etwas von Sokrates hat."

Thereſe fragte den Schuſter nach ſeinem Namen und bat ihn, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. — Er hieß Serafino Stoppini und war aus Stia. Er war ſchon ſehr alt und hatte viel Schweres erlebt.

Er ſchob jetzt ſeine Brille über die Stirn zurück, und nun kamen ſeine ſchon faſt erloſchenen milden blauen Augen unter den geröteten Lidern zum Vorſchein.

„Ich hatte Frau und Kinder, aber ſie ſind nicht mehr. Ich habe manches gewußt, aber jetzt habe ich alles vergeſſen.“

Miß Bell und Madame Marmet waren fortgegangen, um einen Schleier zu ſuchen.

‚Der alte Mann hat nichts weiter auf der Welt,‘ dachte Thereſe, ‚wie ſein Werkzeug, eine Handvoll Nägel, einen Zuber, in dem er ſein Leder aufweicht, und einen Blumentopf — und dabei fühlt er ſich glücklich.‘ Dann ſagte ſie: „Die Blume, die Sie da haben, duftet ſo ſchön und bald wird ſie blühen.“

„Wenn das arme kleine Ding blüht, muß es ſterben,“ antwortete er.

Dann ging ſie fort und ließ ein Geldſtück auf dem Tiſch zurück. Dechartre begleitete ſie. In ernſtem, beinah ſtrengem Ton ſagte er jetzt: „Sie haben es gewußt?“

Sie ſah ihn an und wartete, und er fuhr fort: — . . . „daß ich Sie liebe.“

Sie ſah ihn an, und ihre Wimpern zuckten. Einen Augenblick ließ ſie ihre klaren Augen auf ihm ruhen, dann nickte ſie bejahend mit dem Kopf. Dann ging ſie raſch auf Miß Bell und Madame Marmet zu, die am Ende der Straße auf ſie warteten. — Er machte keinen Verſuch, ſie zurückzuhalten.

XV

Nachdem ſie ſich von Dechartre getrennt hatte, frühſtückte ſie mit ihrer Freundin und Madame Marmet bei einer alten Florentinerin, die Viktor Emanuel einſt geliebt hatte, als er noch Herzog von Savoyen war. Jetzt hatte ſie ſeit dreißig Jahren ihren Palaſt am Arno nicht verlaſſen. Sie trug eine violette Perücke, war geſchminkt und gepudert, ging in den alten weißen Sälen herum und ſpielte Gitarre. Die erſte Geſellſchaft von Florenz verkehrte bei ihr, und auch Miß Bell war oft dort.

Die alte, 87jährige Einſiedlerin fragte die Gräfin Martin über die Pariſer Geſellſchaft aus, deren Tun und Treiben ſie in den Zeitungen und im Geſpräch mit einer Frivolität verfolgte, die durch ihr Alter beinah einen ehrwürdigen Anſtrich bekam. Sie war in all ihrer Einſamkeit dem Kultus der Lebensfreude treu geblieben.

Als ſie den Palazzo wieder verließen, führte ſie Miß Bell, um dem ſcharfen Wind, dem Libeccio, der über den Fluß hinwehte, zu entgehen, durch lauter kleine, enge Straßen zwiſchen ſchmutzigen Häuſern, die ſich plötzlich überraſchend gegen den Himmel hin auftaten und in der klaren Luft einen lächelnden Hügel und zwei, drei ſchlanke Bäume durchblicken

ließen. Im Gehen zeigte Vivian der Freundin an den rauchgeſchwärzten, mit roten Fetzen überhangenen Faſſaden hier und dort einen köſtlichen Mamorjuwel, eine Madonna, eine Lilie, eine heilige Katharina in einer Blattvolute. Sie gingen durch die engen Gäßchen der Altſtadt bis zur Or San Michele, wo ſie ſich mit Dechartre verabredet hatten. Thereſe dachte jetzt mit tiefſtem und bis ins kleinſte gehenden Intereſſe an ihn. Madame Marmet wollte ſich einen Schleier beſorgen. Man hatte ihr Hoffnung gemacht, daß ſie auf dem Korſo einen finden würde. Dieſe Angelegenheit brachte ſie auf eine amüſante Geſchichte von Monſieur Lagrange, der eines Tages mitten in ſeiner Vorleſung vom Katheder herab ſtatt ſeines Taſchentuches einen mit Gold bepunkteten Schleier aus der Taſche gezogen und ſich damit die Stirn gewiſcht hatte. Die Zuhörer waren überraſcht und tuſchelten. Es war der Schleier ſeiner Nichte, Mademoiſelle Jeanne Michauts, den ſie ihm am Abend vorher auf dem Wege zum Theater anvertraut hatte. Und Madame Marmet ſetzte ausführlich auseinander, wie er ihn in ſeiner Manteltaſche gefunden, im Gedanken an die Rückgabe zu ſich geſteckt und nun aus Verſehen entfaltet und ſeiner lachenden Hörerſchaft entgegengeſchwenkt habe.

Bei dem Namen Lagrange erinnerte ſich Thereſe an den flammenden Stern, den der Gelehrte ihr verkündet hatte, und mit etwas melancholiſcher Pfiffigkeit ſagte ſie ſich, daß jetzt der Moment für den Weltuntergang da ſei, wenn ſie rechtzeitig aus der Affäre gezogen ſein wollte. Aber über die köſtlichen Mauern der alten Kirche blickte der blaßblaue

Himmel, den der Seewind getrocknet hatte, grauſam hernieder. Miß Bell wies auf eine der Bronzeſtatuen, die im Steinwerk der Niſchen die Faſſade ſchmückten.

„Sehen Sie doch, Darling, wie jung und ſtolz der Heilige Georg iſt. St. Georg, von dem einſt die jungen Mädchen träumten. Wiſſen Sie, daß Julia beim Anblick Romeos rief: ‚Wahrlich, er iſt ein ſchöner St. Georg?‘“

Aber Darling fand ihn langweilig, korrekt und eigenſinnig. Und im gleichen Augenblick fiel ihr der Brief ein, den ſie ja immer noch in der Taſche hatte.

„Ich glaube, da kommt Monſieur Dechartre,“ ſagte die gute Madame Marmet.

Er hatte ſie in der Kirche vor dem Tabernakel Orcagnas geſucht. Er hätte aber eigentlich daran denken ſollen, welche Anziehungskraft der Heilige Georg Donatellos auf Miß Bell ausübte. Auch er war voller Bewunderung für dies berühmte Werk, aber er hatte eine ganz beſondere Freundſchaft für den ehrlich bäueriſchen St. Marcus, den ſie in der Niſche zur Linken ſehen konnten, gegenüber dem Gäßchen mit dem Schwibbogen, der ſich an das alte Zunfthaus der Wollenweber anlehnt.

Während ſie der Stadt zuſchritten, entdeckte ſie einen Briefkaſten an der Mauer des ſchmalen Gäßchens, auf das der Heilige hinabſah. Dechartre hatte inzwiſchen einen Platz ausgeſucht, von wo man ſeinen Markus am beſten bewundern konnte und ſprach mit überſtrömender Begeiſterung von der Statue.

„Wenn ich nach Florenz komme, gehe ich immer zuerſt

hierher," ſagte er. „Nur ein einziges Mal habe ich ihn nicht aufgeſucht, aber er wird es mir nicht nachtragen, dazu iſt er viel zu gut. Übrigens wird er im allgemeinen viel zuwenig beachtet und geſchätzt. Aber ich unterhalte mich ſo gern mit ihm, es kommt mir vor, als ob er wirklich lebe.

Ich kann ſo gut verſtehen, daß Donatello, nachdem er ihn ſo ſeelenvoll geſchaffen hatte, ihm zurief: ‚Markus, warum redeſt du nicht?'"

Madame Marmet hatte bald genug von dem Heiligen, und der ſcharfe Wind beläſtigte ſie. So zog ſie Miß Bell mit ſich fort in die Via del Calzaioli, um ihren Schleier zu kaufen. Die beiden entfernten ſich und überließen Darling und Dechartre ihrer Begeiſterung. Bei der Modiſtin wollten ſie ſich wiedertreffen.

„Ich habe den Sankt Markus immer ſo geliebt," fuhr der Bildhauer fort, „weil ich in ihm die Hand und den Geiſt Donatellos erkenne, der ſein Lebenlang ein guter einfacher Arbeiter war. Und heute iſt er mir lieber wie ſonſt, weil er mich in ſeiner ehrwürdigen Schlichtheit an den alten Schuhmacher von Santa Maria-Novella erinnert, mit dem Sie heute morgen ſo reizend geſprochen haben."

„Ach," ſagte ſie, „ich weiß nicht einmal mehr wie er hieß. Mit Monſieur Choulette nennen wir ihn immer Quentin Matſys, weil er an die Greiſengeſtalten dieſes Meiſters erinnert."

Als ſie dann um die Ecke bogen, um die Faſſade der Kirche zu betrachten, entdeckte ſie einen Briefkaſten, der ſo

verſtaubt und roſtig ausſah, als ob er niemals geleert würde. Thereſe ließ ihren Brief hineingleiten, gerade unter dem Heiligen, der mit ſeinem naiven Ausdruck auf ſie herabſah.

Dechartre hatte es geſehen, und es fuhr ihm wie ein Stich durchs Herz. Er wollte weiterſprechen, er verſuchte zu lächeln, aber er ſah nur immer wieder die kleine behandſchuhte Hand vor ſich, wie ſie den Brief in den Kaſten warf. Es fiel ihm jetzt wieder ein, daß er heute morgen Briefe von Thereſe auf der Schale in Miß Bells Vorzimmer geſehen hatte. Warum hatte ſie dieſen einen zurückbehalten? — Der Grund war nicht ſchwer zu erraten.

Ganz in Gedanken verſunken blieb er ſtehen und blickte um ſich, ohne irgend etwas zu ſehen. Er verſuchte ſich ſelbſt darüber zu beruhigen — vielleicht war es nur ein ganz gleichgültiger Brief, den ſie vor Madame Marmets irritierender Neugier verbergen wollte.

„Monſieur Dechartre, ich glaube, es iſt Zeit, unſere Freundinnen wieder einzuholen.“

Vielleicht hatte ſie an Madame Schmoll geſchrieben, die ja mit Madame Marmet überworfen war. — Aber gleich darauf fühlte er, wie töricht alle dieſe Vermutungen waren. — Es war ja ganz klar. Sie hatte natürlich einen Liebhaber und ſchrieb an ihn. Vielleicht hatte ſie ihm geſchrieben: Ich habe Dechartre heute geſehen, der arme Kerl iſt in mich verliebt. — Aber mochte ſie nun das geſchrieben haben oder etwas anderes — daß ſie einen Geliebten hatte, ſtand feſt. Daran hatte er vorher noch gar nicht gedacht. Aber jetzt fühlte er plötzlich einen furchtbaren Schmerz. Sein ganzer

Körper und ſeine ganze Seele erbebten unter dem Gedanken, daß ſie einem andern angehören könne. Es war, als ob dieſe Hand, dieſe kleine Hand, wie ſie den Brief in den Kaſten gleiten ließ, ſich ſeinem Gedächtnis eingebrannt hätte.

Aber ſie begriff nicht, weshalb er mit einemmal ſo ſtumm und finſter geworden war. Erſt als ſie ſah, daß er einen beinah ängſtlichen Blick auf den Briefkaſten warf, erriet ſie den Grund. Und ſie fand es komiſch von ihm, daß er eiferſüchtig war, ohne irgendein Recht dazu zu haben. Aber eigentlich war es ihr nicht unangenehm.

Als ſie dann auf den Corſo kamen, erkannten ſie ſchon von weitem Miß Bell und Madame Marmet, die gerade aus dem Laden der Modiſtin kamen.

Und nun ſagte Dechartre mit bittender, faſt gebietender Stimme zu Thereſe: „Ich muß mit Ihnen reden. Kommen Sie morgen abend um ſechs Uhr an den Lungarno Acciaoli.“

Sie gab keine Antwort.

XVI

Als ſie in ihrem hellbraunen Reiſemantel um halb ſechs am Lungarno Acciaoli ankam, begrüßte Dechartre ſie mit einem ſo ſtrahlenden und zugleich ſo bittenden Blick, daß ſie gerührt war.

Die untergehende Sonne warf ihren roten Schein auf die mächtig angeſchwollenen Fluten des Arno.

Zuerſt ſchwiegen ſie beide. Während ſie dann an den langen, einförmigen Palazzos vorbeigingen, begann ſie das Geſpräch: „Sie ſehen, daß ich wirklich gekommen bin. Ich dachte, ich müßte es tun. Ich fühle mich nicht ganz ſchuldlos an dem, was geſchehen iſt. Ich weiß wohl, daß ich Sie zu ihrem jetzigen Benehmen veranlaßt und Sie auf Gedanken gebracht habe, die Ihnen ſonſt ferngelegen hätten."

Er ſchien ſie nicht zu verſtehen, und nun fuhr ſie fort: „Ja, ich bin egoiſtiſch und unvorſichtig geweſen. Ich war gern mit Ihnen zuſammen. Ihr Geiſt hat mich angezogen, und ich konnte Ihre Geſellſchaft nicht entbehren. So habe ich getan, was ich konnte, um Sie zu feſſeln und Eindruck auf Sie zu machen. Ich habe mit Ihnen kokettiert. Ich war dabei weder kalt noch berechnend, aber ich war kokett."

Er ſchüttelte den Kopf und behauptete, daß er nichts davon bemerkt habe.

„Ja gewiß, ich kokettierte mit Ihnen, und doch iſt das ſonſt nicht meine Art. Aber mit Ihnen habe ich es getan. Ich ſage nicht, daß Sie verſucht hätten, das auszunutzen, obgleich Sie vollkommen dazu berechtigt geweſen wären. Sie haben ſich auch nichts darauf eingebildet. Überhaupt habe ich nicht gefunden, daß Sie eitel ſind. Vielleicht haben Sie es gar nicht bemerkt. Männer, die geiſtig hochſtehen, haben oft keinen beſonderen Scharfblick. Aber ich weiß ſehr wohl, daß ich ſo geweſen bin, wie ich nicht hätte ſein ſollen. Und ich bitte Sie deshalb um Verzeihung. Deshalb bin ich hierher gekommen. Laſſen Sie uns gute Freunde bleiben, weil es noch nicht zu ſpät iſt."

Aber in ſchwermütigem, milden Ton ſagte er ihr jetzt, daß er ſie liebe. Im Anfang hatte dieſe Liebe ihm nur glückliche Stunden gebracht. Er hatte ſich nur danach geſehnt, ſie zu ſehen und immer wieder zu ſehen. Aber dann hatte ihre Nähe angefangen, ihn zu beunruhigen, ſie hatte ihn hin und her geriſſen und aus dem inneren Gleichgewicht gebracht. Plötzlich und gewaltſam war es über ihn hereingebrochen, eines Tages, als ſie auf der Terraſſe in Fieſole ſaßen. Und jetzt hatte er nicht mehr den Mut, ſchweigend zu leiden. Alles in ihm ſchrie nach ihr. Er war nicht mit einer beſtimmten Abſicht gekommen. Und wenn er ihr von ſeiner Leidenſchaft geſprochen hatte, ſo war es ohne ſeinen Willen geſchehen, nur weil er einfach nicht anders gekonnt hatte. Es hatte ihn unwiderſtehlich getrieben, mit ihr über ſie ſelbſt zu ſprechen, weil ſie das einzige Weſen auf der Welt war, das überhaupt für ihn exiſtierte. Er lebte nicht mehr in

ſich ſelbſt, er lebte nur noch in ihr. So mochte ſie es denn jetzt erfahren, daß er ſie liebte. Ja, er liebte ſie, aber es war keine weiche zielloſe Schwärmerei — nein, es war eine unerbittliche, heiße Glut, die ihn zu ihr hintrieb. Es war ſchlimm genug, aber ſeine Phantaſie malte ihm alles ſo klar und deutlich vor. Er wußte ganz genau, wo er hinaus wollte, er ſah es alles vor ſich, und das war eine namenloſe Qual.

Und dann ſchien es ihm, daß ſie beide zuſammen die Fähigkeit hätten, ſich Wonnen zu ſchaffen, für die es wert war, das Leben gelebt zu haben. Ihr ganzes Daſein würde wie ein herrliches Kunſtwerk ſein, verborgen vor den Augen der Welt. Sie würden alle ihre Gedanken miteinander teilen, alles gemeinſam empfinden und verſtehen und ſich ſo eine reiche und bewegte Welt ſchaffen.

„Wir werden uns das Leben zu einem Märchengarten machen," ſagte er.

Aber Thereſe tat, als ob ſie alles, was er geſagt hatte, nur als harmloſe Phantaſien auffaßte.

„Sie wiſſen ſehr wohl, wie Sie mich durch den Reichtum Ihres Geiſtes angezogen haben. Es iſt mir zum Bedürfnis geworden, Sie zu ſehen und Ihnen zuzuhören. Ich habe das Ihnen gegenüber nur zu ſehr durchblicken laſſen. Als Freundin können Sie immer auf mich rechnen, aber quälen Sie mich jetzt nicht weiter."

Damit reichte ſie ihm ihre Hand, aber er nahm ſie nicht und antwortete ungeſtüm: „Ich will Ihre Freundſchaft nicht. Mir liegt nichts daran. Ich will Sie ganz beſitzen oder

Sie nie wiederſehen. Das wiſſen Sie ſelbſt ſehr gut. Warum halten Sie mir Ihre Hand hin und ſuchen mich mit leeren Worten abzufertigen? Ob Sie es gewollt haben oder nicht, Sie haben ein wahnſinniges Verlangen in mir wachgerufen, eine tödliche Sehnſucht danach, Sie zu beſitzen. Sie ſind mein Schmerz, mein Leid, meine Qual, — und jetzt verlangen Sie von mir, daß ich nichts weiter für Sie ſein ſoll wie ein angenehmer Geſellſchafter. Jetzt, in dieſem Augenblick ſind Sie grauſam und kokett. Wenn Sie mich nicht lieben können, ſo laſſen Sie mich meiner Wege gehen. Ich werde fortgehen — wohin weiß ich ſelbſt noch nicht — und Sie vergeſſen oder Sie haſſen. Denn im Grunde meiner Seele ſchlummert ein Gefühl von Haß und Zorn gegen Sie. — Ich liebe Sie — liebe Sie."

Sie glaubte alles, was er ſagte; ſie fürchtete, daß er wirklich fortgehen würde, und das Leben erſchien ihr ſo freudlos und leer ohne ihn. So ſagte ſie: „Sie ſind mir auf meinem Lebenswege begegnet, und ich will Sie nicht wieder verlieren. Nein, ich will es nicht."

Halb ungeſtüm und halb ſchüchtern redete er ſtammelnd weiter. Die Worte blieben ihm beinahe in der Kehle ſtecken.

Von den fernen Bergen ſank die Dämmerung herab; den Hügel von San Miniato umwoben die letzten bleichen Sonnenſtrahlen.

„Wenn Sie mein ganzes Leben kennen würden," ſagte Thereſe, — „wenn Sie wüßten, wie leer es war, ehe ich Sie traf, dann wüßten Sie auch, was Sie für mich geweſen ſind, und Sie könnten nicht ſo von mir gehen."

Aber der ruhige Ton ihrer Stimme und das gleichmäßige Geräuſch ihrer Schritte auf dem Pflaſter reizte ihn nur noch mehr. Und nun ſchrie er ihr ins Geſicht, wie er ſie liebte, wie das Verlangen nach ihr in ihm brannte — er ſah ſie ja immer vor ſich, Tag und Nacht — zu jeder Stunde, und dann rief er nach ihr und breitete die Arme nach ihr aus. — Ja, jetzt hatte er ſie kennengelernt, die himmliſche Krankheit.

„Ihre kühne Eleganz, die Anmut Ihrer Gedanken, Ihren ſtolzen Geiſt, ich habe alles das eingeatmet, als ob es der Duft Ihres Körpers wäre. Wenn Sie ſprechen, iſt mir, als ob Ihre Seele Ihnen auf die Lippen trete, und ich möchte vergehen, weil ich ſie nicht von Ihrem Munde wegküſſen darf. Ihre Seele iſt für mich nur der duftende Atem Ihrer Schönheit. Meine Sinne waren ruhig, aber jetzt haben Sie alles in mir aufgewühlt. Und ich fühle, daß meine Liebe zu Ihnen primitiv und wild iſt.“

Sie blickte ihn ſanft an und antwortete nicht.

In dieſem Augenblick ſahen ſie in der Ferne Lichter aufblitzen, die durch die finſtere Nacht immer näher auf ſie zukamen und vernahmen düſtere Geſänge. Und nun nahte ſich eine Schar ſchwarzer Büßergeſtalten, wie Geſpenſter, die vom Wind getrieben werden. Vor ihnen her ſchwankte das Kruzifix. Es waren die Miſericordien-Brüder, die in ihren Mönchsgewändern und mit Fackeln in den Händen einen Toten auf den Kirchhof trugen. Nach italieniſcher Sitte ging der Zug bei Nacht und in raſchem Tempo. Jacques und Thereſe ſtellten ſich an die Mauer, um das Leichengefolge mit

ſeinen Prieſtern und Chorknaben vorüber zu laſſen. Der Sarg und die Kreuze ſchwankten hin und her, während ſie über den verlaſſenen Kai dahinſchritten, und daneben galoppierte der Tod, der unwillkommene Gaſt, der noch nie mit Freuden begrüßt wurde auf dieſer wolluſtatmenden Erde.

Jetzt waren all die ſchwarzen Geſtalten vorübergezogen. Weinende Frauen liefen hinter dem Sarg her, den die Geſpenſter mit ihren grobgenagelten Schuhen voraustrugen. Und Thereſe ſeufzte: „Was hilft es, wenn wir uns hier auf der Erde quälen?“

Er ſchien ihre Worte nicht zu hören und begann in milderem Tone wie vorhin: „Ehe ich Sie kannte, fühlte ich mich nicht unglücklich. Damals liebte ich das Leben; meine Träume und mein Wiſſensdrang hielten mich daran feſt. Ich genoß die ſchönen Formen und den Geiſt, der ihnen innewohnt, ich freute mich an jedem anmutigen Schein. Es war mein ganzes Glück, zu ſchauen und zu träumen. Alles das war mir eine Quelle von Freuden, und dabei war ich von nichts abhängig. Für alles intereſſierte ich mich und weiter wollte ich nichts. Man fängt erſt an zu leiden, wenn der Wille ſich zu regen beginnt. Das habe ich jetzt eingeſehen. Damals war mein ganzes Wollen unbewußt, und ich war glücklich, ohne mir ſelbſt darüber klar zu ſein. O, es war ſehr wenig, was ich dazu brauchte, nicht mehr, als was das Leben gerade mit ſich bringt. Aber jetzt beſitze ich es nicht mehr. Durch Sie iſt mir alles verlorengegangen. Was damals meine Freuden ausmachte, das Intereſſe, das ich für die Bilder der Kunſt und des Lebens empfand, das Vergnügen

daran, mit meinen eigenen Händen irgendeiner Traumgeſtalt Form zu verleihen. — Sie haben mir alles genommen und Sie haben mir nicht einmal den Schmerz darum gelaſſen. Ich ſehne mich nicht nach meiner Freiheit, nach meiner einſtigen Seelenruhe zurück. Es kommt mir vor, als ob ich überhaupt nicht gelebt hätte, ehe ich Sie ſah. Und jetzt, wo ich zum Leben erwacht bin, kann ich weder in Ihrer Nähe noch ferne von Ihnen leben. Ich bin tauſendmal elender, wie jene Bettler, die wir auf dem Wege nach Ema geſehen haben. Die ſahen doch aus, als ob ſie wenigſtens noch atmen könnten. — Und ich? — Sie ſind die Lebensluft, die ich brauche und die mir verſagt iſt. — Und doch bin ich froh, daß ich Ihnen begegnet bin. Es iſt das einzige Ereignis, das für mein Leben wirklich von Bedeutung geweſen iſt. Eben noch habe ich geglaubt, Sie zu haſſen. Aber es iſt nicht ſo. Ich bete Sie an, und ich ſegne Sie ſelbſt für das Leid, das Sie mir angetan haben. Ich liebe alles, was mir von Ihnen kommt."

Sie waren jetzt bis zu den düſteren Bäumen gekommen, die am Anfang des Ponte San Niccola ſtehen. An der anderen Seite des Fluſſes breitete ſich die weite Ebene aus, die jetzt im Dunklen einen noch öderen und troſtloſeren Eindruck machte wie ſonſt.

Sie ſah, daß er ruhiger geworden war. Eine milde Müdigkeit ſchien über ihn gekommen zu ſein, und ſie glaubte, ſeine Liebe und ſein Verlangen ſeien am Ende doch nur phantaſtiſche Träume geweſen. Sie hatte nicht erwartet, daß er ſich ſo ſchnell in ſein Schickſal ergeben würde und fühlte

ſich beinahe enttäuſcht, daß ſie der Gefahr ſo ſchnell entronnen war.

Jetzt ſtreckte ſie ihm noch einmal die Hand hin und ſagte mutiger wie das erſtemal: „Kommen Sie, laſſen Sie uns Freunde ſein. — Es iſt ſchon ſpät, wir müſſen jetzt umkehren, begleiten Sie mich bis an meinen Wagen. — Ich werde immer Ihre Freundin ſein wie ich es bis jetzt geweſen bin. Ich fühle keinen Groll gegen Sie."

Aber er zog ſie mit ſich fort auf die einſame Ebene zu, die ſich an den Ufern des Fluſſes hindehnte.

„Nein, ich laſſe Sie nicht gehen, ehe ich Ihnen alles geſagt habe. Aber ich kann nicht mehr reden, ich finde nicht die richtigen Worte. Ich liebe Sie und ich will Sie beſitzen. Mir ſollen Sie angehören — ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht noch eine Nacht in dieſen qualvollen Zweifeln zubringen will."

Und nun zog er ſie an ſich, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſuchte ihr durch den Schleier tief in die Augen zu blicken. „Sie müſſen mich lieben. Ich will es, und Sie haben es auch gewollt. Sagen Sie mir, daß Sie mein ſein wollen — ſagen Sie es."

Sie hatte ſich ſanft von ihm losgemacht und antwortete mit ſchwacher Stimme: „Ich kann nicht — nein, ich kann nicht. Sie ſehen, daß ich Ihnen gegenüber aufrichtig gehandelt habe. Ich habe Ihnen auch geſagt, daß ich keinen Groll gegen Sie hege — aber das, was Sie von mir wollen, kann ich Ihnen nicht geben."

Sie dachte an den, der in der Ferne auf ſie wartete und wiederholte: „Nein, ich kann nicht."

Er beugte ſich zu ihr hinab und ſah ihr ängſtlich und fragend in die Augen, die ſich leicht verſchleiert hatten. „Und warum nicht? Ich habe es ja geſehen, daß Sie mich lieben, ich fühle es. — Ja, Sie lieben mich. Warum wollen Sie denn ſo ſchlecht an mir handeln, warum mir nicht angehören?“

Er zog ſie an ſeine Bruſt und ſuchte ihre Lippen, um ihr ſeine ganze Seele in einem langen Kuſſe hinzugeben. Aber dieſes Mal entwand ſie ſich ihm raſch entſchloſſen und ſagte: „Es iſt unmöglich. Fragen Sie nicht weiter — ich kann Ihnen nicht angehören.“

Seine Lippen bebten und ſein ganzes Geſicht verzerrte ſich, während er rief: „Sie haben einen Geliebten, dem alle Ihre Gedanken gehören. Warum haben Sie mich ſo zum beſten gehalten?“

„Ich ſchwöre Ihnen, daß ich das nicht getan habe. Wenn ich jemals einen Mann lieben würde, ſo könnten nur Sie es ſein.“

Aber er hörte nicht mehr auf das, was ſie ſagte.

„Laſſen Sie mich. Laſſen Sie mich.“

Damit floh er von ihr fort in das Dunkel hinein.

Der Arno war über ſeine Ufer getreten und bildete zahlloſe Lagunen auf dem fetten Uferland, in denen der halbverſchleierte Mond ſich in zitternden Glanzlichtern widerſpiegelte.

In blinder, wahnſinniger Eile ging er über den aufgeweichten Boden, mitten durch die Waſſerlachen dahin.

Von Schrecken erfüllt, ſtieß Thereſe einen lauten Schrei aus. Sie rief ſeinen Namen, aber er wandte nicht einmal den Kopf und gab keine Antwort. Mit unheimlicher Ruhe floh er immer weiter. Nun eilte ſie ihm nach. Ihr Kleid troff von Waſſer und die Kieſelſteine verletzten ihre Füße. Als ſie ihn eingeholt hatte, zog ſie ihn zu ſich heran: „Was wollen Sie tun?“

Er blickte ſie an und las in ihren Augen die Angſt, die ſie um ihn ausgeſtanden hatte: „Sie brauchen ſich nicht zu fürchten. Ich verſichere Ihnen, daß ich mir nichts antun wollte. O, Sie dürfen ganz ruhig ſein. Ich bin verzweifelt, aber meine Ruhe hat mich nicht verlaſſen. Ich wollte vor Ihnen fliehen, und ich bitte Sie jetzt um Verzeihung. Aber ich bitte Sie, laſſen Sie mich jetzt gehen. Leben Sie wohl.“

Aber von Angſt und Unruhe erfüllt, antwortete ſie mit ſchwacher Stimme: „Kommen Sie, wir wollen weiter ſprechen.“

Aber er verharrte in ſeinem düſteren Schweigen. Und nun wiederholte ſie: „Kommen Sie, kommen Sie.“

Dann nahm ſie ſeinen Arm, und er fühlte ſich wie neu belebt, als er die Berührung ihrer warmen Hand fühlte.

„Sie wollen alſo,“ ſagte er.

„Ich kann Sie nicht verlieren.“

„Wollen Sie mir verſprechen —“

„Ich muß wohl.“

Und in all ihrer Angſt und Beſorgnis um ihn mußte ſie faſt lächeln, wenn ſie daran dachte, daß er durch ſein ſinn-

loſes Benehmen ſo raſch über ſie geſiegt hatte. — Dann fragte er: „Morgen?“

Aber ſie ſuchte inſtinktiv ſich zu wehren und antwortete lebhaft: „O nein, nicht morgen.“

„Sie lieben mich alſo doch nicht. Es reut Sie ſchon, daß Sie mir etwas verſprochen haben.“

„Nein, ich bereue nichts — aber —

Er bat und flehte. Sie blickte ihn an, dann wandte ſie zögernd den Kopf und ſagte ganz leiſe: „Samstag.“

XVII

Nach dem Diner ſaßen ſie im Salon. Miß Bell zeichnete etruskiſche Figuren auf ein Kiſſen, das Madame Marmet ſticken wollte. Der Prinz Albertinelli ſuchte die Stickwolle aus und legte dabei ein beinahe weibliches Feingefühl für die Nüancen an den Tag.

Es war ſchon faſt dunkel, als Choulette erſchien, der wie gewöhnlich in einer kleinen Wirtſchaft Briscola geſpielt hatte. Er ſtrahlte, als ob der Geiſt irgendeiner Gottheit über ihn gekommen wäre. Dann ließ er ſich neben Madame Martin auf dem Sofa nieder und blickte ſie zärtlich an, wobei ein wollüſtiger Glanz in ſeinen Augen ſchimmerte. Er fing ein Geſpräch mit ihr an und ſang ihr Lob in allen möglichen poetiſchen und maleriſchen Redewendungen. Es klang, als ob er die ausſchweifendſten Liebeslieder für ſie hätte improviſieren mögen. In kurzen, ſonderbar verquälten Sätzen ſprach er ihr von dem Reiz, den ſie auf ihn ausübte.

‚Ach der!‘ dachte ſie.

Und nun machte es ihr Spaß, ihn zu quälen. Sie fragte ihn, ob er in den elenden Vierteln von Florenz nicht auch jene Sorte von Frauen gefunden habe, an die er ſich mit Vorliebe zu halten pflegte. Denn ſein Geſchmack in dieſer Beziehung war allgemein bekannt, er mochte es nun leugnen

oder nicht. Seine Freunde hatten ihn öfters mit zweifelhaften Damen auf dem Boulevard Michel geſehen. Und ſeine Vorliebe für dieſe unglückſeligen Geſchöpfe ging durch ſeine ſchönſten Gedichte.

„O Monſieur Choulette, ſoweit ich das beurteilen kann, haben Sie in dieſer Beziehung einen recht ſchlechten Geſchmack."

Aber er antwortete in feierlichem Ton: „Sie mögen die Verleumdungen, die Monſieur Paul Vence über mich ausgeſtreut hat, mir mit vollen Händen ins Geſicht werfen. Das wird mich wenig kümmern. Sie brauchen ja nicht zu wiſſen, wie keuſch ich bin und wie rein meine Seele iſt. Aber urteilen Sie nicht ſo leichtfertig über die, welche Sie „jene Elenden" nennen. Gerade, weil ſie unglücklich ſind, ſollten ſie Ihnen heilig ſein. Das verachtete und verlorene Weib iſt wie weicher Ton in den Händen des himmliſchen Töpfers. Es iſt das Opferlamm, das am Sühnaltar dargebracht wird. Die Proſtituierten ſtehen Gott näher wie die geachteten Frauen, denn ſie haben allen Stolz und Hochmut von ſich geworfen. Sie ſuchen nicht ſich mit nichtigem Schein zu zieren wie die ehrbaren Frauen; dafür beſitzen ſie die Demut, und das iſt die Tugend, die Gott dem Herrn wohlgefällig iſt. Eine kurze Zeit der Reue genügt für ſie, und dann werden ſie die Erſten ſein. Ihre Sünden ſind freudlos für ſie und bringen niemand Schaden, deshalb tragen ſie die Verzeihung und die Sühne in ſich. Ihre Fehler ſind zugleich ihr Leid, und das Leid wird ihnen zum Verdienſt angerechnet werden. Als willenloſe Werkzeuge der brutalen Genußſucht wird ihnen

ſelbſt keine Wolluſt zuteil, und dadurch gleichen ſie jenen Männern, die zur höheren Ehre Gottes Eunuchen wurden. Sie ſind ſündige Menſchen wie wir alle, aber die Schande iſt der Balſam, der ihre Schuld lindert, und die Trübſal läutert ſie wie ein feuriger Ofen. Und deshalb wird Gott ſie auch erhören, wenn ſie den Blick gen Himmel richten. Zur Rechten des Vaters iſt ihnen der Thron bereitet und im Himmelreich werden Kaiſer und Königinnen ſtolz ſein, wenn ſie zu den Füßen der Vorſtadtdirnen ſitzen dürfen. Denn Sie müſſen nicht glauben, daß die himmliſchen Wohnungen nach menſchlichen Plänen eingerichtet ſind."

Schließlich mußte er jedoch zugeben, daß es mehr wie einen Weg gäbe, um das Heil zu erlangen. Die Liebe war eben nur einer von dieſen Wegen.

„Die menſchliche Liebe iſt ſtaubgeboren," ſagte er, „aber durch allen Schmerz hindurch führt ſie dennoch zu Gott."

Der Prinz war jetzt aufgeſtanden. Er küßte Miß Bell die Hand und ſagte: „Auf Samstag."

„Ja, Samstag, alſo übermorgen," antwortete Vivian.

Thereſe erbebte. Samstag, — und ſie ſprachen ſo ruhig darüber, als ob er ſchon ganz nah und ein Tag wie alle andern ſei. Bis jetzt hatte ſie nicht daran denken wollen, daß der Samstag ſchon ſo bald und ſo ganz von ſelbſt kommen würde.

Eine halbe Stunde nachdem man ſich getrennt hatte, lag Thereſe müde und wie betäubt in ihrem Bett und dachte nach. Plötzlich hörte ſie leiſe an ihre Tür klopfen, und gleich

darauf kam Vivians zierlicher Kopf unter der Portiere mit den großen Zitronenbäumen zum Vorſchein.

„Hoffentlich ſtöre ich Sie nicht, Darling? — Sind Sie ſehr müde?“

O nein, Darling hatte noch gar keine Luſt zum Schlafen. Sie richtete ſich auf und ſtützte ſich auf die Ellbogen. Vivian ſetzte ſich zu ihr aufs Bett, ſie war ſo leicht, daß die Decke unter dem Druck ihrer Geſtalt kaum nachgab.

„Darling, ich weiß, daß Sie ſoviel Verſtand haben. O ja, ich weiß es ſehr wohl. Sie ſind ebenſo geſcheit, wie Monſieur Sadler ein guter Violinſpieler iſt. Er ſpielt zuweilen auch falſch, wenn er gerade Luſt dazu hat, und Sie tun ebenſo. Wenn Sie einmal nicht ganz richtig raiſonnieren, ſo tun Sie es nur, um ſich einen Virtuoſenſcherz zu machen. O Darling, Sie haben ſoviel Verſtand und Urteil. Und ich möchte Sie um einen Rat bitten.“

Thereſe war überraſcht und fühlte ſich etwas beunruhigt. Sie proteſtierte in aller Aufrichtigkeit dagegen, daß ſie viel Verſtand habe. Aber Vivian hörte nicht auf das, was ſie ſagte.

„Ich habe viel François Rabelais geleſen, my love, durch die Lektüre von Rabelais und Villon habe ich Franzöſiſch gelernt. Es ſind zwei gute alte Sprachlehrer. Darling, kennen Sie Pantagruel? O Pantagruel iſt eine ſchöne vornehme Stadt mit vielen Paläſten, die im Glanz des Morgenrotes daliegt, ehe die Straßenkehrer dageweſen ſind. O nein, Darling, der Schmutz iſt noch nicht weggekehrt, und die Marmortreppen ſind noch nicht geſcheuert worden. — Und

ich habe geſehen, daß die Damen in Frankreich den Pantagruel nicht leſen. Sie kennen ihn auch nicht? Wirklich nicht? O, es iſt aber auch nicht nötig. — Nun, im Pantagruel fragt Panurge, ob er ſich verheiraten ſoll, und er macht ſich damit lächerlich. — Ich werde mich ebenſo lächerlich machen, aber ich möchte dieſelbe Frage an Sie ſtellen."

Thereſe vermochte ihr Unbehagen nicht zu verbergen, während ſie antwortete: „O, um ſo etwas müſſen Sie mich nicht fragen, Liebſte. Ich habe Ihnen meine Meinung darüber ſchon geſagt."

„Aber Darling, Sie haben nur geſagt, daß die Männer unrecht täten ſich zu verheiraten. Und das kann ich doch nicht auf mich beziehen."

Madame Martin warf einen Blick auf Miß Bells kleinen knabenhaften Kopf. Der Ausdruck ſchamhafter Verliebtheit nahm ſich ſo ſonderbar auf ihrem Geſicht aus.

Dann gab ſie ihr einen Kuß und ſagte: „Aber Liebſte, es gibt keinen Mann auf der ganzen Welt, der zartfühlend und edel genug für Sie wäre." Und mit liebevollem Ernſt fügte ſie hinzu: „Sie ſind doch kein Kind mehr. Wenn jemand Sie liebt und Sie wirkliche Neigung für ihn fühlen, ſo tun Sie, was Sie für das Rechte halten, aber ſehen Sie ſich vor, daß ſich in dieſe Liebe nicht etwa Intereſſen miſchen, die nichts mit wahrem Gefühl zu tun haben. Das rate ich Ihnen als Ihre Freundin."

Miß Bell verſtand nicht gleich. Dann wurde ſie rot und erhob ſich. Sie war ſchokiert.

XVIII

Am Samstag um vier Uhr fand Thereſe ſich, wie ſie verſprochen hatte, an der Pforte des engliſchen Friedhofs ein. Dechartre erwartete ſie vor dem Gitter. Er war ernſt und etwas verwirrt und ſagte kaum ein Wort. Und ſie war froh, daß er ſeine Freude nicht an den Tag legte. Dann führte er ſie an der kahlen Mauer des Kirchhofs entlang bis zu einer ſchmalen Straße, die ihr völlig unbekannt war. Auf einem Anſchlag an der Ecke las ſie: Via Alfieri. — Nachdem ſie etwa fünfzig Schritt weit gegangen waren, blieb er plötzlich vor einem dunklen Eingang ſtehen. „Hier," ſagte er.

Mit unſagbarer Traurigkeit blickte ſie ihn an. „Sie wollen alſo, daß ich mitkommen ſoll?"

Sie ſah, daß er feſt entſchloſſen war und folgte ihm ohne weiter etwas zu ſagen. Nun kamen ſie über einen Hof, wo das Gras zwiſchen den Steinen emporwuchs. Im Hintergrunde erhob ſich ein Gartenhaus mit drei Fenſtern an der Vorderſeite. Der Giebel war mit Ziegen und Nymphen geſchmückt. Als ſie auf der moosbewachſenen Terraſſe ſtanden, ſteckte er den Schlüſſel ins Schloß. Es raſſelte heiſer und wollte nicht gleich aufgehen.

„Er iſt ganz verroſtet," murmelte er.

„Ich finde, hier zulande ſind alle Schlüſſel verroſtet,“ ſagte ſie gedankenlos und ohne irgendetwas damit ſagen zu wollen.

Dann ſtiegen ſie die Treppe hinauf, die mit ihren griechiſch gemuſterten Teppichen ſo ſtill dalag, als ob ſeit lange keines Menſchen Fuß ſie betreten hätte. Er ſtieß eine Tür auf und ließ Thereſe in das Zimmer treten. Ohne weiter um ſich zu blicken, ging ſie gleich auf das Fenſter zu, das auf den Kirchhof hinaus ſah. Jenſeits der Mauer ragten die Wipfel der Pinien empor, die in dieſem Lande, wo Schmerz und Luſt ſich brüderlich zueinander geſellt und die Lebensfreude den Menſchen bis an die Pforte des Grabes geleitet, durchaus keinen düſtren Eindruck machen.

Dechartre faßte ſie an der Hand und führte ſie zu einem Lehnſtuhl. Aber ſie blieb davor ſtehen und betrachtete das Zimmer, das er für ſie eingerichtet hatte, um ihrer Liebe ein Heim zu bereiten. Die Wände waren mit indiſchen Stoffen behängt; in einer Ecke des Zimmers hatte er ein halbverblichenes Paſtell aufgehängt, das ſie zuſammen bei einem Antiquar aufgefunden hatten. Dann war da ein großer Lehnſeſſel und einige weiße Stühle; auf einem kleinen Tiſchchen ſtanden bunte venetianiſche Taſſen und Gläſer. In allen Ecken Wandſchirme mit grotesken Figuren und Schäferſzenen, in denen der leichtfertige Geiſt des alten Florenz und Venedig zur Zeit der letzten Dogen ſich widerſpiegelte.

Thereſe bemerkte, daß er das Bett ſorgfältig hinter einem von dieſen Schirmen mit den luſtigen Bildern verborgen hatte. Dazu noch einige Teppiche und ein Spiegel,

das war die ganze Einrichtung. Mehr hatte er nicht gewagt, in dieſer Stadt, wo die Kunſthändler ihn mit den ſeltenſten Schätzen förmlich verfolgten.

Nun ſchloß er das Fenſter und zündete das Feuer an. Sie ſetzte ſich in den Lehnſtuhl, und er kniete vor ihr nieder, faßte ihre Hände, küßte ſie und blickte ſie lange mit einem Gemiſch von furchtſamer und ſtolzer Bewunderung an. Dann drückte er ſeine Lippen auf die Spitze ihres Stiefels.

„Was machen Sie da?"

„Ich küſſe Ihre Füße, weil Sie zu mir gekommen ſind."

Und nun ſtand er auf und zog ſie ſanft an ſich. Er ſuchte ihre Lippen und drückte einen langen Kuß darauf. Sie blieb regungslos ſitzen mit zurückgebogenem Kopf und geſchloſſenen Augen. Der Hut war ihr nach hinten geglitten und ihr Haar hatte ſich gelöſt.

Und dann gab ſie ſich ihm hin, ohne ſich weiter zu ſträuben.

Zwei Stunden ſpäter, als die Sonne unterging und die Schatten immer länger wurden, ſtand Thereſe, die allein nach Hauſe hatte gehen wollen, vor den beiden Obelisken der Santa Maria-Novella. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie dahin gekommen war.

An der Ecke des Platzes ſaß der alte Schuſter und zog gleichmäßig ſeinen Pechdraht, während der Sperling auf ſeiner Schulter ſaß. Der alte Mann lächelte.

Sie trat in den Laden und ſetzte ſich auf einen niedrigen Stuhl. Dann ſagte ſie auf Franzöſiſch: „Quentin Matſys,

mein Freund, was habe ich getan, und was ſoll daraus werden?"

Er blickte ſie ruhig und mit freundlichem Lächeln an, ohne zu verſtehen, was ſie wollte. Aber er wunderte ſich niemals.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Mein guter Quentin, ich habe es getan, weil er unglücklich war, und weil ich ihn liebte. Ich bereue nichts."

Und er antwortete wie immer ſein melodiſches „Si, Si."

„Nicht wahr, Quentin, es war nicht unrecht von mir, daß ich das getan habe. Aber was ſoll jetzt geſchehen, o mein Gott."

Sie wollte wieder gehen. Da machte er ihr ein Zeichen, daß ſie noch einen Augenblick bleiben möchte. Dann pflückte er von ſeiner Topfpflanze einen Zweig ab und reichte ihn ihr. „Weil es ſo ſchön duftet, Signora."

XIX

Es war am nächſten Tage.

Choulette hatte ſeinen Knotenſtock ſorgfältig neben ſeine Pfeife und den alten geſtickten Reiſeſack auf den Tiſch des Salons gelegt. Dann begrüßte er Madame Martin, die am Fenſter ſaß und las. Er wollte nach Aſſiſi. Mit einem Gewand aus Ziegenfell angetan, ſah er aus wie ein Schäfer aus der Zeit Chriſti.

„Leben Sie wohl, Madame, ich will Fieſole jetzt verlaſſen. Ich verlaſſe Sie, Dechartre, den viel zu ſchönen Prinzen Albertinelli und Miß Bell, die niedliche kleine Menſchenfreſſerin und gehe in die Berge von Aſſiſi. Der Dichter hat geſagt, man ſoll es nicht mehr Aſſiſi nennen, ſondern Morgen, weil von dort her die Sonne der Liebe aufgegangen iſt. Ich will vor der heiligen Crypta niederknien, wo Sankt Franziskus ruht. Völlig nackt liegt er dort auf ſeinem ſteinernen Lager, und ein Stein dient ihm als Kopfkiſſen. Denn er wollte aus dieſer Welt, der er die große Offenbarung der Liebe und der Freude gebracht hat, nicht einmal ein Linnentuch mitnehmen."

„Adieu, Monſieur Choulette. Bringen Sie mir ein Bild von der heiligen Klara mit. Ich habe eine ganz beſondere Sympathie für ſie."

„Da haben Sie ſehr recht, Madame. Santa Klara war eine äußerſt kluge und energiſche Dame. Als der heilige Franziskus krank und beinahe erblindet auf ein paar Tage nach Sankt Damian kam, um ſeine Freundin zu beſuchen, baute ſie ihm mit eignen Händen eine Hütte in ihrem Garten. Und er fühlte ſich ſehr wohl dort. Seine übergroße Schwäche und das ſchmerzhafte Brennen in den Augenlidern ſcheuchte den Schlaf von ſeinen Augen, und noch dazu wurde ſeine Nachtruhe durch die Ratten geſtört. Und da dichtete er ſeine ſchwungvolle Ode an die ſtrahlende Sonne und an das Waſſer — das Reine, das Keuſche, das Heilſpendende. Selbſt in den ſchönſten von meinen Gedichten iſt nicht ſoviel ungeſuchter Reiz und natürliche Schönheit zu finden. Und das verſteht ſich von ſelbſt, denn die Seele des heiligen Franziskus war weit ſchöner wie die meine. Obgleich alle meine Zeitgenoſſen, die ich kenne, hinter mir zurückſtehen, bin ich doch nichts wert.

Als Franziskus ſeine Ode an die Sonne gedichtet hatte, war er ſehr zufrieden und dachte bei ſich: ‚Ich will mit meinen Brüdern durch die Städte ziehen, mit einer Leier in der Hand wollen wir uns an den Markttagen mitten auf dem Markt aufſtellen. Dann werden die guten Leute kommen und uns umringen und wir werden zu ihnen ſagen: Wir ſind des lieben Gottes Seiltänzer und wir wollen euch ein Lied vorſingen. Wenn es euch gefällt, müßt ihr uns eine Belohnung geben. Und wir werden uns als Belohnung von euch erbitten, daß ihr euch untereinander liebet. — Um ihr Wort zu halten, und um den armen Seiltänzern Gottes kein

Unrecht zuzufügen, werden ſie ſich fortan hüten, ihren Mitmenſchen etwas zuleide zu tun.“

Madame Martin erklärte Sankt Franziskus für den liebenswürdigſten Heiligen, den es jemals gegeben habe.

„Sein Werk,“ fuhr Choulette fort, „wurde noch zu ſeinen Lebzeiten wieder zerſtört, trotzdem ſtarb er zufrieden, denn er war demütig und frohen Herzens. Er war wirklich der milde Sänger Gottes. Und es iſt ganz in der Ordnung, daß ein anderer armer Dichter ſeine Aufgabe fortführt und der Menſchheit die wahre Freude und die wahre Religion verkündigt. Und dieſer Dichter will ich ſein, Madame, wenn es mir wirklich gelingt, den Stolz und die Vernunft in mir zu ertöten. Denn nur durch jene unausſprechliche Weisheit, die von Gott kommt und vor den Menſchen wie Torheit ausſieht, vermag man die wahre moraliſche Schönheit zu erlangen.“

„Ich möchte Sie nicht entmutigen, Monſieur Choulette, aber mich beunruhigt der Gedanke, was denn in Ihrer neuen Geſellſchaft aus den armen Frauen werden ſoll. Sie werden ſie wohl ſämtlich ins Kloſter ſtecken.“

„Ja, ich muß geſtehen,“ erwiderte Choulette, „daß die Frauen ein großes Hindernis für mein Reformationswerk ſind. Die heftige Liebe, die man für ſie empfindet, iſt ſchädlich und ſchlimm. Sie gewähren uns keine wahre Freude und keinen friedlichen Genuß. Ich habe um ihretwillen zwei oder dreimal in meinem Leben ein abſcheuliches Verbrechen begangen, von dem niemand etwas weiß. Und ich bezweifle

ſehr, Madame, daß ich Sie in meinem zukünftigen Kloſter zum Souper einladen werde.“

Dann nahm er ſeine Pfeife, ſeinen Reiſeſack und den Stock mit dem geſchnitzten Menſchengeſicht.

„Was Liebe ſündigt, wird vergeben werden. Oder vielmehr, wenn man wirklich liebt, tut man nichts Böſes. Aber in der ſinnlichen Liebe iſt ebenſoviel Haß und Zorn enthalten wie wirkliche Liebe. Der Anblick Ihrer Schönheit, der mich einen Abend lang hier auf dieſem Kanapee entzückt hat, brachte eine Flut von wilden Gedanken über mich. Ich kam gerade aus dem Albergo, wo ich zugehört hatte, wie Miß Bells Koch 1200 wunderbare Verſe über den Frühling improviſierte. Eine himmliſche Freude erfüllte mein Herz, aber durch ihre Gegenwart wurde ſie wieder zerſtört. Es muß eine tiefe Wahrheit in dem Fluch liegen, der über Eva ausgeſprochen wurde. Denn in Ihrer Nähe wurde ich traurig und ſchlecht. Milde Worte kamen von meinen Lippen, aber es waren lauter Lügen. Im Grunde meines Herzens war ich Ihr Gegner und Ihr Feind. Und wie ich Sie lächeln ſah, hatte ich Luſt, Sie zu töten.“

„Wirklich?“

„O Madame, das iſt ein ſehr natürliches Gefühl, das ſchon mancher Mann in Ihrer Nähe empfunden haben wird. Aber gewöhnliche Menſchen empfinden es, ohne ſich darüber klar zu ſein, während meine lebhafte Phantaſie mir mein eigenes Ich deutlich widerſpiegelt. Ich weiß ſehr wohl, wie es in meiner Seele ausſieht, manchmal ſtrahlt ſie in erhabener Größe, und dann wieder iſt ſie ein Abgrund von Abſcheulich-

keit. Wenn Sie an jenem Abend in mein Herz geblickt hätten, ſo würden Sie vor Entſetzen aufgeſchrien haben."

Thereſe lächelte. „Leben Sie wohl, Monſieur Choulette, und vergeſſen Sie das Bild von Santa Klara nicht."

Er ſtellte ſeinen Reiſeſack auf die Erde und erhob den Arm wie jemand, der auf etwas hinweiſen und ſeine Zuhörer belehren will. „Von mir haben Sie nichts zu fürchten, aber der Mann, dem Sie Ihre Liebe ſchenken werden, und der Sie wieder liebt, wird Ihnen Schlimmes zufügen. Leben Sie wohl, Madame."

Dann nahm er ſein Gepäck und ging. Sie ſah ſeine lange Bauerngeſtalt hinter den Bäumen des Gartens verſchwinden.

Am Nachmittag ging ſie nach San Marco, wo Dechartre ſie erwartete. Sie ſehnte ſich nach ihm, und doch fürchtete ſie ſich davor, ihn ſo bald wiederzuſehen. Aber ihre Angſt wurde durch ein tiefes, ſüßes Gefühl gemildert, wie ſie es noch nie zuvor empfunden hatte. Es war nicht jener jähe Schrecken über den unwiderruflichen Schritt, der ſie damals befallen hatte, wie ſie ſich zum erſtenmal einem Manne aus Liebe hingegeben. Ihre Gefühle waren jetzt ruhiger, unklarer und doch ſoviel mächtiger. Holde Träume milderten die brennende Erinnerung an ſeine Liebkoſungen. Sie war von Unruhe und Beſorgnis erfüllt, aber dabei fühlte ſie weder Scham noch Reue. Es war nicht ihr Wille, der ſie dazu getrieben hatte, ſondern eine innere Gewalt — und das war ſoviel beſſer! Zweifellos war es unrecht von ihr, ihm anzugehören, obgleich ſie nicht frei war, aber ſie hatte ja

auch ihrerſeits keine Treue verlangt. Vielleicht war ſie für Dechartre nur eine flüchtige Erfüllung ſeiner heißen Träume geweſen. Sie kannte ihn ja ſo wenig. Sie hatte noch nicht die Probe gemacht auf ſeine wilden ſchönen Phantaſien, die im Guten ſowohl wie im Schlimmen weit über das Durchſchnittsmaß hinausgingen. Wenn er ſich jetzt plötzlich wieder von ihr losriß und aus ihrem Geſichtskreis verſchwand, ſo würde ſie ihm keine Vorwürfe gemacht haben — ja — nicht einmal zürnen — ſo glaubte ſie wenigſtens. Sie wollte die Erinnerung an ihn feſthalten, wie das höchſte und ſeltenſte Gut, das das Leben zu bieten vermag. Vielleicht war ſie ja überhaupt unfähig, an irgend jemand wirklich feſtzuhalten.

Vielleicht hatte er ſich nur eingebildet, ſie zu lieben, oder hatte ſie nur während jener einen Stunde geliebt. Sie wagte nicht mehr von ihm zu verlangen. Dabei empörte ſich ihr Stolz und ihre Offenheit gegen die ſchiefe Situation, in der ſie ſich befand, und ſie vermochte nicht mehr klar darüber nachzudenken.

Während ihr Wagen auf San Marco zurollte, verſuchte ſie ſich einzureden, daß er kein Wort davon ſagen würde, was ſie ihm geſtern geweſen war, und daß die Erinnerung an jenes Zimmer, wo ſie ſich geliebt hatten, und vor deſſen Fenſter die ſchwarzen Pinienwipfel ins Blaue emporragten, für ſie beide nur noch der Schatten eines verflogenen Traumes ſein würde.

Er ſtand vor dem Portal und ſtreckte ihr die Hand entgegen. Und noch ehe er ein Wort geſagt hatte, las ſie in ſeinem Blick, daß er ſie liebte und immer wieder begehren

würde, und gleichzeitig fühlte ſie, daß ſie ihn gerade ſo hatte haben wollen.

„Sie ſind wirklich gekommen — du biſt da — ich bin ſo ſchon ſeit Mittag hier. Ich habe die ganze Zeit auf Sie gewartet — ich wußte ja, daß Sie noch nicht kommen würden, aber ich konnte es nirgends mehr aushalten wie an dem Ort, wo ich Sie wiederſehen ſollte. Sagen Sie mir ein Wort, damit ich Sie anſchauen und zugleich Ihre Stimme hören kann."

„Sie haben mich alſo immer noch lieb?"

„Nein, ich fange jetzt erſt an, dich zu lieben. Vorher habe ich es mir nur eingebildet. Sie waren mir damals nichts anderes wie ein Traum, in den ich all meine Wünſche hineinlegte. Aber jetzt biſt du der Körper, in dem meine Seele wohnt. Iſt es denn wirklich wahr, daß Sie jetzt mein ſind? Was habe ich denn getan, daß mir das höchſte, das einzige wahre Gut des Lebens zuteil geworden iſt?

Und all dieſe andern Menſchen, von denen die Erde wimmelt, bilden ſich ein, daß ſie leben. Und ich bin doch der einzige, der wirklich lebt, ſag mir, was habe ich denn getan, daß du mein geworden biſt?"

„O, daß es ſo gekommen iſt, das hat nur an mir gelegen. Das ſage ich Ihnen ganz offen. Es iſt meine Schuld geweſen. Sehen Sie, die Frauen geſtehen es ſehr ſelten ein, aber es iſt faſt immer ihre Schuld. Aber was auch kommen mag, ich werde Ihnen niemals Vorwürfe machen."

Eine behende, lärmende Schar Bettler, Führer und Händler löſte ſich vom Portal los und umgab ſie mit einer

Zudringlichkeit, in die ſich doch immer noch die den leichtblütigen Italienern eigene Grazie miſchte. Ihre Schlauheit ließ ſie ein Liebespaar wittern, und ſie wußten, daß Liebende immer freigebig ſind. Dechartre warf ihnen ein paar Münzen hin, und ſie wandten ſich wieder ihrem glücklichen Müßiggang zu.

Jetzt trat der von der Stadt angeſtellte Führer auf ſie zu, um ihnen die Kirche zu zeigen. Madame Martin war ganz enttäuſcht, daß es kein Mönch war. Die weißen Kutten der Dominikaner in Santa Maria-Novella hatten ſich ſo ſchön unter den Bogengängen des Kloſters ausgenommen.

Dann gingen ſie durch die Zellen, wo Fra Angelico ſeine harmloſen Malereien auf die nackte Kalkwand gemalt hatte.

„Erinnern Sie ſich noch an jenen Winterabend, wo wir uns vor dem Muſeum Guimet trafen — auf einem ſchmalen Brett, das über eine Grube in der Straße führte? Und dann begleitete ich Sie bis zu der kleinen Straße, die auf den Kai Billy führt. Ehe wir uns trennten, blieben wir noch einen Augenblick an der Kaimauer mit der dürftigen Hecke ſtehen. Und Sie blickten lange auf die vertrockneten Sträucher hin. Und als Sie dann fortgegangen waren, habe ich Ihnen noch lange nachgeſehen."

Sie ſtanden jetzt in der Zelle, die Savonarola bewohnt hatte, als er Prior des Kloſters San Marco war. Der Führer zeigte ihnen das Bild und die Reliquien des Märtyrers.

„Aber was haben Sie denn damals an mir gefunden? Es war noch dazu ganz dunkel."

„Ich ſah Sie gehen und jede Ihrer Bewegungen ſprach

zu mir von den Geheimniſſen Ihrer Schönheit. Meine Phantaſie iſt Ihnen gegenüber niemals diskret geweſen. Ich hatte nur nicht den Mut, Ihnen etwas zu ſagen. Wenn ich Sie ſah, fürchtete ich mich vor Ihnen, als vor der, die alles über mich vermochte. Voller Zagen betete ich Sie an, wenn ich in Ihrer Nähe war, und fern von Ihnen kamen ungezügelte Wünſche über mich.“

„Das habe ich allerdings nicht geahnt. Aber wiſſen Sie noch, wie wir uns zum erſtenmal geſehen haben, — damals wie Paul Vence Sie bei mir einführte. Sie ſaßen neben dem Wandſchirm und betrachteten die Miniaturbilder, die dort hängen. Und dann ſagten Sie: ‚Dieſes Damenbild von Siccardi gleicht der Mutter von André Chénier.‘ Darauf antwortete ich: ‚Es iſt die Großmutter meines Mannes. Wie ſah denn Chéniers Mutter aus?‘ Und Sie ſagten: ‚Es gibt ein Bild von ihr, ſie ſieht aus wie eine heruntergekommene Orientalin.‘“

Er verteidigte ſich dagegen, daß er ſolche Impertinenzen geſagt haben ſolle.

„Aber Sie haben es doch geſagt. Ich weiß es noch ganz genau.“

Sie gingen weiter durch das ſtille, helle Kloſter und beſuchten auch noch die Zelle, wo Angelicos Malereien zu ſehen ſind. Und dort, vor dem Bilde der Jungfrau, die von Gott dem Vater die ewige Krone empfängt, ſchloß er Thereſe in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf den Mund, beinahe vor den Augen der beiden Engländerinnen, die mit dem Bädecker in der Hand durch den Gang kamen.

Dann ſagte ſie: „Wir dürfen aber die Zelle des heiligen Antonius nicht vergeſſen.“

„Thereſe, mitten in meinem Glück leide ich unter allem, was ein Teil von Ihnen iſt und was mir nicht gehört. Ich leide darunter, daß Sie nicht ausſchließlich in mir und durch mich leben. Ich möchte, daß Sie mir ganz allein gehören, und daß auch Ihr vergangenes Leben mein geweſen wäre.“

Sie zuckte leicht mit den Achſeln: „Ach, das Vergangene.“

„Ja, die Vergangenheit iſt das einzige Wirkliche im Leben — alles, was vergangen iſt.“

Sie blickte ihn mit ihren ſchönen Augen an, in denen es leuchtete, wie wenn Regen und Sonnenſchein miteinander wechſeln. „Nun, jetzt darf ich es Ihnen ja ſagen: Außer mit Ihnen habe ich noch nie das Gefühl gehabt, als ob ich wirklich lebte.“

Als ſie nach Fieſole zurückkam, fand ſie einen kurzen drohenden Brief von Le Ménil vor. Er konnte weder ihre lange Abweſenheit noch ihr Stillſchweigen begreifen. Wenn ſie ihm nicht gleich ſchreiben würde, daß ſie zurückkäme, wollte er ihr nachreiſen.

Sie war nicht überraſcht, aber der Gedanke drückte ſie nieder, daß nun wirklich alles kam, was kommen mußte, und daß ihr nichts von alledem, was ſie gefürchtet hatte, erſpart bleiben würde. Noch konnte ſie ihn ja beruhigen; ſie brauchte ihm nur zu ſagen, daß ſie ihn liebte, daß ſie bald nach Paris zurückkehren würde und daß er auf dieſe unſinnige Idee ver-

zichten müſſe, ſie in Florenz zu treffen. Florenz war das reine Dorf, wo ſie nicht vermeiden konnten, miteinander geſehen zu werden. — Aber dann hätte ſie ihm ſchreiben müſſen: Ich habe dich lieb — und ihn mit zärtlichen Worten einſchläfern. Und dazu hatte ſie nicht den Mut. — Und ſie ließ jetzt in ihrem Brief die Wahrheit durchblicken, in unklaren Ausdrücken beſchuldigte ſie ſich ſelbſt. Sie ſprach davon, wie leicht der Strom des Lebens einen mit ſich fortriſſe, und wie wenig der einzelne in der treibenden Bewegung der Dinge bedeute. Dann bat ſie ihn mit liebevoller Traurigkeit, ihr in ſeinem Herzen ein gutes Andenken zu bewahren.

Sie brachte den Brief ſelbſt auf die Poſt, die am Markt von Fieſole lag. Ein Haufe Kinder ſpielte dort in der Abenddämmerung mit Marmeln. Sie blickte von dem Hügel herab auf das Tal, welches das ſchöne Florenz wie ein koſtbares Kleinod geborgen hält. Und der Abendfriede, der ſie hier umgab, ließ ſie leiſe erſchauern. Sie warf den Brief in den Kaſten und in dieſem Augenblick ſtand es ihr plötzlich deutlich vor Augen, was ſie getan hatte und was daraus folgen würde.

XX

Auf der Piazza della Signoria, auf den die erblühte Frühlingsſonne ihre gelben Roſen ſtreute, ſchlug es Mittag. Die Glockenſchläge zerſtreuten die Menge der ländlichen Korn- und Paſtenhändler, die ſich zum Markttag dort verſammelt hatten. Zu Füßen der Loggia dei Lanzi hatten ſich fliegende Eishändler aufgeſtellt, auf den rotbeſchlagenen Tafelwagen grüßten die Geſtelle mit der Inſchrift: Bibite Ghiacciate! Leichte Freude war vom Himmel auf die Erde niedergeſtiegen.

Thereſe und Jacques kamen von einem Morgenſpaziergang durch die Boboli-Gärten zurück und gingen an der berühmten Loggia vorbei. Sie betrachtete die Sabina von Giovanni de Bologna mit der lebhaften Neugier, die eine Frau für jede andere Frau empfindet. Aber Dechartre ſah nichts wie Thereſe und ſagte: „Es iſt ſonderbar, wie das helle Tageslicht Ihrer Schönheit günſtig iſt und wie es den zarten Schimmer Ihrer Wangen erhöht.“

„Ja,“ ſagte ſie, „bei künſtlichem Licht bekommen meine Züge etwas Hartes. Ich bin leider gar keine „femme de soir“ — und die meiſten andern Frauen finden gerade am Abend Gelegenheit, ſich zu zeigen und zu gefallen. Die Prinzeſſin Seniavine hat bei Licht den ſchönſten mattgoldigen

Teint, aber im Sonnenſchein ſieht ſie ſo gelb aus wie eine Zitrone. Das muß man ihr freilich laſſen, ſie kümmert ſich gar nicht darum. Sie iſt wirklich nicht eitel."

„Aber Sie ſind es?"

„O ja, früher war ich es für mich ſelbſt, aber jetzt bin ich es nur noch für Sie."

Sie ſah ſich immer noch die Sabinerin an, wie ſie mit ihren langen, kräftig gebauten Armen ſich der Umarmung des Römers zu entwinden ſucht.

„Muß eine Frau dieſe trockenen Formen und langen Glieder haben, um ſchön zu ſein. Bei mir iſt das nicht der Fall."

Er gab ſich Mühe, ſie darüber zu beruhigen. Aber in Wirklichkeit machte es ihr keine Sorge. Dann entdeckte ſie die Bude eines Eishändlers, der ſein kupfernes Geſchirr auf einem mit ſcharlachrotem Tuch bedeckten Tiſch aufgeſtellt hatte. Und nun bekam ſie plötzlich Luſt, im Stehen eine Portion Eis zu eſſen, wie ſie es eben bei den Arbeiterinnen aus der Stadt geſehen hatte.

„Warten Sie einen Augenblick," ſagte er, und damit eilte er auf die Straße zu, die links von den Lanzi abzweigt und verſchwand. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und brachte ihr einen kleinen Löffel. Die Vergoldung war im Lauf der Zeit zum Teil verloren gegangen, und den Stiel bildete die florentiniſche Lilie mit rot emailliertem Kelch.

„Damit ſollen Sie Ihr Eis eſſen, denn Löffel gibt es nicht dazu. Sie hätten ſonſt die Zunge ausſtrecken müſſen.

Das wäre zwar ſehr hübſch geweſen, aber Sie ſind es doch nicht gewohnt."

Sie erkannte den Löffel wieder. Sie hatten ihn geſtern im Ladenfenſter eines in der Nähe wohnenden Antiquars geſehen.

Sie fühlten ſich ſo glücklich, und ihre einfache, volle Freude ſtrömte über in leichten Worten, in die ſie keine tiefere Bedeutung hineinzulegen verſuchten. Und ſie lachten über den Florentiner mit ſeinem impoſanten Mienenſpiel, der in den Redewendungen der altitalieniſchen Schriftſteller zu ihnen ſprach. Thereſe amüſierte ſich über die kunſtvollendete Mimik auf dieſem jovialen Geſicht mit den antiken Zügen. Aber die Worte konnte ſie nicht immer verſtehen und ſo fragte ſie Jacques: „Was hat er eben geſagt?"

„Wollen Sie es wirklich wiſſen?"

Ja, ſie beſtand darauf.

„Nun, er hat geſagt, es würde ihn ſehr glücklich machen, wenn die Flöhe in ſeinem Bett ſchön wären wie Sie."

Als ſie ihr Eis gegeſſen hatte, drang er in ſie, noch einmal Or San Michele zu beſuchen. Es war ja ganz nah. So machten ſie ſich denn auf den Weg. Als ſie vor der Markusſtatue ſtanden, erkannte Dechartre an der rieſigen Mauer den Briefkaſten wieder und mit quälender Deutlichkeit ſah er die kleine behandſchuhte Hand vor ſich, wie ſie den Brief hineingleiten ließ. Und er kam ihm ſo abſcheulich vor — dieſer blecherne Rachen, der Thereſens Geheimnis verſchlungen hatte. Er konnte ſeine Blicke nicht wieder davon losreißen, und ſeine ganze Fröhlichkeit war mit einemmal

verflogen. Thereſe gab ſich währenddem alle Mühe, ſich mit der rohen Statue des Evangeliſten zu befreunden.

„Es iſt wirklich wahr, er hat einen ſo geraden, offenen Ausdruck, als ob noch nie ein unwahres Wort aus ſeinem Munde gekommen wäre.“

„Ja, es iſt kein Frauenmund,“ antwortete Jacques.

Sie verſtand, was er meinte, und ſagte in ſehr ſanftem Ton: „Warum ſprechen Sie ſo zu mir? Ich bin wirklich wahr und aufrichtig.“

„Was nennen Sie wahr ſein? Sie wiſſen ja ſelbſt, daß eine Frau immer lügen muß.“

Sie zögerte einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Eine Frau iſt wahr, wenn ſie nicht lügt, wo es überflüſſig iſt.“

XXI

Thereſe glitt, in dunkles Grau gekleidet, durch das blühende Geißblatt. Die Beerenſträucher bedeckten mit ihren weißen Sternen die ſteil abfallende Terraſſe und über die Berglehne ſchoß der Lorbeer ſeine duftenden Flammenpfeile. Die Kuppel von Florenz ſtand in voller Blüte.

In dem Balſamduft des Gartens wandelte Vivian, ganz in Weiß.

„Jetzt ſehen Sie, Darling, daß Florenz wirklich die Stadt der Blumen iſt und nicht mit Unrecht die rote Lilie im Wappen trägt. Heute iſt ein Feſttag, Darling.“

„Ach wirklich? — ein Feſttag?“

„Aber, Darling, wiſſen Sie denn nicht, daß heute der erſte Mai iſt — Prima vera? Iſt es Ihnen denn heute früh nicht vorgekommen, als ob Sie in einem Blumengarten erwachten. O Darling, wollen Sie das Blumenfeſt nicht feiern? Fühlen Sie ſich heute nicht beſonders glücklich? Sie lieben die Blumen ſo ſehr. Ja, ich weiß, daß Sie das tun my love, Sie haben ſoviel Sinn dafür. Sie haben mir einmal geſagt, daß die Blumen Freude und Schmerz ebenſo empfinden könnten wie wir.“

„Ach, habe ich das geſagt?“

„O ja, das haben Sie. Und heute iſt das Blumenfeſt. Wir müſſen es ebenſo wie unſere Vorfahren feiern, nach dem geheiligten Brauch der alten Meiſter.“

Thereſe hörte zu, ohne auch nur ein Wort zu verſtehen und zerknitterte dabei den Brief, den ſie eben erhalten hatte — einen Brief mit italieniſchem Poſtſtempel, der nur dieſe zwei Zeilen enthielt: „Ich bin heute abend im Hotel Grande Bretagne — Lungarno Acciaoli abgeſtiegen und erwarte Dich morgen früh. Nr. 18.“

„O, Darling, wiſſen Sie nicht, daß es in Florenz Sitte iſt, jedes Jahr am erſten Mai die Auferſtehung zu feiern. Aber dann haben Sie auch nicht ganz verſtanden, was Botticelli mit ſeinem herrlichen Frühling ſagen will. Früher prangte an dieſem Tage die ganze Stadt im Feſtſchmuck. Auf dem Korſo waren Blumenbogen geſpannt und darunter gingen in langem Zuge die jungen Mädchen in feſtlichen Gewändern und mit Kränzen auf dem Kopf. Und wir wollen es ebenſo machen. Wir wollen im Garten tanzen.“

„Ach, im Garten tanzen?“

„Ja, Darling, und ich werde Sie toskaniſche Pas aus dem XV. Jahrhundert lehren, die Moriſſon, der Kurator der Londoner Bibliothek, in einem alten Manuſkript aufgefunden hat. Kommen Sie möglichſt bald zurück, Darling, dann ſetzen wir Hüte mit Blumen auf und tanzen.“

„Ja, Liebſte, wir wollen tanzen.“

Damit ſtieß ſie die Gittertür auf und eilte den kleinen Weg hinab, der wie ein Strombett ausgehöhlt war und an dem die Roſchenbüſche zwiſchen den Steinen hervorblühten.

Der Kutſcher hatte blaue Blüten am Hut, am Mantel und an der Peitſchenſchleife. Dann warf ſie ſich in den erſten Wagen, den ſie fand: „Lungarno Acciaoli. Hotel Grande Betragne.“

Sie wußte ja, wo das war — Lungarno Acciaoli. Sie war des Abends dort gegangen und ſie glaubte es wieder vor ſich zu ſehen, wie der letzte goldene Abendſchein ſich auf der bewegten Oberfläche des Waſſers ſpiegelte. Und dann war ſie einmal dort geweſen, wie es ſchon ganz dunkel war, und nur das dumpfe Murmeln des Fluſſes durch die Stille klang. Jene Nacht! Ach und die Worte und die Blicke, die ſie ſo tief erregt hatten — der erſte Kuß ihres Freundes, der erſte Schritt auf dem Wege ihrer Liebe, den ſie niemals wieder zurückgehen konnte! O ja, ſie kannte den Lungarno Acciaoli und das Flußufer jenſeits des Ponto Vecchio — Hotel Grande Bretagne — ſie kannte es auch — mit der breiten Steinfaſſade, die auf den Kai hinausging. Es war wenigſtens noch ein Glück, daß er dort wohnte, da er nun doch einmal gekommen war. Ebenſogut hätte er ja im Hotel de la Ville, wo Dechartre wohnte, abſteigen können. Es war wenigſtens noch gut, daß ſie nicht auf demſelben Korridor, Tür an Tür wohnten. — Lungarno Acciaoli! — Und jener Tote, den damals die Mönche in wilder Eile an ihnen vorbeigetragen hatten, der ſchlummerte jetzt wohl ruhig in irgendeiner Ecke des Kirchhofs.

Numero 18. — Es war ein kahles Hotelzimmer, mit einem Ofen, wie man ſie in Italien zu ſehen pflegt. Auf

dem Tiſch lag nur ein Kursbuch, ſonſt waren weder Bücher noch Zeitungen zu ſehen.

Er war da. — Sie ſah an ſeinem eingefallenen fieberhaft glühenden Geſicht, daß er furchtbar gelitten hatte, und es machte einen peinlichen und traurigen Eindruck auf ſie. Er wartete auf ein Wort oder auf eine Bewegung von ihr, aber ſie ſtand ihm fremd gegenüber und rührte ſich nicht. Dann bot er ihr einen Stuhl an. Sie ſchob ihn weg und blieb ſtehen.

„Thereſe, es iſt irgend etwas zwiſchen uns, was ich nicht weiß."

Sie ſchwieg einen Augenblick und antwortete dann langſam in ſchmerzlichem Ton: „Mein lieber Freund, warum biſt du damals fortgereiſt, wie ich noch in Paris war?"

Ihr trauriger Ton erweckte den Glauben in ihm, daß ſie ihm in aller Liebe Vorwürfe machen wollte. Sein Geſicht belebte ſich, und er erwiderte lebhaft: „Ach, wenn ich das vorher gewußt hätte. Ja, dieſe Jagdpartie — aber du weißt recht gut wie wenig mir daran lag. — Aber was dich betrifft, — dein Brief vom 27. (er beſaß das Talent, ſich an Daten zu erinnern) hat mich in eine furchtbare Unruhe verſetzt. Es iſt irgend etwas geſchehen. Sag mir die Wahrheit."

„Nun, ich habe geglaubt, daß du mich nicht mehr liebteſt."

„Aber jetzt weißt du, daß das Gegenteil der Fall iſt."

„Jetzt — —"

Sie blieb immer noch mit herabhängenden Armen und gefalteten Händen ſtehen. Dann ſagte ſie mit erkünſtelter Ruhe: „Mein Gott, Robert, wir beiden ſind zuſammengekommen, ohne zu wiſſen, was wir taten. Das weiß man ja überhaupt niemals. Du, du biſt noch ſo jung, eigentlich biſt du jünger wie ich, da wir im ſelben Alter ſtehen. Und du haſt doch gewiß Pläne für die Zukunft.“

Er blickte ihr gerade ins Geſicht, und ſie fuhr etwas unſicher fort: „Deine Verwandten, deine Mutter, deine Tanten und dein Onkel, der General, haben doch ſicher Pläne für dich gemacht. Das iſt ja ganz ſelbſtverſtändlich. Und ich hätte dir im Wege ſein können. Es iſt beſſer, wenn ich aus deinem Leben verſchwinde. Wir werden uns gegenſeitig in gutem Andenken behalten.“

Sie reichte ihm die behandſchuhte Rechte hin. Aber er ſchlug die Arme übereinander.

„Du willſt alſo nichts mehr von mir wiſſen. Du glaubſt, du haſt mich ſo glücklich gemacht, wie noch kein Menſch geweſen iſt, um mich jetzt einfach beiſeite zu ſchieben und damit gut. Wirklich, du ſcheinſt zu denken, daß du mit mir fertig biſt. Was haſt du mir da jetzt eben geſagt? Ein Verhältnis — jawohl, ſo etwas kann man jeden Augenblick löſen. Nicht wahr? Man findet ſich zuſammen und man läßt ſich wieder laufen. — Aber ſo einfach liegt die Sache nicht. Du biſt keine Frau, von der man ſo ohne weiteres wieder loskommt — du.“

„Ja, du haſt vielleicht mehr in mir zu ſehen geglaubt, als das gewöhnlich der Fall iſt. Ich bin dir mehr geweſen

wie ein bloßer Zeitvertreib. Aber wenn ich nun nicht die Frau wäre, für die du mich gehalten haſt — wenn ich dich hintergangen hätte — wenn ich ein leichtſinniges Weib bin — du weißt ja, daß man ſo von mir geſprochen hat, — kurz, wenn ich dir gegenüber nicht ſo gehandelt habe, wie ich hätte handeln ſollen — —"

Sie hielt inne, dann fuhr ſie mit einer ernſten Reinheit, die ſeltſam mit ihren Worten kontraſtierte, fort: „Wenn ich, während ich dir angehörte, Anfechtungen gehabt, an andere gedacht habe, wenn ich dir ſage, daß ich überhaupt keines tieferen Gefühls fähig bin — —"

„Du lügſt," unterbrach er ſie.

„Ja, ich lüge. Und ich habe noch dazu ungeſchickt gelogen. Ich wollte unſere gemeinſame Vergangenheit beſudeln, und das war unrecht von mir. Du weißt ja, wie es zwiſchen uns geweſen iſt — aber — —"

„Aber?"

„Ach, nichts weiter, als was ich dir ſchon geſagt habe. Ich fühle mich meiner ſelbſt nicht ſicher. Man ſagt ja, daß es Frauen gibt, die für ſich bürgen können. Ich habe dir ſchon geſagt, daß ich nicht zu denen gehöre und daß ich nicht für mich einſtehen kann."

Er wandte den Kopf hin und her wie ein gereiztes Tier, das noch zögert, ehe es ſich auf ſeine Beute wirft.

„Was willſt du damit ſagen. Ich verſtehe dich nicht. Ich verſtehe überhaupt nichts mehr. Drücke dich deutlicher aus — hörſt du — deutlich. Es liegt irgend etwas zwiſchen

uns. Ich weiß nicht, was es iſt. Aber ich will wiſſen, was iſt es?"

„Ich habe es dir ja geſagt, Robert, daß ich keine Frau bin, die ihrer ſelbſt ſicher iſt, und daß du nicht auf mich rechnen dürfteſt. Nein, das hätteſt du nicht tun ſollen. Ich habe dir nichts verſprochen. Und ſelbſt, wenn ich es verſprochen hätte — was haben denn Worte für einen Wert?"

„Du haſt mich nicht mehr lieb. O ja, deine Liebe iſt zu Ende, ich ſehe es ja. Aber um ſo ſchlimmer für dich, denn ich habe dich immer noch lieb. Du brauchteſt dich mir ja nicht hinzugeben. Aber denke nur nicht, daß du dich ſo einfach wieder zurücknehmen kannſt. Ich habe dich lieb und ich will dich behalten. Haſt du denn wirklich geglaubt, dich ſo ohne weiteres wieder zurücknehmen zu können. Höre mich nur erſt an, was ich dir zu ſagen habe. Du haſt dein möglichſtes dazu getan, daß ich dich lieben mußte, daß ich an dir hänge, und daß ich nicht mehr ohne dich leben kann. Wir haben unſagbare Wonnen miteinander genoſſen. Und du haſt deinen Anteil daran nicht zurückgewieſen. O, ich habe dich nicht mit Gewalt an mich geriſſen. Du haſt es ſelbſt gewollt. Es ſind noch keine ſechs Wochen her, daß du ſelbſt dir nichts Beſſeres wünſchteſt. Du warſt mein alles, und ich war alles für dich. Es gab Augenblicke, wo wir nicht mehr wußten, ob du ich oder ich du wäre. Und nun verlangſt du mit einem Male von mir, daß ich nichts mehr von alledem wiſſen ſoll, daß ich dich nicht mehr kenne. Ich ſoll jetzt nur noch eine Fremde in dir ſehen, eine Dame, die man hier und da in

Geſellſchaften trifft. Ja, du haſt eine große Rednergabe. Was meinſt du denn, — ſoll ich mit einem Male alles nur geträumt haben? Deine Küſſe, deinen Atem, den ich auf meinem Halſe gefühlt habe — den Aufſchrei deiner Luſt — ſoll das alles denn nicht mehr geweſen ſein. Habe ich es etwa erfunden? O nein, ſoviel iſt gewiß, du haſt mich lieb g e h a b t. Mir iſt ja, als ob ich ſie jetzt noch fühlte, deine Liebe von einſt. Nun, und ich habe mich nicht verändert, ich bin noch derſelbe, der ich früher war. Und du haſt mir nichts vorzuwerfen. Ich habe dich niemals mit anderen Frauen betrogen. Nicht etwa, als ob ich mir das zum Verdienſt anrechnen wollte. Ich wäre gar nicht imſtande dazu geweſen. Wer dich beſeſſen hat, den wird ſelbſt das ſchönſte Weib nicht mehr reizen. Es iſt mir nie in den Sinn gekommen, dich zu betrügen. Und ich habe mich dir gegenüber immer als Gentleman benommen. — Warum ſollteſt du mich denn nicht mehr lieben können? Aber ſo ſprich doch ein Wort, antworte mir doch, ſage mir, daß du mich noch immer liebſt. Sage es, weil es die Wahrheit iſt. Komm wieder zu mir zurück, Thereſe, du wirſt es ja fühlen, daß du mich noch ſo lieb haſt wie einſt. — Dort in unſerem kleinen Liebesneſt in der Rue Spontini, wo wir ſo glücklich zuſammen geweſen ſind. Komm.“ In glühendem Verlangen breitete er die Arme nach ihr aus und ſtürzte auf ſie zu. Aber ſie ſtieß ihn eiſig zurück und blickte ihn voller Schrecken an.

Jetzt hatte er begriffen. Er blieb ſtehen und ſagte: „Du haſt einen Liebhaber.“

Langſam und mit ſtummem Ernſt ſenkte ſie den Kopf und erhob ihn dann wieder.

Und nun ſchlug er ſie ins Geſicht, ſeine Schläge trafen ihre Bruſt und ihre Schultern. Aber im nächſten Augenblick wich er beſchämt zurück. Er ſchlug die Augen nieder und ſagte kein Wort. Dann führte er ſeine Finger an die Lippen und biß ſich auf die Nägel, und nun bemerkte er, daß ſeine Hand blutete. Er warf ſich in einen Lehnſtuhl, zog das Taſchentuch hervor, um das Blut abzutrocknen und blieb dann gleichgültig ſitzen, als ob er überhaupt an gar nichts mehr dächte.

Sie lehnte währenddem leichenblaß an der Tür, mit hoch erhobenem Kopf blickte ſie ſtarr in die Ferne. Dann machte ſie ihren zerriſſenen Schleier los und rückte den Hut mit inſtinktiver Sorgfalt wieder zurecht. Er hörte, wie ihr zerknittertes Kleid leiſe raſchelte und bei dieſem Geräuſch, das ihn einſt beſeligt hatte, zitterte er, und der Zorn kam wieder über ihn.

„Wer iſt es? Ich will es wiſſen."

Sie rührte ſich nicht. Auf ihrem weißen Geſicht brannte ein rotes Mal, wo ſeine Hand ſie getroffen hatte. Dann erwiderte ſie mit ſanfter Feſtigkeit: „Was ich dir ſagen konnte, habe ich dir geſagt. Frage mich nicht weiter, es würde doch nichts nützen."

Er ſah ſie an, und ein Ausdruck von Grauſamkeit, den ſie noch nie an ihm geſehen hatte, lag auf ſeinem Geſicht.

„O, du brauchſt mir ſeinen Namen nicht zu ſagen. Ich werde ihn auch ſo zu erfahren wiſſen."

Sie ſchwieg. Sie war traurig um ſeinetwillen und unruhig, wenn ſie an den andern dachte. Aber bei all ihrer

Furcht und Erregung fühlte ſie dennoch weder Reue noch Bitterkeit, und ihre Gedanken waren weit fort.

Er ſchien zu ahnen, was in ihr vorging und es reizte ſeinen Zorn, daß ſie ſo ruhig und milde war und dabei noch ſchöner wie zu jener Zeit, als ſie ihm angehörte. Und all dieſe Schönheit ſollte jetzt einem andern gehören! Bei dieſem Gedanken erwachte der Wunſch in ihm, ſie zu töten, und er rief ihr zu: „Geh fort — geh mir aus den Augen!"

Und dann wie erſchöpft durch dieſen Ausbruch des Haſſes, der ſeinem innerſten Weſen widerſprach, verbarg er das Geſicht in beide Hände und fing an zu ſchluchzen.

Sein Schmerz rührte ſie und weckte in ihr die Hoffnung, ihn zu beruhigen und dem Abſchied etwas von ſeiner Bitterkeit zu nehmen. Sie machte ſich die Illuſion, ihn darüber tröſten zu können, daß er ſie verloren hatte. So ſetzte ſie ſich neben ihn und ſagte ihm warme, freundſchaftliche Worte: „Ja, Robert, ich habe es verdient, daß du mir Vorwürfe machſt, aber vielleicht verdiene ich eher noch dein Mitleid. Du magſt mich ja verachten, wenn du willſt und wenn man überhaupt ein unglückliches Geſchöpf verachten darf, das vom Leben hin und hergeworfen wird. Kurz, du magſt über mich urteilen wie du willſt. Aber bewahre mir trotzdem ein klein wenig Freundſchaft. Laß es eine ſchmerzliche und doch ſüße Erinnerung ſein, wie ein Herbſttag mit Sonne und ſcharfem Wind. Mehr habe ich nicht verdient. Denke nicht zu hart über die heitere, oberflächliche Gefährtin, die ein Stück Wegs mit dir gegangen iſt. Nimm Abſchied von mir wie von einer Reiſegefährtin, die dir traurig Lebewohl

ſagt, um Gott weiß wohin zu fahren. Das Abſchiednehmen iſt ja immer ſo traurig. Eben noch warſt du zornig auf mich. O, ich mache dir keinen Vorwurf daraus, aber es tut mir weh. Behalte wenigſtens etwas Sympathie für mich. Wer weiß, was die Zukunft noch mit ſich bringt, ſo dunkel und unſicher wie ſie jetzt vor mir liegt. Aber ich möchte mir ſagen dürfen, daß ich gut und offen mit dir geweſen bin, und daß du das nicht vergißt. Und mit der Zeit wirſt du mich beſſer verſtehen und wirſt mir verzeihen. Und ich bitte dich: Denke von heute an wenigſtens mit etwas Mitleid an mich."

Er hörte nicht, was ſie ſagte, aber der milde Ton ihrer Stimme beruhigte ihn. Dann ſagte er plötzlich: „Du liebſt ihn alſo nicht einmal. Aber mich haſt du lieb — und dann —"

Zögernd verſuchte ſie einzulenken. „Mein Gott, für eine Frau, wenigſtens für mich, iſt es nicht leicht zu ſagen, ob ſie liebt oder nicht. Ich weiß nicht wie es bei andern iſt. Aber das Leben geht ſo hart mit uns um, man wird immer hin und hergeworfen."

Er blickte ſie jetzt vollkommen ruhig an. Ihm war eine Idee gekommen — ein plötzlicher Entſchluß. Es war ja ganz einfach. Er wollte ihr verzeihen und alles vergeſſen, wenn ſie nur wieder zu ihm zurückkehrte. „Thereſe, du liebſt ihn nicht. Es war ein Irrtum — ein Augenblick, wo du deiner ſelbſt nicht mächtig warſt. Es war etwas Sinnloſes, Furchtbares, was du aus Schwäche, vielleicht auch aus Zorn über mich getan haſt. Schwöre mir, daß du ihn niemals wiederſehen willſt." Dabei faßte er ſie am Arm: „Schwöre es mir."

Sie ſchwieg mit finſterem Geſicht und biß die Zähne aufeinander. Er preßte ihr Handgelenk immer feſter und jetzt rief ſie: „Du tuſt mir weh.“

Aber er hielt an ſeinem Plan feſt. Er zog ſie an den Tiſch heran, wo neben dem Tintenfaß einige Briefbogen lagen, deren große, blaue Vignetten die Faſſade des Hotels darſtellten.

„Schreibe, was ich dir diktieren werde. Ich will den Brief dann beſorgen.“

Als ſie nicht wollte, zwang er ſie in die Knie nieder. Aber ſie ſagte mit ſtolzer Ruhe: „Ich kann nicht, nein, ich kann nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil — — willſt du es wirklich wiſſen? — weil ich ihn liebe.“

Jetzt ließ er plötzlich ihren Arm fahren. Hätte er ſeinen Revolver dagehabt, ſo hätte er ſie vielleicht getötet. Aber gleich darauf verwandelte ſich ſein Zorn in tiefen Schmerz, und jetzt hätte er am liebſten ſelbſt ſterben mögen.

„Iſt es wirklich wahr, was du da ſagſt? Iſt es denn möglich? Iſt es wirklich wahr?“

„Weiß ich es denn ſelber? Kann ich es dir ſagen? Verſtehe ich mich denn überhaupt ſelbſt noch? Habe ich denn überhaupt noch einen Gedanken, ein Gefühl, eine Ahnung von irgend etwas? — Habe ich — —“

Mit einiger Anſtrengung fügte ſie hinzu: „Fühle ich denn in dieſem Augenblick noch etwas anderes wie meinen Schmerz und deine Verzweiflung?“

„Du haſt ihn lieb. — Du haſt ihn lieb. Was hat er denn an ſich, wie iſt er denn, daß du ihn liebſt?“

Er war ganz beſtürzt vor Überraſchung. Er vermochte nichts mehr zu begreifen. Aber das, was ſie geſagt hatte, trennte ſie für immer voneinander. Er wagte jetzt nicht mehr, ſie brutal zu behandeln, ſie zu faſſen und zu ſchlagen wie einen Gegenſtand, der ſeinen Wert verloren hatte, der ihm aber noch gehörte. Und immer wieder ſagte er: „Du liebſt ihn. Was hat er denn zu dir geſagt, was hat er getan, daß du ihn liebſt. Ich kenne dich ja, ich habe es dir nicht immer geſagt, wenn deine Ideen mich ſchokierten. Ich möchte wetten, daß es nicht einmal ein Mann aus deinen Kreiſen iſt, und du glaubſt, daß er dich wirklich liebt? Nun, und ich ſage dir, daß du dich irrſt. Nein, er liebt dich nicht, er fühlt ſich geſchmeichelt, weiter nichts. Bei der erſten Gelegenheit wird er dich wieder laufen laſſen. Wenn er dich hinreichend kompromittiert hat, läßt er dich ſitzen. Und dann wirſt du von Stufe zu Stufe ſinken. Im nächſten Jahr wird es ſchon heißen: Sie hat jeden Augenblick einen andern Liebhaber. Und das iſt mir unangenehm um deines Vaters willen, weil er mein Freund iſt. Und er wird alles erfahren, du darfſt dir keine Hoffnung machen, ihn hinters Licht zu führen.“

Sie fühlte ſich durch ſeine Worte gedemütigt, aber ſie beruhigte ſich wieder bei dem Gedanken, was ſie gelitten haben würde, wenn er ſich edelmütig gezeigt hätte.

Und er in ſeiner Beſchränktheit, fühlte jetzt nur noch Verachtung für ſie, und dieſes Gefühl gewährte ihm eine Art Erleichterung. Er weidete ſich förmlich daran.

„Nun, wie iſt die Sache denn vor ſich gegangen? Mir kannſt du es doch ruhig erzählen?“

Aber ſie zuckte ſo mitleidig die Achſeln, daß er nicht den Mut hatte, in dieſem Ton fortzufahren. Und jetzt wurde er wieder gehäſſig: „Bildeſt du dir etwa ein, daß ich dir helfen werde, den Schein zu wahren, daß ich weiter in deinem Hauſe verkehren und deinen Mann beſuchen werde — ſoll ich etwa dabeiſtehen und euch das Licht halten?“

„Ich denke, du wirſt handeln wie ein Gentleman. Ich verlange nichts weiter von dir. Ich möchte an dich denken können wie an einen guten Freund, und ich glaubte, du würdeſt gerecht und gut gegen mich ſein. Aber ich ſehe jetzt daß das unmöglich iſt, — daß man ſich nie im Guten trennen kann. Später wirſt du vielleicht einmal beſſer über mich urteilen. Lebwohl.“

Er blickte ſie an. Der Schmerz war von ſeinem Geſicht geſchwunden. So hatte ſie ihn noch nie geſehen, mit dieſem harten Ausdruck in den tiefumränderten Augen und den eingefallenen Schläfen unter dem ſpärlichen Haar. Die eine Stunde hatte ihn gealtert.

„Ich will dir lieber gleich ſagen, was ich tun werde. Ich werde es nicht über mich gewinnen, dich wiederzuſehen. Du biſt keine Frau, der man in der Geſellſchaft wieder begegnen möchte, wenn man ſie einmal beſeſſen und dann wieder verloren hat. Ich habe dir das ſchon einmal geſagt. Du biſt nicht wie die andern, du trägſt irgendein Gift in dir, das du mir eingegeben haſt, und das ich jetzt in meinen Adern brennen fühle. Wenn ich dich doch nie gekannt hätte.“

Sie ſah ihn gütig an: „Lebewohl und denke lieber, daß ich keinen ſolchen Schmerz wert bin.“

Aber dann, als er ſah, wie ſie die Hand auf den Türgriff legte, als er fühlte, daß ſie unrettbar für ihn verloren war, und daß ſie niemals wieder zurückkehren würde — ſtieß er einen Schrei aus und ſtürzte auf ſie zu. Er hatte in dieſem Augenblick alles vergeſſen. Es war nur ein dumpfes Gefühl in ihm zurückgeblieben, daß ihm ein ſchweres Unglück widerfahren war, ein Schmerz, der nie wieder heilen würde. Und dann ſtieg plötzlich ein Wunſch in ihm auf. Er wollte ſie noch einmal beſitzen, ehe ſie auf Nimmerwiederſehen von ihm ging. Und nun zog er ſie an ſich, er wollte nichts weiter wie ſie beſitzen, er begehrte nach ihr mit der ganzen Kraft ſeines animaliſchen Wollens. Aber ſie ſetzte ihm ihren klaren, freien Willen entgegen. Als ſie ſich von ihm losgemacht hatte, waren ihre Kleider zerknittert und zerriſſen; aber ſie hatte ſich auch nicht einen Augenblick wirklich vor ihm gefürchtet.

Er ſah jetzt ein, daß alles überflüſſig war. Und es kam ihm wieder zum Bewußtſein, daß ſie nicht mehr ſein war, weil ſie einem andern angehörte. Der Schmerz kam jetzt wieder mit aller Gewalt über ihn, und er ſtieß ſie aus der Tür, indem er ſie mit Schmähworten überhäufte. Einen Augenblick blieb ſie draußen noch ſtehen. Ihr Stolz gebot ihr, noch auf ein Wort oder einen Blick zu warten, der ihrer einſtigen Liebe würdig geweſen wäre. Aber er rief noch einmal: „Geh mir aus den Augen!“ Dann ſchlug er gewaltſam die Tür zu.

Als ſie die Via Alfieri erreicht hatte und über den ſtillen Hof ging, wo die bleichen Grashalme zwiſchen den Steinen emporwucherten, kam es ihr vor, als ob ſie dem quälenden, brutalen Leben der Gegenwart entronnen und in ein glückſeliges Zeitalter zurückverſetzt ſei, wo man alle dieſe Leiden noch nicht kannte.

Am Fuß der Treppe, über deren Stufen die Roſenbüſche herabhingen, ſtand Dechartre und wartete auf ſie. Sie warf ſich an ſeine Bruſt, und er hob ſie empor, als ob ſie nur die koſtbare Hülle deſſen ſei, dem ſeine Seele entgegenzitterte. Mit halbgeſchloſſenen Augen gab ſie ſich dem demütigen und doch ſo ſtolzen Gefühl hin, eine ſchöne Beute zu ſein. Sie war ſo müde und traurig, die abſtoßende Erinnerung an die Ereigniſſe des heutigen Tages, der Gedanke an den Schimpf, der ihr widerfahren war, dabei das Gefühl ihrer wiedergewonnenen Freiheit, die Sehnſucht, alles zu vergeſſen, in die ſich noch ein kleiner Reſt von Furcht miſchte — alles das trug dazu bei, ihre Liebe zu ſteigern.

So ruhte ſie jetzt auf dem Bett, beide Arme um ſeinen Hals geſchlungen.

Als ſie wieder zu ſich kamen, lachten und ſpielten ſie wie zwei Kinder. Sie plauderten, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich ſagten, und aßen von den Limonen und Orangen, die neben ihnen auf den gemalten Tellern lagen. Sie hatte nur das zarte roſa Hemd anbehalten, das von der Schulter herabgeglitten war und den einen Buſen ſehen ließ, während der andere roſig hindurchſchimmerte. Und ſie ſchwelgte in dem Gefühl, ihm ihren Körper geſchenkt zu haben. Zwiſchen den

halbgeöffneten Lippen ſchimmerten ihre Zähne in feuchtem Glanz hervor.

Sie fragte ihn jetzt in etwas koketter Angſt, ob die Wirklichkeit nicht hinter dem Bilde zurückgeblieben ſei, das ſeine Phantaſie ihm von ihr vorgeſpiegelt habe.

In dem milden Tageslicht, das gedämpft durch die Vorhänge hereindrang, blickte er ſie mit jugendlicher Freude an. Und dann küßte er ſie und ſagte ihr tauſend ſchöne Worte. Voller Glück blickten ſie einander in die Augen und unter Liebkoſungen und heiterem Hin- und Herſtreiten vergaßen ſie ſich und die Welt. Dann wurden ſie plötzlich wieder ernſt, ihre Augen umflorten ſich, die Lippen preßten ſich feſter aufeinander und mit jener heiligen Wut, welche die Liebe dem Haß ähnlich macht, umſchlangen ſie ſich von neuem und verſanken in den Abgrund der Liebe.

Als ſie ihre feuchtglänzenden Augen wieder aufſchlug, lächelte ſie wie eine Geneſende. Ihr Haupt ruhte auf dem Kiſſen, und die Haare floſſen aufgelöſt herab.

Jacques fragte, woher ſie den kleinen roten Flecken an der Schläfe habe. Sie antwortete, daß ſie es nicht mehr wiſſe und daß es auch nichts von Bedeutung ſei. Und es war auch eigentlich keine Lüge, — ſie hatte es wirklich vergeſſen.

Dann erinnerten ſie ſich gegenſeitig an die kurze ſchöne Geſchichte ihrer Liebe, an alles, was ſie erlebt hatten ſeit ihrer erſten Begegnung.

„Weißt du noch auf der Terraſſe — an dem Tage, wo du angekommen warſt. Du ſagteſt nur gleichgültige und be-

deutungsloſe Worte zu mir, aber ich habe es gleich gefühlt, daß du mich liebteſt."

„Ich hatte Angſt, dir albern zu erſcheinen."

„Ja, du warſt es auch etwas. Und gerade das war mein Triumph. Es fing an, mich ungeduldig zu machen, daß meine Nähe dich ſowenig beunruhigte. Ich habe dich geliebt, ehe du noch an Liebe dachteſt. O und ich brauche mich deſſen nicht zu ſchämen."

Er goß ihr einige Tropfen Aſti zwiſchen die Lippen. Aber ſie wollte von dem Traſimenes trinken, den ſie auf dem kleinen Tiſch geſehen hatte, — zum Andenken an den See, den ſie auf ihrer erſten Reiſe nach Italien geſehen. Es war an einem Abend geweſen, und die opalſchimmernden Fluten des Sees hatten ihr einen ſo troſtloſen und doch ſo ſchönen Eindruck hinterlaſſen. Das war jetzt ſchon ſechs Jahre her.

Aber er war unzufrieden, daß ſie ohne ihn etwas Schönes entdeckt hatte.

„Warum biſt du denn nicht früher gekommen?" ſagte ſie. „Erſt mit dir zuſammen habe ich wirklich ſehen gelernt."

Er ſchloß ihr die Lippen mit einem langen Kuß. Und als ſie wieder zur Beſinnung kam, fühlte ſie ſich ſo glückſelig müde, wie zerſchlagen vor Wonne. Und nun rief ſie ihm zu: „Ja, ich habe dich lieb, ich habe noch niemals ſo geliebt."

XXII

Le Ménil hatte ihr geſchrieben: „Ich reiſe morgen abend um ſieben Uhr und wünſche dich am Bahnhof zu ſehen.“

Sie ging hin. In ſeinem langen grauen Havelock ſah ſie ihn vor den Hotelwagen ſtehen.

„Aha, du biſt es!“ war alles, was er ſagte.

„Aber Robert, du haſt mich ja gerufen.“

Er wollte es nicht eingeſtehen, aber er hatte aus einer unſinnigen Hoffnung heraus geſchrieben, daß ſie doch noch zu ihm zurückkehren würde, und daß alles andere vergeſſen ſei. Er hatte es ſogar für möglich gehalten, daß ſie ihm ſagen würde: „Ich wollte dich nur auf die Probe ſtellen.“

Und wenn ſie das wirklich geſagt hätte, nicht einen Augenblick hätte er daran gezweifelt, daß es wahr ſei. So war er jetzt ganz enttäuſcht, daß ſie nicht einmal den Mund auftat, und ſagte in kühlem Ton: „Was haſt du mir noch zu ſagen? Jetzt iſt zu reden die Reihe an dir. Ich habe dir keine Erklärungen zu geben, mich wegen keiner Treuloſigkeit zu rechtfertigen.“

„Robert ſei nicht ſo grauſam, ſei nicht undankbar gegen die Vergangenheit. Das iſt alles, was ich dir zu ſagen habe.

Und dann noch, daß ich mit aufrichtigem Schmerz und wahrer Freundſchaft von dir ſcheide."

„Iſt das alles? Dann geh nur hin und ſage es dem andern. Es wird ihn mehr intereſſieren wie mich."

„Du haſt mich hierher gerufen. Laß mich nicht bereuen, daß ich gekommen bin."

„Es tut mir leid, dich bemüht zu haben. Du hätteſt jedenfalls eine beſſere Verwendung für deine Zeit gehabt. Ich will dich nicht länger aufhalten. Geh nur wieder zu ihm, du kannſt es ja kaum aushalten vor Sehnſucht."

Bei dem Gedanken, daß das tiefſte menſchliche Leid ſich in ſolch armſeligen und niedrigen Worten Luft machen konnte, kam ein Gefühl von Trauer über ſie, das mit etwas Ironie gemiſcht war.

Er ſah, daß ihre Lippen ſich leicht kräuſelten, und glaubte, ſie lache.

„Du brauchſt nicht darüber zu lachen. Höre mich noch einen Augenblick an. Vorgeſtern, in dem Hotelzimmer dachte ich daran, dich umzubringen. Ich war ſo nah daran, daß ich weiß, was das heißen will. Aber ich werde es nicht tun, du kannſt ganz ruhig ſein. Wozu auch? Und da ich die geſellſchaftlichen Rückſichten immer zu beobachten pflege, werde ich ſogar in Paris einen Beſuch bei dir machen. Man wird mir zu meinem Bedauern mitteilen, daß du nicht zu ſprechen ſeiſt. Ich werde ſtatt deſſen deinen Mann und deinen Vater ſehen. Aber nur, um Abſchied zu nehmen, ehe ich eine lange Reiſe antrete. Adieu."

In dem Augenblick, wo er ihr den Rücken wandte ſah Thereſe Miß Bell und den Prinzen Albertinelli auf ſich zukommen. Der Prinz war ſchön wie immer, und Vivian ging keuſch und froh mit elaſtiſchen Schritten an ſeiner Seite.

„O, Darling, was für eine angenehme Überraſchung, Sie hier zu finden. Der Prinz und ich ſind eben am Zollamt geweſen, um die Glocke zu reklamieren."

„Ah, ſie iſt alſo gekommen?"

„Ja, ſie iſt da, Darling. Ich habe ſie in ihrem hölzernen Käfig geſehen. Sie konnte nicht läuten, weil ſie eingeſperrt war, aber wenn ſie erſt die Luft von Florenz um ſich fühlt, wird ſie ihre ſilberne Stimme ertönen laſſen. Und ſie wird für Sie und für mich läuten, für die gute Madame Marmet, für den Prinzen, für Choulette und all unſere andern guten Freunde. All unſere Schmerzen und all unſere Freuden wird ſie verkünden."

„Aber Liebſte, die Glocken läuten niemals, wenn man wirklich traurig oder wirklich froh iſt. Sie walten ihres Amtes nur, wenn es ſich um konventionelle Gefühle handelt."

„O Darling, da irren Sie ſich ſehr. Die Glocken wiſſen alles. Sie kennen alle Geheimniſſe unſrer Seele. — Aber ich freue mich ſehr, Sie zu treffen. O my love, ich weiß, weshalb Sie an die Bahn gegangen ſind. Ihre Kammerjungfer hat Sie verraten. Sie hat mir geſagt, daß Sie auf ein roſa Kleid warten, das immer noch nicht angekommen iſt, und daß Sie vor Ungeduld vergehen. Aber Sie brauchen ſich deshalb keine Sorgen zu machen. Sie ſind ja auch ſo immer ſchön, my love."

Dann forderte ſie ſie auf, in den Wagen zu ſteigen: „Kommen Sie jetzt ſchnell, Darling. Monſieur Jacques Dechartre kommt zum Diner, und ich möchte ihn nicht warten laſſen.“

So fuhren ſie durch den ſtillen Abend. Der Duft der Feldblumen erfüllte alle Wege.

„Darling, ſehen Sie die Zypreſſen dort unten auf dem Kirchhof? Dort werde ich einmal ſchlafen.“

Aber Thereſe dachte voller Unruhe: Sie hat ihn geſehen. Ob ſie ihn wohl erkannt hat? Ich glaube nicht, denn es war ſchon dunkel am Bahnhof, und alle die kleinen Lichter blendeten ſo. Wenn ich nur wüßte, ob ſie ihn überhaupt kennt. Ich kann mich nicht entſinnen, ob ſie ihn voriges Jahr bei mir geſehen hat.

Was ſie am meiſten beunruhigte, war, daß der Prinz eine boshafte Freude zu empfinden ſchien.

„Darling, wollen Sie einen Platz auf dieſem ländlichen Friedhof neben mir haben? Wir beide werden Seite an Seite ruhen, mit etwas Erde über uns und ſehr viel Himmel. Aber es iſt nicht recht von mir, Ihnen eine Einladung zu machen, die Sie nicht annehmen können. Nein, my love, Sie dürfen Ihren ewigen Schlummer nicht am Fuße der Hügel von Fieſole ſchlafen. Sie müſſen ſich in Paris beerdigen laſſen, in einem ſchönen Grabgewölbe an der Seite des Grafen Martin Bellème.“

„Aber warum? Glauben Sie denn, Liebſte, daß eine Frau auch nach dem Tode mit ihrem Mann zuſammen bleiben muß?“

„Ja, das muß ſie, Darling, die Ehe gilt für Zeit und Ewigkeit. Kennen Sie nicht die Geſchichte von dem jungen Ehepaar in der Auvergne, das ſich ſo ſehr liebte? Sie ſtarben faſt zu gleicher Zeit, und ihre Gräber lagen ſo, daß ein Weg ſie voneinander trennte. Aber jede Nacht rankte ſich ein Roſenſtock von dem einen Grabe auf das andere hinüber, ſo daß man die Särge zuletzt vereinigen mußte."

Als ſie an der Badia vorüber waren, ſahen ſie eine Prozeſſion, die von den Hügeln herabkam. Die Kerzen in den hölzernen Leuchtern flackerten im Abendwind. Weiß- und blaugekleidete Mädchen gingen neben den buntbemalten Fahnen her. Dann kam ein kleiner Sankt Johannes mit krauſem, blondem Haar. Er hatte nichts an wie ein Lammfell, das ſeine Schultern und Arme freiließ. Neben ihm ging eine ſiebenjährige Maria Magdalena in goldbeſetztem Kleid. Unter den Einwohnern von Fieſole, die ſcharenweiſe dem Zug folgten, erkannte Madame Martin Choulette. In der einen Hand trug er eine Kerze, in der andern ein Buch und auf der Naſe eine blaue Brille. Sein wilder Bart hob und ſenkte ſich nach dem Rhythmus des Geſanges. In dem harten Widerſpiel von Licht und Schatten, das ſeinen ſeltſam geformten Kopf ſcharf modellierte, glich er einem jener Einſiedler, die ein ganzes Jahrhundert lang Buße tun.

„Wie er ſchön iſt," ſagte Thereſe. „Er ſchauſpielert vor ſich ſelbſt. Er iſt wirklich ein großer Künſtler."

„O Darling, warum wollen Sie nicht glauben, daß Monſieur Choulette wirklich ein frommer Mann iſt? Warum nicht? Der Glaube iſt etwas ſo Schönes und macht ſo

glücklich. Und die Dichter wiſſen das. Wenn Monſieur Choulette ſeinen Glauben nicht hätte, hätte er ſeine wundervollen Verſe nicht machen können."

„Und Sie, Liebſte, glauben Sie denn auch an etwas?"

„O ja, ich glaube an Gott und an die Worte Chriſti."

Mittlerweile waren der Baldachin, die Wimpel und die weißen Schleier auf den Serpentinen der Bergſtraße verſchwunden. Aber man ſah noch immer über dem kahlen Schädel Choulettes die Goldflammen der Kerzen ſchimmern.

Dechartre war allein im Garten und erwartete ſie. Thereſe fand ihn an der Baluſtrade der Terraſſe, wo er die erſten Leiden ſeiner Liebe empfunden hatte.

Während Miß Bell mit dem Prinzen Albertinelli einen Platz für die Glocke ausſuchte, zog er ſeine Freundin mit ſich fort unter die Bäume.

„Du hatteſt mir doch verſprochen, im Garten zu ſein, wenn ich käme. Seit einer Stunde warte ich auf dich, und die Zeit iſt mir tödlich lang vorgekommen. Nein, du hätteſt nicht fortgehen ſollen. Ich war ganz überraſcht und verzweifelt, als ich dich nicht fand."

Sie antwortete ins Blaue hinein, daß ſie an den Bahnhof hätte gehen müſſen und dann mit Miß Bell zurückgefahren ſei, und nun entſchuldigte er ſich, daß er ſie mit ſo beſorgtem Geſicht empfangen habe. Aber ihn ängſtigte jede Kleinigkeit, er fürchtete ſich förmlich vor ſeinem Glück.

Als ſie ſchon bei Tiſche ſaßen, erſchien Choulette. Eine unheimliche Freude leuchtete aus ſeinen phosphoreszierenden Augen, und er ſah aus wie ein alter Satyr. Seit er von

Aſſiſi zurück war, lebte er nur noch mit der Hefe des Volkes zuſammen. Den ganzen Tag trank er mit Arbeitern und Dirnen Chianti, belehrte ſie über das Weſen der Freude und Unſchuld; über die Wiederkehr Jeſu Chriſti und weisſagte, daß demnächſt der Militärdienſt und die Steuern aufgehoben würden. Nach der Prozeſſion hatte er an den Ruinen des römiſchen Theaters ein paar Vagabunden getroffen und ihnen in makaroniſcher Rede, einem Gemiſch von Franzöſiſch und Toskaniſch, eine Predigt gehalten, die er jetzt ſelbſtgefällig wiederholte:

„Könige, Senatoren und Richter haben euch geſagt: ‚Das Leben des Volkes ruht in uns.‘ Sie lügen. Sie ſind der Sarg, der da ſpricht: ‚Ich bin die Wiege.‘

Das Leben der Völker ruht in den Ernten des Landes, die da reifen unter dem Blicke des Herrn. Es ruht in den Weinſtöcken, die ſich an die Ulmen ranken, ruht im Lächeln und in den Tränen, mit denen der Himmel die Bäume in den Fruchtgärten badet.

Es ruht aber nicht in den Geſetzen, die von den Reichen und Mächtigen zur Erhaltung des Reichtums und der Macht geſchaffen worden ſind.

Die Herren von Königreichen und Republiken haben in ihren Büchern geſchrieben, daß Völkerrecht Recht zum Kriege ſei. Sie haben die Gewalt verherrlicht. Und alſo überſchütten ſie die Eroberer mit Ehren, alſo errichten ſie auf den öffentlichen Plätzen Denkmäler dem Menſchen und dem Siegesroß. Aber es gibt kein Recht zum Morde. Und darum wird der Gerechte aus der großen Urne nicht das Los der

Aushebung ziehen. Es iſt nicht recht, die Torheit und das Verbrechertum eines Fürſten zu nähren, der über Königtum oder Republik herrſcht. Und darum wird der Gerechte keine Steuer zahlen und den Zöllnern keinen Silberling geben. In Frieden wird er die Früchte ſeiner Arbeit genießen, wird Brot ſchaffen aus dem Korn, das er geſät, und die Frucht vom Baume eſſen, die er ſich ſelbſt geſchnitten."

„Ah, Monſieur Choulette," ſagte der Prinz in ernſtem Ton, „Sie tun ſehr recht daran, ſich für die Zuſtände in unſerm ſchönen, aber unglücklichen Lande zu intereſſieren, das vom Fiskus ausgebeutet wird. Wenn der Grundbeſitz mit 33 Prozent vom Ertrag beſteuert wird, ſo kann kein Verdienſt dabei herauskommen. Der Beſitzer ſowohl wie die Arbeiter werden durch die Zölle zugrunde gerichtet."

Thereſe und Dechartre waren ganz erſtaunt über den aufrichtigen Ton, in dem er das ſagte. Und jetzt fügte er noch hinzu: „Ich liebe unſern König, und meine Geſinnung iſt durchaus loyal. Aber ich fühle dabei doch mit den unglücklichen Landleuten."

In Wirklichkeit hatte er einen ganz beſtimmten Plan, den er mit zäher Hartnäckigkeit verfolgte. Er wollte den Landbeſitz wieder auf die Höhe bringen, den ihm ſein Vater, der Prinz Carlo, hinterlaſſen hatte und der ſich zu drei Viertel in den Händen der Wucherer befand. Aber er pflegte ſeine Zähigkeit hinter einer affektierten Weichlichkeit zu verbergen. Dabei huldigte er ſeinen Laſtern nur ſoweit, wie es ſeinem Ziele nützlich ſein konnte. Um ſich wieder zu einem der größten Grundbeſitzer Toskanas aufzuſchwingen, hatte er mit Ge-

mälden geſchachert, Schwindelgeſchäfte mit den berühmten Plafonds ſeines Palais gemacht, hatte ſich bei alten Damen einzuſchmeicheln gewußt und ſchließlich angefangen, ſich um Miß Bells Hand zu bewerben. Er wußte, daß ſie ſich ſehr gut auf Geſchäfte verſtand und fähig war, ein Haus zu machen. Aber die Liebe zu ſeinem Lande und ſeinem Volk war echt, und die feurigen Worte Choulettes, die er nur zur Hälfte verſtand, hatten ſie von neuem entfacht. Er ließ ſeinen Gedanken jetzt freien Lauf: „In einem Lande, wo der Herr und ſeine Untergebenen wie eine Familie zuſammenleben, hängt das Schickſal des einen von dem andern ab. Der Fiskus ruiniert uns. Und was für brave Leute haben wir unter unſern Pächtern! Auf den Landbau verſtehen ſie ſich wie ſonſt nirgends auf der Welt."

Madame Martin geſtand, daß ſie das nicht gedacht hätte. In der Lombardei ſahen die Felder ja wohlbebaut aus, aber Toskana war ihr immer wie ein ſchöner, wilder Garten vorgekommen.

Der Prinz antwortete lächelnd, daß ſie vielleicht nicht ſo reden würde, wenn ſie ihm die Ehre erwieſen hätte, ſeine Güter zu beſuchen, trotzdem dieſelben durch langwierige Prozeſſe ſchwer gelitten hätten. Dort würde ſie ſehen können, was der italieniſche Bauer zu leiſten vermag. „Das Schickſal meines Gutes liegt mir am Herzen. Ich kam gerade von dort her, als mir heute am Bahnhof die doppelte Freude zuteil wurde, Miß Bell zu begegnen und dann auch Sie, Madame, zu treffen, während Sie ſich gerade mit einem Bekannten aus Paris unterhielten." Er ahnte, daß es ihr unangenehm ſein

würde, wenn er dieſe Begegnung erwähnte. Als er ſeine Blicke über die Tafelrunde ſchweifen ließ, ſah er, daß Dechartre überraſcht und unruhig zuſammenzuckte. Dann fuhr er fort: „Sie entſchuldigen, Madame, wenn ich als einfacher Landmann mir anmaße, einige Menſchenkenntnis zu beſitzen. Aber ich habe es gleich gewußt, daß der Herr, der mit Ihnen ſprach, ein Pariſer war. Ich ſah es an einem gewiſſen engliſchen Anſtrich und daran, daß er eine Art von Steifigkeit affektierte, während er ſich doch mit vollendeter Leichtigkeit und großer Lebhaftigkeit bewegte."

„O," ſagte Thereſe nachläſſig, „ich hatte ihn ſehr lange nicht geſehen und war ſehr überraſcht, ihn im Moment ſeiner Abreiſe hier in Florenz zu treffen."

Dabei ſah ſie Dechartre an, aber er tat, als ob er nichts gehört hätte.

„Aber ich kenne den Herrn," ſagte Miß Bell. „Es war Monſieur Le Ménil. Ich habe zweimal mit ihm zuſammen bei Madame Martin diniert, und wir haben uns ſehr gut unterhalten. Er erzählte mir, daß er ſehr gern Fußball ſpielte und daß er dieſes Spiel in Frankreich eingeführt habe, wo es jetzt Mode geworden iſt. Dann hat er mir von ſeinen Jagdabenteuern erzählt. Es iſt mir aufgefallen, daß die Jäger eine große Liebe für die Tiere haben. Ich verſichere Sie, Darling, Monſieur Le Ménil weiß entzückend von den Haſen zu erzählen. Er hat mir geſagt, daß es ſo hübſch iſt, wenn ſie abends im Mondſchein auf der Heide tanzen. Darling, hat Monſieur Le Ménil Ihnen denn nicht von den Haſen erzählt?"

Thereſe antwortete, daß ſie ſich nicht erinnern könne, und daß ſie alle Jäger langweilig fände.

Aber Miß Bell widerſprach. Nein, ſie glaubte, Monſieur Le Ménil ſei durchaus nicht langweilig, wenn er davon ſprach, wie die Haſen im Mondſchein auf der Heide und in den Weinbergen tanzten. Sie hätte am liebſten wie Phanion ein Häschen großgezogen.

„Darling, kennen Sie Phanion nicht? Monſieur Dechartre kennt ſie beſtimmt. Sie war ſehr ſchön und den Dichtern lieb. Sie wohnte auf der Inſel Chos in einem Häuschen am Berghang, der unter einer Decke von Zitronen und Ölbäumen zum Meer hinabreichte. Es hieß, ſie habe den blauen Blick der See. Ich habe einmal Monſieur Le Ménil die Geſchichte der Phanion erzählt, und ſie hat ihm viel Freude gemacht. Einmal bekam ſie von einem Jäger ein langohriges Häschen geſchenkt, das man der Mutter genommen hatte, als ſie es noch ſäugte. Sie zog es auf ihrem Schoße groß und fütterte es mit Frühlingsblumen. Es gewann Phanion ſo lieb, daß es ſeine Mutter ganz vergaß. Es ſtarb, weil es zuviel Blumen gefreſſen hatte. Phanion beweinte es, grub ihm ein Grab unter den Zitronenbäumen und ſetzte ihm einen Denkſtein, den ſie von ihrem Lager aus ſehen konnte. Und der Schatten des kleinen Häschen fand Troſt in den Geſängen der Dichter.“

Dann erklärte die gute Madame Marmet, Le Ménil ſei ſehr beliebt wegen ſeines eleganten und beſcheidenen Auftretens, das heutzutage bei jungen Leuten ſo ſelten ſei. Sie

hätte ihn gerne geſehen, weil ſie ihn um eine Gefälligkeit bitten wollte.

„Es handelt ſich nämlich um meinen Neffen," ſagte ſie, „er iſt Hauptmann bei der Artillerie und ſehr beliebt bei ſeinen Vorgeſetzten. Sein Oberſt hat lange unter dem Onkel von Le Ménil, dem General de la Briche geſtanden. Und ich würde Monſieur Le Ménil ſehr dankbar ſein, wenn er dieſen Onkel veranlaſſen wollte, ſich bei Oberſt Faure für ihn zu verwenden. Übrigens kennt er meinen Neffen ſchon. Sie haben ſich voriges Jahr bei einem Maskenball getroffen, den der Hauptmann de Leſſay den Offiziersfamilien der Garniſon Caen und den jungen Leuten aus der Nachbarſchaft im Hotel d'Angleterre gab."

Mit geſenkter Stimme fügte ſie dann hinzu: „Die Damen gehörten natürlich nicht der beſten Geſellſchaft an, aber es ſollen ſehr hübſche darunter geweſen ſein. Die Herren hatten ſie aus Paris kommen laſſen. Mein Neffe, der mir alle dieſe Einzelheiten erzählt hat, war als Poſtillon koſtümiert und Monſieur Le Ménil ſoll ſehr viel Glück gehabt haben."

Miß Bell ſagte jetzt, es täte ihr ſehr leid, daß ſie nichts von ſeinem Aufenthalt in Paris gewußt habe. Sie hätte ihn ſonſt nach Fieſole eingeladen.

Dechartre blieb bis zum Ende der Mahlzeit finſter und zerſtreut. Als er ſich verabſchiedete, und Thereſe ihm die Hand gab, fühlte ſie, daß er es vermied, ſie wie ſonſt zu drücken.

XXIII

Als ſie ihn am nächſten Morgen in dem verborgenen Gartenhäuschen der Via Alfieri wiederſah, fand ſie ihn traurig geſtimmt. Sie gab ſich alle Mühe, ihn zu zerſtreuen. Sie war liebevoll und heiter und umſchmeichelte ihn mit der ſtolzen Demut eines liebenden Weibes, das ſich rückhaltlos hingibt. Aber er wurde nicht froh. Er hatte die ganze Nacht über ſeinen Kummer nachgedacht, und das, was ihn quälte, hatte dabei immer feſtere Geſtalt angenommen. Er hatte jetzt einen Grund gefunden, ſich unglücklich zu fühlen. Seine Phantaſie ließ ihn einen Zuſammenhang ahnen zwiſchen der kleinen Hand, die vor der Statue des Heiligen Sankt Markus einen Brief in den Kaſten gleiten ließ und dem unbekannten Mann am Bahnhof. Und ſo hatte ſein Schmerz einen Namen und ein Geſicht bekommen. Von quälenden Gedanken gepeinigt, ſaß er in dem Lehnſtuhl, auf dem Thereſe bei ihrem erſten Beſuch geruht hatte. Sie ſelbſt hatte ihn jetzt darauf niedergezogen und beugte ſich zu ihm hinab. Und ihre ganze Liebe war bei ihm.

Sie wußte ja zu gut, was ihn quälte, um ihn ganz einfach danach zu fragen.

Aber um ihn auf andere Gedanken zu bringen, erinnerte ſie ihn an die ſüßen Geheimniſſe, die dieſes Zimmer für ſie

beide barg, und an ihre gemeinſamen Spaziergänge durch die Stadt. Und ſie wußte ihn an reizende kleine Vertraulichkeiten zu erinnern.

„Weißt du noch den kleinen Löffel mit der roten Lilie, den du mir unter den Lanzi geſchenkt haſt? Ich brauche ihn jetzt jeden Morgen, wenn ich meinen Tee trinke. Wenn ich aufwache, freue ich mich ſchon darauf, ihn wiederzuſehen, und daran fühle ich, wie ſehr ich dich liebe."

Aber er erwiderte nur ein paar traurige, inhaltloſe Worte, und nun ſagte ſie: „Sieh, jetzt bin ich ſo dicht bei dir, und du kümmerſt dich gar nicht um mich. Dich beſchäftigt irgendein Gedanke, von dem ich nichts weiß. Und doch bin ich etwas, was wirklich exiſtiert, und das andere iſt eine bloße Idee — ein Nichts."

„Glaubſt du wirklich, daß eine bloße Idee nichts iſt? Eine ſolche Idee kann uns entweder glücklich oder elend machen. Wir können von einer Idee leben oder daran ſterben. Und ich denke daran — —"

„An was denkſt du?"

„Warum fragſt du ſo? Du weißt es ja. Ich denke an das, was ich geſtern abend gehört habe, und was du mir verheimlicht haſt. Ich denke an deine geſtrige Begegnung am Bahnhof, die nicht etwa durch einen Zufall herbeigeführt wurde, ſondern durch einen Brief — weißt du es noch? — den du damals bei der Sankt Michaelskirche in den Kaſten geworfen haſt. O, ich mache dir keine Vorwürfe. Dazu habe ich ja auch kein Recht. Aber warum haſt du mir angehört, wenn du nicht frei warſt?"

Sie dachte, es ſei unmöglich, die Wahrheit zu ſagen.

„Du meinſt jenen Herrn, den ich geſtern am Bahnhof getroffen habe. Ich verſichere dich, es war die nichtsſagendſte Begegnung von der Welt.“

Es berührte ihn ſchmerzlich, daß ſie ſeinen Namen nicht auszuſprechen wagte. Und nun vermied er es ebenfalls.

„Thereſe, iſt er wirklich nicht deinetwegen gekommen? Haſt du nicht gewußt, daß er in Florenz war? Iſt er nichts weiter für dich wie ein Mann, den du in Geſellſchaften triffſt und der in deinem Hauſe verkehrt. War er es nicht, um deſſentwillen du damals am Arno ſagteſt: ich kann nicht? Iſt er dir niemals etwas anderes geweſen?“

Raſch entſchloſſen erwiderte ſie: „Ja, er verkehrt bei uns. Der General Larivière hat ihn bei uns eingeführt. Mehr habe ich dir darüber nicht zu ſagen. Ich verſichere dich, daß er mir in jeder Beziehung gleichgültig iſt und daß ich es nicht faſſe, wie du ſo etwas glauben kannſt.“ Es gewährte ihr eine Art Genugtuung, dieſen Mann zu verleugnen, der ſeine Rechte ihr gegenüber ſo gewaltſam und ſo hartnäckig geltend gemacht hatte. Dann ſtand ſie auf und blickte ihren Freund mit ihren ſchönen ernſten Augen an: „Siehſt du, von dem Tage an, wo ich mich dir hingegeben habe, gehört mein ganzes Leben nur dir. Wenn ein Zweifel oder ein beunruhigender Gedanke in dir aufſteigt, dann frage mich nur. Und wenn du wüßteſt, wie leer und nichtig mein vergangenes Leben war, würdeſt du vollkommen beruhigt ſein. Ich glaube, keine Frau, die ſo wie ich zur Liebe geſchaffen iſt, hätte dir eine ſo unberührte Seele entgegenbringen können. Das

ſchwöre ich dir. All die Jahre, in denen ich dich noch nicht kannte, habe ich in Wirklichkeit gar nicht gelebt. Laß uns nicht weiter davon ſprechen. Es iſt nichts darin geweſen, worüber ich mich zu ſchämen brauchte; ob ich etwas zu bedauern habe, iſt eine andere Sache. Ja, und ich bedauere nur das eine — daß ich dich erſt ſo ſpät kennengelernt habe. Warum biſt du nicht früher gekommen? Vor fünf Jahren hätte ich mich dir ebenſo freudig hingegeben wie heute. Aber du mußt mir vertrauen, und dann wollen wir das Vergangene nicht weiter aufrühren. Denke an Lohengrin. Wenn du mich liebſt, bin ich für dich der Schwanenritter. Ich habe dich doch auch um nichts gefragt. Ich habe nichts von dir wiſſen wollen. Ich habe dir keine Vorwürfe in bezug auf Mademoiſelle Jeanne Tancrède gemacht. Ich ſah, daß du mich liebteſt, daß du darunter litteſt, und das war mir genug — weil ich dich lieb hatte."

„Eine Frau kann gar nicht in derſelben Weiſe eiferſüchtig ſein wie der Mann, und ſie vermag uns auch nie nachzufühlen, was wir dabei empfinden."

„So, das weiß ich nicht. Und warum?"

„Warum? Weil es nicht in ihrem Fleiſch und Blut liegt, dieſe ſinnloſe und doch ſo erhabene Wut, den Gegenſtand ſeiner Liebe ganz allein zu beſitzen, dieſer uralte Inſtinkt, aus dem ſich der Mann mit der Zeit ein Recht gemacht hat. Der Mann iſt der Gott, der da will, daß ſein Geſchöpf nur ihm gehört. Seit unvordenklichen Zeiten iſt die Frau daran gewöhnt, den Mann mit anderen zu teilen. Es iſt die Vergangenheit, die dunkle Vergangenheit, die beſtimmend auf

unſere Leidenſchaften wirkt. Wir ſind ja ſchon ſo alt, wenn wir geboren werden.

Bei der Frau iſt die Eiferſucht nur gekränkte Eitelkeit. Aber beim Mann iſt es eine tiefgehende, phyſiſche und moraliſche Qual. — Du fragſt, warum? Siehſt du, trotz der andächtigen Ehrfurcht, trotz der Angſt, die ich vor dir empfinde, — du biſt für mich die Materie, und ich bin die Idee, die ſie beſeelt, du biſt die Form und ich der Inhalt, du der Ton und ich der Bildner. O, du brauchſt dich nicht darüber zu beklagen. Was iſt denn der armſelige Arbeiter neben dem ſchön geformten Krug, der aus ſeiner Hand hervorgegangen iſt.

Sein Werk atmet Ruhe und Schönheit, aber wie elend ſteht er daneben da. Er quält ſich, er leidet unter ſeinem Wollen, — denn Wollen bedeutet immer Leiden. O ja, ich bin eiferſüchtig. Und ich weiß wohl, was alles in meiner Eiferſucht liegt. Wenn ich meine Empfindungen prüfe, ſo finde ich angeerbte Vorurteile und daneben den Stolz des Wilden, eine krankhafte Empfindlichkeit, ein Gemiſch von ſinnloſer Gewalttätigkeit und grauſamer Schwäche, eine törichte und gefährliche Auflehnung gegen die Satzungen des Lebens und der Welt. Aber trotzdem ich das alles weiß und einſehe, hört es doch nicht auf, mich zu quälen.

Ich bin der Chemiker, der beim Probieren der Säuren erkennt, aus welchen Baſen und Salzen ſie ſich zuſammenſetzen, und der dennoch von ihnen verbrannt, bis auf die Knochen verbrannt wird."

„Du wirſt abſurd, mein Lieber."

„Ja, das bin ich, ich fühle es ja ſelbſt — vielleicht mehr

als du. Ja, es iſt ſinnlos, eine Frau zu begehren, in der vollen Blüte ihrer Schönheit und ihres Geiſtes, eine Frau, die freiwillig über ſich ſelbſt verfügt, die weiß was ſie tut und es dennoch wagt und dadurch nur noch reizender und begehrenswerter wird. Eine ſolche Frau zu lieben und nach ihrem Beſitz zu verlangen, gerade weil ſie ſo iſt — und doch darunter zu leiden, daß ſie nicht mehr jene farbloſe kindliche Unſchuld hat, die bei ihr doch beinah abſtoßend wirken müßte, wenn es überhaupt möglich wäre; — gleichzeitig zu verlangen, daß ſie das ſein ſoll, was ſie iſt und es doch wieder nicht ſein ſoll, ſie anzubeten, ſo wie das Leben ſie gemacht hat und dabei doch bitter zu bedauern, daß dieſes Leben, das ſie doch verſchönerte, ſie überhaupt nur anrühren durfte . . . ja, das iſt Wahnſinn. Ich liebe dich, hörſt du, ich liebe dich, ſo wie du mein geworden biſt, mit all den Erfahrungen, mit alledem, — was vielleicht von jenem Mann oder von andern herrührt — was weiß ich denn?

Darin liegt meine ganze Wonne und meine ganze Qual. Es muß doch ein tiefer Sinn darin liegen, daß die öffentliche Meinung unſere Liebe als Schuld verdammt. Wenn die Freude ins Unendliche wächſt, wird ſie immer zur Schuld. Siehſt du, Liebſte, das iſt es, was mich ſo quält."

Sie kniete vor ihm nieder, faßte ſeine Hände und drückte ſie an ſich.

„Aber ich will nicht, daß du darunter leideſt. Nein, ich will es nicht. Es iſt ſinnlos. Ich liebe dich und habe nie einen andern geliebt. Du darfſt mir glauben, was ich dir ſage. Ich lüge nicht."

Er küßte ſie auf die Stirn: „Ich würde dir ja auch nicht einmal zürnen, Liebſte, wenn du mich getäuſcht hätteſt. Im Gegenteil, ich wäre dir dankbar dafür. Gibt es denn etwas Menſchlicheres und etwas, was berechtigter wäre, wie jemand zu täuſchen, um ihm einen Schmerz zu erſparen? Mein Gott, was ſollte denn aus uns werden, wenn die Frauen nicht ſo barmherzig wären, uns zu belügen. Ja, tue es, Geliebte, belüge mich aus Barmherzigkeit. Laß mich in dem Traum, der allen düſteren Kummer hinwegſcheucht. Ja, du ſollſt lügen, du ſollſt dir keine Skrupel darüber machen. Du wirſt mich um eine Illuſion reicher machen, um eine Illuſion der Liebe und Schönheit."

Und dann ſeufzte er: „O der geſunde Menſchenverſtand, die triviale Weisheit."

Sie fragte, was er damit ſagen wollte, und er erwiderte, daß er an ein Sprichwort dächte. Es wäre ſehr zutreffend, aber er wollte es lieber nicht ſagen.

„Aber ſag es mir doch," bat ſie.

„Wenn du es denn durchaus willſt: Geküßter Mund bleibt immer jung."

„Es iſt auch wahr," fügte er hinzu, „daß die Liebe zur Erhaltung der Schönheit dient. Die Frau ſaugt immer neue Lebenskraft aus der Liebe, wie die Bienen den Honig aus den Blüten."

Sie küßte ihn auf den Mund, um ihren Liebesſchwur zu beſiegeln: „Ich ſchwöre dir, daß ich nur dich geliebt habe. O nein, die Liebe iſt es nicht geweſen, was mir dies bißchen

Schönheit erhalten hat, das ich dir ſo gern darbringe. Ich habe dich ja ſo lieb, ſo lieb."

Aber wieder dachte er an den Briefkaſten bei der Kirche und an den fremden Mann am Bahnhof.

„Wenn du mich wirklich liebteſt, dann würdeſt du mich auch nur allein lieben."

Jetzt ſtand ſie entrüſtet auf: „Du glaubſt alſo wirklich, daß ich einem andern angehöre? Aber es iſt furchtbar, daß du ſo etwas auszuſprechen vermagſt. So denkſt du alſo über mich. — Und du haſt mir geſagt, daß du mich liebſt. — Sieh, ich habe Mitleid mit dir, weil du von Sinnen biſt."

„Bin ich das wirklich? — bin ich von Sinnen? Sag es mir — ſag es mir noch einmal."

Sie war vor ihm niedergekniet. Ihre Hände umfingen ſeine Schläfen und ſeine Wangen. Und nun wiederholte ſie ihm, daß es ſinnlos ſei, ſich über ein ganz gewöhnliches und bedeutungsloſes Zuſammentreffen zu beunruhigen. Sie zwang ihn es zu glauben oder vielmehr zu vergeſſen. Er ſah und fühlte jetzt nichts mehr wie ihre zarten Hände, ihre glühenden Lippen, ihre volle Bruſt, ihren ganzen Körper, der ſich ihm darbot, und hatte keinen andern Gedanken mehr, wie in ihren Armen zu vergehen. Alle Bitterkeit und aller Zorn war von ihm geſchwunden und es war nichts zurückgeblieben, wie das brennende Verlangen alles zu vergeſſen und auch in ihr jeden Gedanken auszulöſchen, mit ihr hinzuſinken in den Taumel der Wolluſt. Und ſie ſelbſt, von Unruhe und Verlangen getrieben, fühlte die heiße Leidenſchaft, die ſie in ihm hervorrief. Sie fühlte, daß ſie alles über ihn vermochte und zu-

gleich wie machtlos ſie war. Und mit einer Glut wie nie zuvor, gab ſie ihm Liebe um Liebe. Es war eine unbewußte Raſerei, ein dumpfes Begehren in ihr, ſich rückhaltloſer wie jemals hinzugeben, und ſie ging ſoweit, wie ſie ſelbſt es nie für möglich gehalten hätte.

In warme Schatten gehüllt lag das Zimmer da. Die venetianiſche Dame lächelte mit ihren farbloſen Lippen auf das Bett hernieder und auf den Wandſchirmen lachten die Schäfer von Bergamo und Verona in ſtiller Freude. Von einer vollerblühten Roſe, die in einem Glaſe auf dem Tiſch ſtand, fiel langſam Blatt um Blatt herab. Und durch das ſtille Gemach wehte nur der ſchwüle Atem der Liebe.

Sie gaben ſich ihrer wollüſtigen Ermattung hin. An der Bruſt des Geliebten ſchlief ſie ein und durch den leichten Schlummer bebten die genoſſenen Wonnen nach. Als ſie dann die Augen wieder aufſchlug, ſagte ſie voller Glück: „Ich liebe dich.“

Er hatte die Arme auf das Kiſſen geſtützt und ſah ſie mit dumpfer Bangigkeit an. Sie fragte, warum er traurig ſei: „Eben noch warſt du ſo froh, warum iſt es denn ſchon wieder verflogen?“

Und als er ſchweigend den Kopf ſchüttelte: „So ſprich doch ein Wort. Ich will lieber deine Klagen wie dein Schweigen.“

Und nun ſagte er: „Willſt du es wirklich wiſſen? Aber ſei mir nicht böſe. Ich habe in dieſem Augenblick mehr gelitten wie je zuvor, weil ich jetzt weiß, was du zu geben vermagſt.“

Sie fuhr jäh zurück und blickte ihn voller Schmerz und Vorwurf an.

„Und du kannſt glauben, daß ich jemals einem andern das geweſen bin, was ich dir jetzt war? Du triffſt mich gerade da, wo ich am empfindlichſten bin — in meiner Liebe zu dir. Das werde ich dir nie verzeihen, denn ich habe dich lieb. Ich habe nur dich geliebt und nur um dich gelitten. Aber du kannſt zufrieden ſein. Du haſt mir ſehr weh getan. Biſt du im Grunde deines Herzens böſe?"

„Thereſe, wenn man liebt, iſt man niemals gut."

Sie ſaß im Bett und ließ ihre entblößten Beine herabhängen. So blieb ſie lange unbeweglich und in Gedanken ſitzen. Ihr Geſicht, das vorhin vor Glück erbleicht war, rötete ſich jetzt wieder, und eine Träne netzte ihre Wimpern.

„Thereſe, warum weinſt du?"

„Verzeih mir, mein Freund, es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich liebe und daß ich wirklich geliebt werde. Ich fürchte mich."

XXIV

In der Glockenvilla hörte man das ſchwere Dröhnen der Koffer auf den Treppen. Daneben ſtieg Pauline mit Paketen beladen leichtfüßig die Stufen hinab, während die gute Madame Marmet mit ihrer ruhigen Wachſamkeit den Transport leitete und Miß Bell ſich in ihrem Zimmer ankleidete.

Thereſe lehnte in ihrem grauen Reiſekoſtüm an der Baluſtrade der Terraſſe und warf noch einen letzten Blick auf die Stadt der Blumen.

Sie hatte ſich endlich zur Abreiſe entſchloſſen. Ihr Mann bat ſie in jedem Brief, bald wiederzukommen. Wenn ſie, wie er inſtändig bat, Anfang Mai nach Paris zurückkehrte, ſo könnten ſie vor dem Grand-Prix noch zwei oder drei Diners geben. Seine Partei war durch die öffentliche Meinung gefeſtigt, und der Strom ſchien ihn vorwärts zu tragen. Garain hatte gemeint, der Salon der Gräfin Martin könne von ausgezeichnetem Einfluß auf die Zukunft des Landes ſein.

Alle dieſe Gründe machten zwar wenig Eindruck auf ſie, aber ſie war momentan ſehr wohlwollend gegen ihren Mann geſtimmt und bereit, ſich ihm gefällig zu zeigen. Vorgeſtern hatte ſie auch einen Brief von ihrem Vater erhalten. Mon-

teſſuy ging weder auf die politiſchen Geſichtspunkte ſeines Schwiegerſohnes ein, noch wollte er ſeiner Tochter irgendeinen Rat geben, aber er ließ durchblicken, daß man in der Geſellſchaft anfing, ſich mit dem geheimnisvollen Aufenthalt der Gräfin Martin zu beſchäftigen, die ſich unter lauter Dichtern und Künſtlern in Florenz aufhielt, und daß man irgendeinen romantiſchen Hintergrund vermutete.

Übrigens fühlte ſie ſelbſt ſich in dieſem engen Kreiſe von Fieſole zu ſehr beobachtet. Madame Marmet war ihr läſtig, und der Prinz Albertinelli beunruhigte ſie in dem neuen Leben, das ſie jetzt führte.

Die Rendezvous in der Via Alfieri wurden immer gefährlicher und ſchwieriger.

Profeſſor Arrighi, den der Prinz öfters beſuchte, hatte ſie eines Abends getroffen, als ſie dicht an Dechartre geſchmiegt durch die einſamen Straßen ging. Profeſſor Arrighi, der Verfaſſer des Traktates über die Landwirtſchaft, war der liebenswürdigſte aller Weiſen. Er hatte ſein ſchönes, heroiſches Antlitz mit dem weißen Bart abgewandt und am nächſten Tage nur zu der jungen Frau geſagt: ‚Früher fühlte ich das Nahen einer ſchönen Frau ſchon von weitem. Jetzt bin ich über die Tage hinaus, wo Damen mir ihre Gunſt ſchenken. Der Himmel iſt mir gnädig und verhüllt ſie meinem Blicke. Ich habe ſehr, ſehr ſchlechte Augen bekommen. Heute erkenne ich auch das liebenswerteſte Geſicht nicht mehr.‘ Sie hatte verſtanden und nahm es ſich zur Warnung. Sie ſehnte ſich danach, ihr Glück in dem großen Paris verſtecken zu können.

Vivian, der ſie ihre nahe Abreiſe angekündigt hatte, war in ſie gedrungen, doch noch ein paar Tage zu bleiben. Thereſe aber hatte den Verdacht, daß ihre Freundin immer noch chokiert war über den guten Rat, den ſie ihr kürzlich nachts in dem Zimmer mit den Zitronenbäumen gegeben hatte. Zum mindeſten fürchtete ſie, daß Miß Bell ſich in Geſellſchaft einer Vertrauten, die ihre Wahl mißbilligte, nicht mehr recht wohl fühlen würde, und daß der Prinz ſie ihr als kokett, vielleicht ſogar als leichtſinnig dargeſtellt hatte. Die Abreiſe wurde alſo auf den 5. Mai feſtgeſetzt.

Ein klarer, heitrer Tag lag über dem Arnotal. Thereſe blickte träumend von der Terraſſe auf das blaue Tal von Florenz hinab, über dem der Himmel in rotem Morgenſchein leuchtete. Dann beugte ſie ſich vor, um am Fuß der blühenden Abhänge den winzig kleinen Erdenwinkel zu entdecken, wo ſie ſo unſagbare Wonnen genoſſen hatte.

Wie ein kleiner ſchwarzer Punkt lag der Friedhof da, und dort mußte die Via Alfieri ſein. Und nun ſah ſie ſich wieder in jenem Zimmer, das ihr ſo teuer geworden war und das ſie wohl nie wiederſehen würde. Und wie die wehmütige Erinnerung an einen entflohenen Traum tauchten jene unwiederbringlich dahingefloſſenen Stunden wieder vor ihr auf. Ihre Augen umflorten ſich, ihre Knie zitterten, und das Herz wurde ihr ſchwer. Es kam ihr vor, als ob ſie nicht mehr in ſich lebte, als ob ſie ihr innerſtes Leben dort in jenem Winkel von Florenz zurücklaſſen mußte, wo die ſtarren ſchwarzen Wipfel der Pinien emporragten.

Sie war unzufrieden mit ſich ſelbſt. Warum war ſie ſo von Angſt und Unruhe erfüllt, wo ſie doch hätte hoffen und ſich freuen ſollen. Sie wußte ja, daß ſie Jacques Dechartre in Paris wiedertreffen würde. Sie hätten beide gleichzeitig dort ankommen, am liebſten ſogar zuſammen reiſen mögen. Aber wenn ſie auch ſchließlich übereingekommen waren, daß er noch einige Tage in Florenz bleiben ſollte, ſo ſtand ihre Wiedervereinigung doch nahe bevor. Das erſte Rendezvous war ſchon verabredet, und ſie lebte jetzt ſchon ganz in dem Gedanken daran. Sie nahm ja ihre Liebe mit ſich, wohin ſie auch ging, ſie war ihr förmlich in Fleiſch und Blut übergegangen. Und doch blieb ein Teil ihres Selbſt in dem kleinen Gartenhaus mit den Nymphen und Ziegen zurück, — etwas, das für immer dahin war. Sie ſtand ja mitten im blühenden Leben, und doch gab es unendlich feine und zarte Kleinigkeiten, unter denen ihre Seele litt. Und jetzt dachte ſie daran, wie Dechartre geſagt hatte: „Die Liebe iſt Fetiſchismus. Ich habe von der Terraſſe ein paar vertrocknete ſchwarze Beeren mitgenommen, die du einmal angeblickt haſt.“ — Warum hatte ſie nicht daran gedacht, irgendeinen kleinen Stein von jenem Gartenhaus mitzunehmen, wo ſie die Welt in ihrer Liebe vergeſſen hatten?

Ein jäher Aufſchrei von Pauline ſchreckte ſie aus ihren Gedanken empor. Choulette war plötzlich aus dem Gebüſch hervorgeſprungen und hatte der Kammerjungfer, die die Mäntel und Reiſetaſchen in den Wagen trug, einen Kuß gegeben. Und jetzt jagte er in toller Freude durch die Alleen, die abſtehenden Ohren an ſeinem kahlen Schädel ſahen beinah

wie Hörner aus. Als er herankam, begrüßte er Madame Martin: „Ich muß alſo Abſchied von Ihnen nehmen, Madame?“

Er wollte in Italien bleiben. Eine Dame hatte ihn zu ſich gerufen, wie er ſagte. — Die Dame hieß Rom. Er wollte dort die Kardinäle ſehen. Der eine, der für einen äußerſt verſtändigen, alten Mann galt, würde vielleicht auf ſeine Idee, eine revolutionär-ſozialiſtiſche Kirche zu gründen, eingehen.

Choulette hatte ſein Ziel. Er wollte auf den Trümmern der ungerechten, grauſamen Ziviliſation das Calvarien-Kreuz aufrichten, nicht mehr das nackte, tote, ſondern ein lebendiges, das mit blühenden Armen die Welt beſchatten ſollte. Zu dieſem Zwecke wollte er einen Orden und eine Zeitung gründen. Den Orden kenne Madame Martin ja. Das Blatt ſollte einen Sou koſten und in rhytmiſchen Sentenzen und Verſen des Mitgefühls redigiert werden. Es könne, nein, müſſe vorgeſungen werden. Die Verſe müßten ſehr einfach, ſtark und freudevoll ſein. Denn das ſei die einzige Sprache, die das Volk verſtünde. Proſa gefiele nur Leuten mit ſehr ſubtilem Verſtand. Er hätte ſich oft genug in den Manſarden der Anarchiſten aufgehalten, und ſie hätten ihre Nächte damit verbracht, Poeſie vorzuleſen und anzuhören.

„Eine Zeitung,“ erklärte er weiter, „die ein Liederbuch ſein wird, wird dem Volk ans Herz greifen. Man ſpricht mir die Begabung nicht ab. Ob man damit recht hat, weiß ich nicht. Wenigſtens aber muß man mir zugeben, daß ich einen praktiſchen Sinn habe.“

Miß Bell ſtieg, ſich ihre Handſchuhe anziehend, die Freitreppe herab.

„O Darling, Sie müſſen Stadt und Hügel beweinen. Sie haben ſich heute nur darum ſo ſchön gemacht, damit Sie Heimweh nach ihnen bekommen und ſich zurückſehnen . . .“

Choulette aber, der des trockenen, eleganten Toskaner Landes überdrüſſig war, ſehnte ſich nach dem grünen Umbrien und ſeinem feuchten Himmel. Er dachte an Aſſiſi, das aufrecht und betend mitten in ſeiner ſaftigen Au ſtand, inmitten einer weicheren und demütigeren Welt.

„Es gibt dort Wälder und Geſtein,“ ſagte er, „Lichtungen, in denen ein Stück Himmel mit weißen Wolken ſichtbar wird. Ich bin dort in den Fußtapfen des heiligen Franziskus gewandelt und habe ſeinen Hymnus an die Sonne in meine ſchlichten, armſeligen franzöſiſchen Reime gebracht.“

Madame Martin ſollte ſie hören. Miß Bell lauſchte bereits, und ihr Geſicht hatte den andachtsvollen Ausdruck der Engel Mino da Fieſoles.

Choulette warnte ſie und erklärte, es ſei nur eine rohe, kunſtloſe Arbeit. Die Verſe wollten nicht ſchön ſein. Sie ſeien einfach, manchmal abſichtlich uneben zugunſten eines leichteren Verſtändniſſes. Und mit ſchleppender, eintöniger Stimme rezitierte er ſein Gedicht:

„Ich preiſe dich, mein Gott, weil du die Erde gemacht
In Liebe und Glanz und unſer Leben darin gewollt.
Dem Maler gleich, der Bilder in ein Buch gebracht,
Beſäteſt du die Welt mit Smalten, Blau und Gold.

Ich preiſe dich, mein Gott, weil du die Leuchterin
Und Königin der Welt erſchufſt gleich gut und hold,
Weil ſie dein würdig iſt und ſtrahlenprächtig hin
Nach deinem Sinn ein Flammenball durchs Weltall rollt.

Ich preiſe dich, mein Gott, um meinen Bruder Wind
Um Schweſter Lunen und die Sternenſchweſterſchaaren,
Und weil am blauen Himmel deine Wolken ſind,
Und Morgennebel oft wie Linnen ausgebreitet waren.

Ich preiſe dich, mein Gott, und will dich beneiden
Um jeden Grashalm und um jede Eichenkrone,
Um Feuer, mir ſo brüderlich gut und gemein,
Um Schweſter Waſſer, deine köſtlich keuſche Nonne.

Und um die ſtarke Erde, die die Bruſt in Blüten,
Die Mutter ſamt dem Kind, in Windeln jauchzend, ſtillt,
Und jeden, der dich liebt, den Armen, deſſen Träne Engel hüten
Und zu dir tragen, wenn ſeinem Schmerze ſie entquillt.

Um meine Schweſter Leben und um den Bruder Tod
Will ich dich ewig preiſen, Herr, und will inmitten
Des Sterbens Kind ſein, das vom ſchönen Abendrot
Zu Morgenröten ſchläft, die nimmermehr verglühten.

„Ach, Monſieur Choulette," ſagte Miß Bell, „dies Gedicht ſteigt gen Himmel, wie der Eremit auf dem Campo ſanto in Piſa den von den Ziegen geliebten Berg erklimmt. Ich will es Ihnen beſchreiben: Der greiſe Eremit ſteigt empor, auf den Stab des Glaubens geſtützt. Seine Schritte ſind ungleichmäßig, weil die Krücke ihm nur zur einen Seite mitläuft und ihn einen Schritt mühſam vor den andern ſetzen

läßt. Darum ſind auch Ihre Verſe ungleichmäßig. Ach, ich habe Sie ſo gut verſtanden.“

Der Dichter nahm das Lob an, in der feſten Überzeugung, es unbewußt verdient zu haben.

„Sie haben den Glauben, Monſieur Choulette,“ ſagte Thereſe, „und wozu ſollte er Ihnen dienen, wenn nicht dazu, ſchöne Verſe zu machen?“

„Um zu ſündigen, gnädige Frau.“

„Ach, wir ſündigen ſchon ohnedies.“

Madame Marmet erſchien. Sie war völlig reiſefertig und freute ſich im Grunde ihres Herzens darauf, ihre kleine Wohnung in der Rue de la Chaiſe, ihr Hündchen Toby, ihren alten Freund Monſieur Lagrange und nach all den Etruskern von Fieſole ihren heimiſchen Kriegersmann wiederzuſehen, der inmitten der Bonbonſchachteln durch das Fenſter auf den Square du Bon-Marché hinausſah.

Miß Bell geleitete die Freundinnen in ihrem Wagen an die Bahn.

XXV

Dechartre war erſchienen, um den beiden Damen Lebewohl zu ſagen. Als ſie ſich getrennt hatten, fühlte Thereſe, was er für ſie war. Er hatte ihrem Leben einen neuen, köſtlichen Reiz verliehen, der ſo friſch und wirklich war, daß ſie ihn förmlich auf ihren Lippen fühlte. Wie in einem Traum lebte ſie jetzt dem Wiederſehen entgegen und blickte nur dann und wann in ſtillem Staunen auf, wenn Madame Marmet irgendeine Bemerkung machte: „Ich glaube, wir ſind ſchon über die Grenze," oder: „Sehen Sie, wie die Roſen dort an der Küſte blühen."

Nach einer Hotelnacht in Marſeille ſah ſie die grauen Olivenhaine auf den ſteinigen Halden, die Maulbeerbüſche und das ferne Profil des Pilatus, die Rhône, Lyon, und dann die heimiſchen Gegenden, die den Strauß ihrer Wipfel hoch erhoben. Vor kurzem waren ſie noch düſter und violett geweſen und jetzt ſtanden ſie in einem Kleide von zartem Grün da. Sie ſah die kleinen ſtrahlenförmigen Teppiche der bebauten Felder an den Hängen wieder und die Pappelreihen an den Flußufern. Die Reiſe floß ihr gleichmäßig dahin. Sie koſtete die Fülle der durchlebten Stunden und das Erſtaunen über ſoviel Glück noch einmal durch. Mit dem Lächeln

einer aus dem Traum erwachenden Schläferin begrüßte ſie ihren Mann, der ſie erwartete, im fahlen Zwielicht des Bahnhofs. Dann umarmte ſie die gute Madame Marmet und dankte ihr von ganzem Herzen. Und ſie empfand auch wirklich eine tiefe Dankbarkeit gegen alles, was ſie umgab. Es ging ihr darin wie dem heiligen Franziskus, von dem Choulette ihr ſoviel erzählt hatte.

Als ſie dann in ihrem Kupee die matterleuchteten Kais entlang fuhren, hörte ſie ohne jede Regung von Ungeduld zu, während ihr Mann ihr von ſeinen Erfolgen auf der Rednertribüne, von den Abſichten ſeiner Partei, von ſeinen Plänen und Hoffnungen erzählte und ſchließlich von der Notwendigkeit ſprach, demnächſt zwei oder drei große, politiſche Diners zu geben. Sie ſchloß die Augen, um ſich ihren Träumen ungeſtört hingeben zu können und dachte: „Morgen habe ich einen Brief von ihm, und in acht Tagen ſehen wir uns wieder."

Als ſie über die Brücke kamen, blickte ſie hinab auf das Waſſer, in dem die Gasflammen ſich widerſpiegelten, auf die langen Platanen und die blühenden Kaſtanienbäume am Cours de la Reine. Die ganze, wohlbekannte Umgebung kam ihr mit einem Male ſoviel ſchöner vor. Es war ihr, als ob ihre Liebe das ganze Weltall verklärt hätte. Und dann fragte ſie ſich, ob wohl die Steine und Bäume ſie wiederkannten, und dachte bei ſich: „Wie iſt es möglich, daß meine Augen, mein ganzes Weſen, ja ſelbſt mein Schweigen — wie iſt es möglich, daß Himmel und Erde nicht von meinem Geheimnis reden?"

Monſieur Martin-Bellème, der ſie für übermüdet hielt, riet ihr, ſich auszuruhen.

Als es Nacht war, hatte ſie ſich in ihrem Zimmer eingeſchloſſen und in dem tiefen Stillſchweigen, in dem ſie nur die leiſen Schwingungen ihrer eigenen Seele zu vernehmen glaubte, ſchrieb ſie einen Brief an den fernen Mann – einen Brief voll jener Liebesworte, die in ihrer ewigen Neuheit den Blumen gleichen: „Ich habe dich ſo lieb und ſehne mich dir entgegen. Ich bin ſo glücklich! Ich fühle ja, daß du mir nah biſt, und daß die Welt nur mir und dir gehört. – Von meinem Fenſter aus ſehe ich einen Stern, der in bläulichem Lichte zittert. Und während ich ihn anblicke, denke ich daran, daß du ihn vielleicht auch in Florenz ſiehſt. Auf meinem Tiſch liegt der kleine Löffel mit der roten Lilie. Komm bald! Der Gedanke an dich brennt in meiner Seele. Komm!"

Es waren all die ewigen, uralten Gefühle der Menſchheit, die in ihrem Herzen zu neuem Leben erwachten.

So lebte ſie eine ganze Woche, ganz in ſich ſelbſt verſunken, dahin. Die ſüße Erinnerung an die Tage in der Via Alfieri lebte immer noch in ihr nach. Es war ihr, als ob ſie noch jeden Kuß fühlte, den er ihr damals gegeben, und ſie liebte ſich ſelbſt, weil ſie ſich von ihm geliebt wußte.

Sie ließ ſich jetzt neue Toiletten machen und überwachte die Anfertigung mit liebevoller Sorgfalt. Sie fand ſich ſelbſt ſchön und wollte ſich ſelbſt gefallen.

Wenn nichts von ihm auf der Poſt war, befiel ſie eine wahnſinnige Unruhe, aber wenn der Schalterbeamte ihr durch

das kleine Gitter einen Brief reichte, auf dem ſie die breite, ſchwungvolle Handſchrift ihres Freundes erkannte, ſo zitterte ſie vor Freude und verſchlang jedes ſeiner Worte, das von ihren gemeinſamen Erinnerungen, ihren Wünſchen und Hoffnungen ſprach.

So verfloß die Zeit ſchnell in heißen, von auf und niederwogenden Gefühlen zerriſſenen Stunden.

Nur der Morgen des Tages, wo Jacques ankommen ſollte, kam ihr entſetzlich lang vor.

Lange, ehe der Zug ankam, war ſie am Bahnhof. Es war eine Zugverſpätung ſignaliſiert worden, und das brachte ſie ganz außer ſich. Sie war optimiſtiſch in all ihren Lebensplänen, und wie ihr Vater wollte ſie ſich ihr Schickſal nach ihrem eigenen Willen geſtalten — ſo kam ihr dieſe Verzögerung, die ſie nicht vorausgeſehen hatte, vor wie ein Verrat. Das fahle Licht, das während dreier Viertelſtunden durch die Glasſcheiben der Halle auf ſie herabzuſickern ſchien, kam ihr vor wie die Körner einer Sanduhr, deren jedes eine Minute bedeutete, die man ihrem Glück geſtohlen hatte.

Sie war ſchon nahe daran, zu verzweifeln, als der Schnellzug endlich im letzten roten Schein der untergehenden Sonne auf dem Geleiſe hielt, und ſie Jacques' hohe, ſchlanke Geſtalt durch das Gedränge auf ſich zukommen ſah. Er blickte ſie mit jenem finſteren, gewaltſamen Ausdruck von Glück an, den ſie an ihm kannte, und ſagte: „Endlich hab ich dich wieder. Ich hatte ſchon Angſt zu ſterben, ehe ich dich wiederſehen würde. Du weißt ja nicht, und ich habe es ſelbſt vorher nicht gewußt, was für eine Qual es iſt, eine ganze Woche von

dir getrennt zu ſein. Ich bin wieder in dem kleinen Gartenhaus in der Via Alfieri geweſen und in dem Zimmer – du weißt wohl – vor dem alten Paſtell habe ich geweint vor Raſerei und Liebe."

Sie ſah ihn mit glücklichem Blick an. „Und ich – du vergißt ganz, daß ich dich herbeirief, daß ich dich bei mir haben wollte und in meiner Einſamkeit die Arme nach dir ausſtreckte. Ich habe deine Briefe in dem Schrank verborgen, wo ich meine Schmuckſachen aufbewahre, und in der Nacht las ich ſie immer wieder und wieder. Es war ſehr unvorſichtig von mir, aber ich war ſo glücklich. In deinen Briefen fühlte ich dich, dein ganzes Selbſt – nur zu ſehr und doch zu wenig."

Sie gingen über den Platz, wo die kofferbeladenen Fiaker daherraſſelten. Thereſe fragte ihn, ob ſie nicht einen Wagen nehmen wollten. Er gab keine Antwort, er ſchien ihre Worte gar nicht gehört zu haben.

Dann ſagte ſie: „Einmal bin ich bis zu deinem Hauſe gegangen, aber ich wagte nicht, es zu betreten. Ich habe nur durch das Gitter geblickt; da ſah ich die Fenſter im Hintergrund des Hofes hinter einer Platane und unter lauter Roſen, und ich dachte: ‚Dort iſt es.' – Ich bin niemals ſo bewegt geweſen."

Er ſah und hörte nicht mehr. Er ſchritt haſtig neben ihr über das Straßenpflaſter. Dann kamen ſie in eine verlaſſene Straße hinter dem Bahnhof. Und dort zwiſchen Holzſtapeln und Kohlenſchuppen ſah ſie ein kleines Hotel mit

Tiſchen vor der Tür und einer Reſtauration im Erdgeſchoß. Die Fenſter waren mit weißen Vorhängen verhüllt.

Dechartre blieb vor einer kleinen Tür ſtehen und ſchob Thereſe in den dunklen Gang hinein.

„Wo führſt du mich hin?“ fragte ſie, „und was iſt die Uhr? Ich muß um halb acht zu Haus ſein. — Wir ſind von Sinnen.“

Und dann, in einem kleinen Zimmer mit roten Tapeten und einem Bett von Nußbaumholz ſchwelgten ſie einen Augenblick in weltentrücktem Vergeſſen.

Und als ſie dann wieder die Treppe hinabſtiegen, ſagte ſie: „Jacques, mein Freund, wir ſind zu glücklich. Wir begehen einen Raub am Leben.“

XXVI

Am nächſten Tage brachte ſie die Droſchke nach einer belebten aber darum nicht minder öden Straße. Es war dort halb düſter, halb heiter, Gartenmauern zwiſchen Neubauten. Der Wagen machte halt, wo die Chauſſee unter der gewölbten Arkade eines ehemaligen Regierungsgebäudes hinlief, das ſich jetzt im Staube der Vergeſſenheit wie aus Laune mitten in die Straße geſchoben hatte. Hier und da lugten grüne Zweige zwiſchen den Quadern hervor und machten dieſen Stadtwinkel heiter.

Während ſie an der kleinen Pforte die Glocke zog, ſah ſie ſich um und erblickte in dem kleinen, rings von Häuſern umſchloſſenen Viereck eine offene Dachluke, aus der ein Flaſchenzug herabhing und einen großen, vergoldeten Schlüſſel, der einem Schloſſer als Wahrzeichen diente. Und ſie nahm alle Einzelheiten dieſer neuen Umgebung in ſich auf, als ob ſie ihr längſt vertraut und bekannt wären.

Eine Schar von Tauben umflatterte ſie, und ſie hörte die Hühner auf dem Hof gackern. Dann erſchien ein Diener mit mächtigem Schnurrbart, um ſie einzulaſſen. Es lag etwas halb Militäriſches, halb Ländliches in ſeinem Äußeren.

Sie trat jetzt in den kiesbeſtreuten Hof, wo eine mächtige

Platane ihren Schatten warf. Auf der linken Seite war die Portierloge; in den Fenſtern hingen Käfige mit Kanarienvögeln. Daneben erhob ſich der weinumrankte Giebel des Nachbarhauſes mit einem Bildhaueratelier, hinter deſſen großen Fenſterſcheiben verſtaubte Gipsfiguren ſtanden.

Zur Rechten war der Hof durch eine niedrige Mauer abgeſchloſſen, auf der Überreſte von wertvollen Frieſen und zerbrochenen Statuetten lagen.

Im Hintergrunde erblickte man das Wohnhaus. Es war nicht ſehr groß und hatte an der Vorderſeite ſechs Fenſter, die unter Efeu und wilden Roſen halb verborgen waren.

Philippe Dechartre hatte darin, von der Architektur des XV. Jahrhunderts entzückt, mit großer Geſchicklichkeit den Charakter eines Privatbaus aus der Zeit Ludwigs XII. wiederzuerwecken verſucht. Das Gebäude war um die Mitte des zweiten Kaiſerreiches begonnen, aber nie zu Ende geführt worden. Der Erbauer ſo vieler Schlöſſer war geſtorben, ehe er noch ſein eigenes Neſt hatte fertigſtellen können. Es hatte dadurch aber nur gewonnen. Es war in einem Stil begonnen, der damals vielleicht ſeinen ausgezeichneten Wert hatte, während er jetzt banal und unzeitgemäß erſchien. Allmählich war es ſeines Rahmens weiter Gärten verluſtig gegangen und nun ſtand der kleine Palaſt Dechartres zwiſchen den Mauern hoher Häuſer eingezwängt. Das rohe, unbehauene Steinwerk hatte ſich in der vergeblichen Erwartung des ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren toten Meiſters abgenutzt, die drei Dachfenſter waren in ihrer plumpen Naivität kaum herausgearbeitet, das Dach war nur ganz ſchlicht und mit geringem

Aufwand von der Witwe des Architekten gerichtet. Aber all dieſe glücklichen Zufälle des zufällig Unvollendeten verbeſſerten die Unſchönheit der allzu ſpäten Altertümlichkeit und archäologiſchen Romantik. Sie vertrugen ſich in aller Demut mit der durch die wachſende Bevölkerung verhäßlichten Gegend.

Kurz und gut, der kleine Palaſt beſaß bei all ſeinem ſcheinbaren Verfall unter ſeiner grünen Decke genügend Reiz. Mit plötzlichem Inſtinkt entdeckte Thereſe auch noch andere Harmonien. In der vornehmen Vernachläſſigung, die ſich von den efeubedeckten Wänden bis zu den matten Fenſterſcheiben des Ateliers, ja ſogar bis auf die hängende, mit ihren Rindenſchuppen das törichte Gras im Hofe beſtreuende Platane erſtreckte, erkannte ſie den Geiſt des Bewohners. Es war die gleiche linkiſche Nonchalance gegen das Beſtehende, die ſich durch die ewige innere Haſt und Not leidenſchaftlich Verliebter hinzieht. Bei aller Freude empfand ſie einen innerſten Schmerz, als ſie die Gleichgültigkeit gewahr wurde, mit der er die Dinge rings um ihn her behandelte. Sie erkannte darin eine vornehme Grazie, zugleich aber auch eine geiſtige Losgelöſtheit, die ihrer eigenen Natur, ihrer Monteſſuyiſchen Seele voller Intereſſen und Fürſorglichkeiten zuwider war. Sie mußte daran denken, wie ſie ſofort in die träumeriſche Laſchheit dieſes verwilderten Erdenwinkels ihre ordnende Aktivität hineintragen, wie ſie den Weg mit Kies beſtreuen und in die Ecke, die ein wenig Sonne hatte, Blumenfreude pflanzen würde. Voller Mitgefühl betrachtete ſie eine Statue, die ſich aus irgendeinem verfallenen Park

hierher verirrt hatte, eine am Boden liegende und über und über mit Moos bewachſene Flora, deren abgebrochene Arme neben ihr ruhten. Sie träumte davon, wie ſie ſie bald wieder aufrichten würde als Figur für den Springbrunnen, deſſen Waſſer jetzt traurig in einen Eimer rannen, der das Becken erſetzen mußte.

Dechartre hatte ſchon ſeit einer Stunde nach ihr ausgeſchaut. Er war froh und unruhig, und als er jetzt die Treppe hinabſtieg, zitterte er in dem Übermaß ſeines Glücks.

Als ſie auf den kühlen Flur traten, wo die ernſte Pracht der Bronze- und Marmorſtatuen aus dem Halbdunkel hervorleuchtete, blieb Thereſe wie betäubt ſtehen. Das Herz klopfte ihr ſo heftig, als ob die einzelnen Schläge ihr die Bruſt zerſprengen wollten.

Er drückte ſie an ſich und küßte ſie lange. Durch das Brauſen, das durch ihre Schläfen klang, vernahm ſie ſeine Stimme, und ſie dachte dabei an die kurze, wilde Liebesſtunde des vorigen Abends. Ganz ermattet vor Wonne erwiderte ſie ſeine Küſſe.

Dann führte er ſie eine hölzerne Wendeltreppe hinauf in den großen Saal, der ſeinem Vater als Arbeitskabinett gedient hatte und wo er ſelbſt zeichnete, modellierte und vor allem las. Die Lektüre war für ihn dasſelbe wie Opium, und er konnte ſtundenlang träumend auf eine Seite hinblicken, die er eben geleſen hatte.

Auf den verblaßten Gobelins, die über den Schränken hingen und bis an die bemalten Balken des Plafonds reichten, ſah man inmitten eines phantaſtiſchen Waldes eine Dame mit

hoher Friſur, zu deren Füßen ein Einhorn im Graſe ausgeſtreckt lag.

Er führte ſie zu dem breiten, niedrigen Divan hin, deſſen Kiſſen mit ſpaniſchen und orientaliſchen Stoffen in düſter leuchtenden Farben bedeckt waren. Aber ſie ließ ſich daneben auf einem Lehnſtuhl nieder.

„Endlich ſind wir wieder zuſammen," ſagte Jacques, „jetzt mag die Welt untergehen."

„Früher habe ich oft an den Weltuntergang gedacht," antwortete ſie, „aber ich fürchte ihn nicht. Monſieur Lagrange hatte ihn mir aus Galanterie verſprochen, und ich wartete immer darauf. Ich habe mich ſoviel gelangweilt, ehe ich dich kannte."

Dann blickte ſie um ſich und betrachtete die Vaſen und Statuetten, die überall auf den Tiſchen umherſtanden, die Gobelins und das glänzende Gewirr von Waffen, Marmorfiguren, Malereien und alten Büchern.

„Was für ſchöne Sachen du haſt!"

„Sie ſtammen zum größten Teil von meinem Vater, der in dem goldenen Zeitalter lebte, wo man noch ſammeln konnte."

Voller Neugier und etwas enttäuſcht ſagte ſie dann: „Aber ich ſehe nichts von dir, weder eine Statue noch ein Relief, nicht einmal ein Medaillon oder eine Plakette."

„Glaubſt du etwa, daß es mir Freude machen würde, inmitten meiner eigenen Werke zu leben? Die Figuren, die ich ſelbſt gemacht habe, kenne ich zu genau, und ſie langweilen

mich. Was kein Geheimnis in ſich birgt, hat auch keinen Reiz mehr."

Sie ſah ihn mit erheucheltem Unwillen an: „Du haſt mir bisher nie geſagt, daß man jeden Reiz für dich verliert, wenn man keine Geheimniſſe mehr für dich hat."

Er legte ſeinen Arm um ihre Hüften: „Ach, das Lebendige iſt ja ſo unendlich geheimnisvoll. Und du, meine Geliebte, bleibſt immer ein Rätſel für mich, deſſen unbekannter Sinn alle Seligkeiten des Lebens und alle Schrecken des Todes in ſich faßt. Habe keine Angſt, dich mir hinzugeben. Ich werde nie aufhören, dich zu begehren, und ich werde dich niemals ganz ergründen. Beſitzen wir überhaupt jemals das, was wir lieben? Alle Küſſe und alle Liebkoſungen, — ſind ſie denn jemals etwas anderes wie wonnige und doch hoffnungsloſe Verſuche ineinander einzudringen? Wenn ich dich in meinen Armen halte, ſuche ich immer noch nach dir und niemals habe ich dich ganz, weil ich dich immer noch begehre, weil ich in dir das Unmögliche und das Grenzenloſe fürchte. Wenn ich es jemals wüßte, wie du wirklich biſt! Siehſt du — weil ich ein paar ſchlechte Figuren geſchaffen habe, deshalb bin ich noch lange kein Bildhauer. Ich bin eher eine Art Dichter oder Philoſoph, der in der Natur der Gegenſtände nach dem forſcht, was ihn quält und beunruhigt. Die bloße Empfindung der Form genügt mir nicht. Meine Kollegen lachen mich aus, weil ich die Sachen nicht ſo einfach nehme wie ſie. Und ſie haben recht. Und dieſes Tier von Choulette hat ebenfalls recht, wenn es verlangt, daß man lebt ohne zu denken und ohne zu begehren. Unſer Freund, der Schuſter

von Santa-Maria-Novella, iſt ein Meiſter der Lebenskunſt, weil er nichts von alledem ahnt, was ihn ungerecht oder unglücklich machen könnte.

Meine Liebe zu dir ſollte naiver ſein und frei von dieſer leidenſchaftlichen Metaphyſik, die mich töricht und ſchlecht werden läßt. Nicht wiſſen und vergeſſen — das iſt das beſte auf der Welt. Komm, komm zu mir, die Sehnſucht nach dir hat mich entſetzlich gequält während unſerer Trennung. Komm, Geliebte, ich muß dich ſelbſt in deinen Armen vergeſſen. Nur in dir kann ich das Vergeſſen finden und mich ſelbſt verlieren."

Er ſchloß ſie in die Arme und hob den Schleier empor, um ſie auf den Mund zu küſſen.

Aber ſie zog den ſchwarzen Flor bis über das Kinn herab, ſie fürchtete ſich beinahe in dieſem großen, fremden Saal, und ein Gefühl von Scham überkam ſie angeſichts all dieſer unbekannten Gegenſtände um ſie her.

„Hier? Aber was denkſt du denn?"

Er ſagte ihr, daß ſie ganz allein im Hauſe ſeien.

„Allein? Und der Mann mit dem furchtbaren Schnurrbart, der mir die Tür geöffnet hat?"

Jacques lächelte: „Das iſt ja Fuſellier, der alte Diener meines Vaters. Mein ganzer Haushalt beſteht nur aus ihm und ſeiner Frau. Über die kannſt du ganz ruhig ſein, ſie ſitzen den ganzen Tag feindlich und biſſig in ihrer Portierloge. Du mußt auch ſeine Frau kennenlernen, aber ich ſage dir im voraus, daß ſie dich ſehr familiär behandeln wird."

„Sag' mal, warum trägt denn Fuſellier als Schweizer und Portier einen ſolchen Tatarenſchnurrbart?"

„Aber Liebſte, die Natur hat ihm ſeinen Bart gegeben, und ich laſſe ihn ihm gern. Es gefällt mir, daß er ſo ausſieht wie ein alter Feldwebel, der ſich auf den Ackerbau verlegt hat. Es kommt mir beinah vor, als ob er mein Gutsnachbar wäre.“

Dann ſetzte er ſich auf eine Ecke des Divans und zog ſie auf ſeine Knie nieder und ſie küßten ſich. Aber plötzlich ſtand ſie raſch auf: „Du mußt mir auch die andern Zimmer zeigen. Ich bin ſehr neugierig und will alles ſehen.“

Er führte ſie nun in die zweite Etage. Die Wände des Korridors waren mit Aquarellen von ſeinem Vater bedeckt. Dann öffnete er eine Tür, und ſie traten in das Zimmer ſeiner Mutter, das ganz mit Palliſander möbliert war.

Jacques hatte es ganz ſo gelaſſen, wie es war, und obgleich es nun ſchon ſeit neun Jahren nicht bewohnt war, machte es doch keinen verödeten Eindruck. Der Spiegelſchrank ſah aus, als ob er darauf wartete, daß die alte Dame ſich in ſeinen Scheiben betrachten würde, und über einer Wanduhr von Onyx ſtand eine nachdenkliche Sappho, die ſich zu langweilen ſchien, weil ſie den Pendel nicht mehr hin- und herſchwingen hörte.

An der Wand hingen zwei Porträts. Das eine war von Rinard und ſtellte Philipp Dechartre dar mit blaſſem Geſicht und wogender Haarfülle. Um ſeinen Mund lag ein Zug von Güte und Beredſamkeit, und die feuchten Augen blickten wie in romantiſche Träumereien verſunken vor ſich hin.

Das andere war ſeine Frau, eine ſchlanke, bewegliche Geſtalt, man hätte ſie beinah ſchön nennen können.

„Das Zimmer meiner armen Mama gleicht mir," ſagte Jacques, „es vermag nicht zu vergeſſen."

„Du ſiehſt deiner Mutter ähnlich," ſagte Thereſe, „du haſt ganz ihre Augen. Paul Vence hat mir erzählt, daß ſie dich vergötterte."

„Ja," erwiderte er lächelnd, „ſie war eine herrliche Frau, ſo intelligent und zartfühlend und dabei ſo entzückend kindiſch. Ihre Mutterliebe ging ins Extreme, ſie ließ mich keinen Augenblick in Ruhe. Auf die Weiſe quälte ſie mich und ſich ſelbſt."

Thereſe betrachtete eine Bronze von Carpeaux, die auf der Kommode ſtand.

„Du ſiehſt hier," erklärte er, „den Kronprinzen mit Ohren wie Zephirflügel, die ſein kaltes Geſicht heiter machen. Die Bronze iſt ein Geſchenk Napoleons III. an meine Eltern. Sie waren in Compiègne. Als der Hof ſich in Fontainebleau aufhielt, machte mein Vater die Pläne für das Schloß und einen Entwurf für die Galerie. Morgens ſtand der Kaiſer gewöhnlich im Gehrock, die Meerſchaumpfeife im Mund neben ihm, wie ein Pinguin auf einem Felſen. Auch ich war damals viel um Bonaparte. Ich hörte ſeine Tiſchgeſpräche mit an, und ſie ſind mir im Gedächtnis geblieben. Der Kaiſer war damals ruhig und friedlich. Seine Schweigſamkeit unterbrach er nur ſelten mit ein paar Worten, die der buſchige Schnurrbart faſt erſtickte. Erſt allmählich wurde er lebhafter und dann ſetzte er meiſt ſeine Maſchinenbau-Ideen auseinander, denn er war ein Techniker und Erfinder. Mit einem Taſchenbleiſtift zeichnete er ſeine Figuren

auf die Skizzen meines darüber untröſtlichen Vaters. So verdarb er ihm regelmäßig zwei oder drei Entwürfe in jeder Woche. Er ſchätzte meinen Vater ſehr und verſprach ihm Arbeiten und Ehren, die damals kommen ſollten. Der Kaiſer iſt ein guter Menſch, aber er hat keinen Einfluß, pflegte meine Mutter zu ſagen. Ich war damals noch ein Kind, aber ſtets iſt mir eine Sympathie für dieſen Mann geblieben, der zwar kein Genie war, wohl aber eine liebevolle und ſchöne Seele hatte, und in den großen Abenteuern des Lebens ſo leichten Mut und eine fataliſtiſche Weichheit zeigte. Und zudem war er mir ſchon ſympathiſch darum, weil er von Menſchen geſchmäht und bekämpft wurde, die ſich an ſeine Stelle ſetzen wollten, und die doch nicht im Grunde ihrer Seele ſeine Liebe zum Volke hatten. Wir haben ſie ja inzwiſchen zur Macht kommen ſehen. Beim Himmel, was ſind es für Schurken! Senator Loyer zum Beiſpiel, der ſich bei euch die Taſchen voll Zigarren ſteckte und mich noch aufforderte, ein gleiches zu tun. ‚Für den Weg,‘ meinte er. Dieſer Loyer iſt ein böſer Menſch, hart gegen Unglückliche, Schwache und Niedere. Und dann Garain. Findeſt du nicht auch, daß er ſeeliſch abſtoßend iſt? Erinnerſt du dich, wie ich das erſtemal bei euch aß, und man über Napoleon ſprach? Du trugſt das Haar tief im Nacken mit einem Diamantpfeil in einem entzückend trotzigen Knoten. Paul Vence ſagte allerlei feine Dinge, die Garain nicht verſtand. Du fragteſt auch mich nach meiner Meinung.“

„Ich wollte dich glänzen ſehen. Ich war ſchon damals ſtolz auf dich.“

„Nein, vor ſo geiſtreichen Leuten hätte ich nicht ein einziges Wort reden können. Und doch hatte ich große Luſt zu erklären, daß mir Napoleon III. mehr zuſagte als der erſte, und daß ich ſeine Geſtalt viel rührender finde. Aber dieſer Gedanke hätte damals wahrſcheinlich ſehr ſchlecht gewirkt. Und außerdem habe ich nicht genug Talent, um mich auch noch mit Politik beſchäftigen zu können.“

Er ging jetzt im Zimmer umher und blickte die einzelnen Möbel liebevoll und zärtlich an. Dann öffnete er eine Schublade des Sekretärs: „Sieh, da iſt Mamas Brille. Wie oft hat ſie danach geſucht. — Aber jetzt will ich dir mein eigenes Zimmer zeigen. Wenn es nicht ganz in Ordnung iſt, ſo bitte ich in Frau Fuſelliers Namen um Entſchuldigung. Sie iſt darauf dreſſiert, meine Unordnung zu reſpektieren.“

Die Vorhänge waren herabgelaſſen und er zog ſie auch nicht auf.

Eine Stunde ſpäter ſchlug Thereſe ſelbſt die Gardinen von rotem Satin zurück. Und das helle Sonnenlicht fiel ihr blendend in die Augen und ſpielte auf ihrem gelöſten Haar. Nach längerem Suchen fand ſie einen venetianiſchen Spiegel mit breitem Ebenholzrahmen und trübem Glas. „Bin ich das wirklich — dieſes düſtere, verſchwommene Geſpenſt da? Über den Spiegel hat dir gewiß noch keine Dame, die ſich darin ſah, Komplimente gemacht.“

Als ſie ein paar Stecknadeln vom Tiſch nahm, entdeckte ſie eine kleine Bronze, die ſie bisher nicht geſehen hatte. Es war eine alte italieniſche Arbeit nach einem niederländiſchen

Muſter: eine nackte Frauengeſtalt mit kurzen Beinen und ſchwerem, verfaltetem Leib, die mit ausgeſtreckten Armen zu laufen ſchien. Sie fand den Ausdruck der Figur gemein und komiſch zugleich, und wußte nicht, was ſie eigentlich täte.

„Sie macht nichts anderes als die Frau Weltlichkeit über dem Portal vom Dom zu Baſel.“

Thereſe war zwar in Baſel geweſen, aber die Frau Weltlichkeit kannte ſie nicht. Sie muſterte alſo die kleine Bronze von neuem und fragte dann doch wieder: „Etwas ſehr Unpaſſendes? Wie iſt es nur denkbar, daß man nur ſchwer ſagen darf, was ſich über einem Kirchenportal befindet?“

Plötzlich wurde ſie unruhig: „Gott im Himmel, was werden Fuſellier und ſeine Frau von mir denken!“

Dann entdeckte ſie an der Wand ein Medaillon, das von Dechartre modelliert war. Es ſtellte das Profil eines kleinen Mädchens mit amüſant laſterhaftem Ausdruck dar.

„Wer iſt das?“

„Ach, das iſt Claire. Ein kleines Zeitungsmädchen, das mir jeden Morgen den Figaro brachte. Sie hatte lauter Grübchen in den Backen, die wie zum Küſſen geſchaffen ausſahen. Und einmal habe ich ihr geſagt: ‚Ich möchte ein Porträt von dir machen.‘ Darauf erſchien ſie an einem Sommertage mit Ohrgehängen und Ringen, die ſie ſich auf dem Jahrmarkt in Neuilly gekauft hatte. Aber ſpäter iſt ſie nicht mehr gekommen. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden iſt. Sie war zu elementar, um eine richtige Kokette zu werden. Soll ich die Plakette wegnehmen?“

„O nein, es macht ſich ſo gut hier in der Ecke. Auf dieſe Claire bin ich nicht eiferſüchtig —“

Es war jetzt Zeit für ſie, nach Hauſe zu gehen. Aber ſie konnte ſich nicht entſchließen, aufzubrechen. Sie ſchlang ihre Arme um den Hals des Freundes: „O ich habe dich ſo lieb. Und du biſt heute ſo froh und haſt ſoviel gelacht. Das ſteht dir ſo gut. Es liegt etwas ſo Feines und Leichtes in deiner Fröhlichkeit. Ich möchte dich immer ſo glücklich machen können. Ich ſehne mich ſo nach Freude, beinah ebenſoſehr wie nach Liebe. Und wer ſoll mir Freude geben, wenn du es nicht tuſt.“

XXVII

Thereſe war jetzt ſchon ſeit ſechs Wochen wieder in Paris, und ſie lebte immer noch in dem ſeligen Halbſchlaf des Glücks, in ſeligem, gedankenloſen Dahinträumen.

Jeden Tag ſah ſie Jacques in dem kleinen Hauſe mit der ſchattigen Platane, und wenn ſie ſich dann gegen Abend endlich wieder voneinander losriſſen, ſo nahm ſie doch die köſtliche Erinnerung an die vergangenen Stunden mit ſich fort. Und dieſe wohlige Mattigkeit, aus der immer wieder ein neues Verlangen emporwuchs, war gleichſam das Band, das ſich von einer Liebesſtunde zur andern ſchlang.

Sie hatten in allen Dingen denſelben Geſchmack, dieſelben Phantaſien, ja ſelbſt die gleichen Launen.

So machte es ihnen Freude, die zweifelhaften Gegenden an der Grenze der Stadt zu durchſtreifen: die kleinen Gaſſen mit den rot angeſtrichenen Wirtshäuſern im Schatten der Akazien, die ſteinigen Wege, wo zahlloſe Brenneſſeln am Fuße der Mauern wuchſen. Und dann wanderten ſie durch die kleinen Gehölze und durch die Felder, wo nur Fabrikſchornſteine ihre Rauchwolken zum klaren Himmel emporſandten. Und Thereſe fühlte ſich ſo glücklich, wenn ſie ſo an ſeiner Seite dahinging. Sie kannte ſich ſelbſt in dieſer Umgebung

nicht wieder und es kam ihr vor, als ob ſie ſich mit ihm in ein fremdes Land verirrt hätte.

So war ihnen heute die Laune gekommen, das Dampfboot zu beſteigen, das ſie ſooft von ihrem Fenſter aus geſehen hatte. Sie hatte keine Angſt, erkannt zu werden. Die Gefahr war auch nicht groß, und ſeit ſie liebte, hatte ſie alle Vorſicht vergeſſen. Sie fuhren an den Ufern entlang, die lachender und lachender wurden, und entrannen der ſtaubigen Kahlheit der Vorſtädte. Sie ſtreiften Inſeln mit Baumgruppen, die kleine Kneipen und zahlloſe an den Weiden feſtgebundene Ruderboote beſchatten mußten. In le Bas-Meudon ſtiegen ſie aus. Als Thereſe über Hitze und Durſt klagte, führte er ſie durch eine Seitentür in ein Wirtshaus, wo möblierte Zimmer vermietet wurden. Es war ein kleines Gebäude mit vielen Holzgalerien, das in der ländlichen Stille zu ſchlummern und nur auf die Sonntage zu warten ſchien, wo das Gebrüll der Matroſen und das Gelächter der Dirnen ſeine Räume erfüllte, vermiſcht mit Tabaksqualm und Küchengerüchen.

Sie ſtiegen die Leiter hinauf, die als Treppe diente und unter jedem Schritt krachte. Dann nahmen ſie ein Zimmer im erſten Stock. Die Kellnerin brachte ihnen Wein und Biskuits.

Das Bett war hinter wollenen Vorhängen verborgen, und auf dem Kamin, der ſchräg vor einer Ecke des Zimmers angebracht war, hing ein ovaler Spiegel mit bemaltem Rahmen. Durch das offene Fenſter ſah man auf die Seine, auf die weiten, grünen Wieſenflächen und die fernen Hügel,

die in warmem Lichte gebadet dalagen, während die Sonne ſchon faſt die Spitzen der Pappeln berührte. Am Ufer des Fluſſes tanzten zahlloſe Mückenſchwärme. Und die vibrierende Stille des Sommerabends lag über der Erde und über den Gewäſſern und erfüllte die ganze Luft.

Thereſe blickte lange auf den ruhig dahinfließenden Strom. Langſam durchſchnitt das Dampfboot die Flut, die ſich unter ſeinen Kiel teilte, und wenn die langen Wellen das Ufer berührten, ſo ſah es aus, als ob das kleine Haus wie ein Schiff hin- und herſchaukelte.

„Ich habe das Waſſer ſo gern," ſagte ſie, während ſie ſich nach ihrem Freunde umwandte. „Mein Gott, ich bin ſo glücklich!"

Ihre Lippen fanden ſich, und während ſie hinſanken in verzückter Liebesraſerei, verrann die Zeit, ohne daß ſie etwas davon wußten. Nur alle zehn Minuten, wenn wieder ein Dampfboot vorüberkam, drang das Plätſchern der Wellen durch das halbgeöffnete Fenſter zu ihnen herein.

Dann richtete Thereſe ſich wieder auf. Ihre Kleider lagen ungeduldig hingeworfen auf dem Fußboden umher, und nun erblickte ſie im Spiegel ihren blühenden nackten Körper.

„Ja, es iſt doch wahr, daß ich zur Liebe geſchaffen bin," antwortete ſie auf die zärtlichen Lobſprüche ihres Freundes.

Und mit einer Art verſchämter Lüſternheit betrachtete ſie ihre eigenen Formen in dem roſigen Licht, das bleiche Roſen auf ihren Wangen und purpurne auf Lippen und Buſen erblühen ließ. „Ich liebe mich, weil du mich liebſt."

Ja, er liebte ſie, und er konnte ſich ſelbſt nicht erklären, warum er ſo mit dieſer glühenden Andacht, mit dieſer heiligen Wut liebte. Es war nicht nur, weil ſie ſo ſelten, ſo wunderbar ſchön war. Ihre Linien waren ſchön, aber die Linien des Körpers folgen jeder Bewegung. Man vermag ſie niemals feſtzuhalten, und ihr ſteter Wechſel iſt die Urſache aller äſthetiſchen Freuden und Qualen. Die ſchönen Linien ſind wie ein Blitz, der dem Auge ſchmerzliches Entzücken bereitet, mit Staunen und Bewunderung weidet man ſich an ihnen. Aber das, was die Liebe und das Verlangen ſo gebieteriſch wachruft, iſt eine höhere, eine furchtbare Gewalt, die noch mächtiger iſt wie die Schönheit. Unter tauſend Frauen findet man vielleicht eine einzige, von der man niemals wieder loslaſſen kann, wenn man ſie einmal beſeſſen hat, die man immer wieder und wieder beſitzen will. Es iſt die holde Blüte ihres Körpers, die dieſes unheilbare Liebesleid in die Bruſt des Mannes ſenkt. Und es iſt noch etwas anderes, das ſich nicht in Worte faſſen läßt, gleichſam die Seele ihres Körpers.

Und Thereſe war eine von jenen Frauen, die man weder betrügen noch verlaſſen konnte.

Und nun rief ſie voller Freude: „Kann man wirklich nicht wieder von mir laſſen? Sag es mir noch einmal.“

Sie wollte wiſſen, warum er ſie nicht modellierte, wenn er ſie doch ſo ſchön fand.

„Warum? Weil ich nur ein mittelmäßiger Bildhauer bin. Und daß ich mir ſelbſt darüber klar bin, iſt ein Beweis dafür, daß mein Geiſt nicht mittelmäßig iſt.

Wenn du mich aber durchaus für einen großen Künſtler

halten willſt, ſo werde ich dir noch einen andern Grund angeben. Um eine Figur zu ſchaffen, die wirklich Leben hat, muß man das Modell als untergeordnetes Material auffaſſen, das man hin- und herkneten und bearbeiten kann, gleichſam um die Eſſenz der Schönheit daraus zu gewinnen. Und bei dir — deine Formen, dein Körper, alles an dir bedeutet für mich etwas ſo unſagbar Koſtbares. Wenn ich eine Büſte von dir machen wollte, müßte ich mich an all dieſe Einzelheiten klammern, die für mich alles bedeuten, weil ſie ein Teil von dir ſind. Ich würde mich ganz in meine Arbeit verbeißen und doch kein harmoniſches Ganze herausbringen."

Sie ſah ihn etwas erſtaunt an, und er fuhr fort: „Aus dem Gedächtnis iſt es etwas anderes. Ich habe eine kleine Bleiſtiftſkizze von dir gemacht, die ich immer bei mir trage."

Als ſie es abſolut ſehen wollte, zeigte er ihr die einfache, kühne Zeichnung in ſeinem Skizzenbuch. Aber ſie erkannte ſich nicht wieder, ſie fand es zu hart, und es lag etwas darin, was ihr fremd vorkam.

„Alſo ſo ſiehſt du mich? So lebt mein Bild in dir?"

Er machte das Buch wieder zu: „Nein, es iſt nur ein Verſuch, ein angeſchlagener Ton. Aber ich glaube doch, daß es richtig aufgefaßt iſt. Es iſt möglich, daß du dich ſelbſt nicht ſo ſiehſt, wie ich dich ſehe. Überhaupt ſieht jeder dasſelbe Weſen mit anderen Augen an."

Und in beinah heiterem Tone fügte er hinzu: „Und in dieſem Sinn kann man auch behaupten, daß ein und dieſelbe Frau niemals zwei verſchiedenen Männern angehören kann. — Das iſt eine Idee von Paul Vence."

„Ich glaube, er hat recht," ſagte Thereſe. Dann fragte ſie: „Wie ſpät iſt es?"

Es war ſieben. Sie drängte zum Aufbruch. Sie kam jetzt faſt jeden Tag zu ſpät nach Hauſe. Und ihr Mann fing ſchon an, Bemerkungen darüber zu machen. „Wir ſind jetzt bei allen Diners die Letzten," hatte er geſagt, „es iſt wirklich fatal."

Aber da er faſt täglich im Palais Bourbon, wo man das Budget diskutierte, aufgehalten wurde und außerdem als Berichterſtatter der Ausſchußkommiſſion viel zu tun hatte, ließ er ſelbſt häufig auf ſich warten. Und ſo kam es, daß die Intereſſen des Staates Thereſens Unpünktlichkeit zum Deckmantel dienen mußten.

Sie erinnerte ſich lächelnd an einen Abend, wo ſie erſt um halb neun bei Madame Garain erſchienen war. Sie hatte ſchon einen Skandal befürchtet, aber es war gerade der Tag der großen Interpellation. Ihr Mann kam erſt um neun Uhr mit Garain von der Kammer, und ſie dinierten beide im Gehrock. Aber ſie hatten das Miniſterium gerettet.

Dann wurde ſie nachdenklich.

„Wenn die Kammer Ferien macht, mein Lieber, ſo habe ich gar keinen Grund mehr, in Paris zu bleiben. Mein Vater kann jetzt ſchon nicht mehr begreifen, was mich hier zurückhält. In acht Tagen muß ich zu ihm nach Dinard. Aber was ſoll ich ohne dich anfangen?"

Sie faltete die Hände und ſah ihn unſagbar zärtlich und traurig an. Aber er entgegnete finſter: „Nein, Thereſe, ich habe viel mehr Grund zu fragen, was aus mir werden ſoll;

wenn du nicht bei mir biſt, kommen all die ſchwarzen Gedanken wieder über mich und laſſen mich nicht los.“

Sie fragte, was für Gedanken er meine, und er entgegnete: „Ich habe es dir ja ſchon geſagt, du Geliebte. Ich muß dich ſelbſt in dir vergeſſen. Und wenn du fort biſt, wird die Erinnerung an dich mich quälen. Aber es iſt ganz in der Ordnung, ich muß eben für das Glück bezahlen, das du mir gibſt.“

XXVIII

Das Meer war klar und blau und warf ſeine ſilbergekrönten Wellen mit leiſem Plätſchern gegen den Strand.

Der Tag war ſo heiter, daß es beinah ſchien, als ob die Sonne Griechenlands auf Chateaubriands Grab herabſchiene.

Thereſe ſaß in ihrem Zimmer. Die laubumrankten Fenſter gingen auf den Balkon heraus, von dem man über die Myrten und Tamarindenbäume des Gartens hinweg einen weiten Blick auf den Strand und das Meer mit ſeinen Inſeln und Vorgebirgen genoß.

Sie las die Briefe, die ſie ſich am Morgen von der Poſt in St. Malo abgeholt hatte. Unterwegs, im Fährboot konnte ſie ſie nicht öffnen. Aber gleich nach dem Frühſtück hatte ſie ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen, jetzt las ſie begierig und gab ſich ganz dem flüchtigen Genuß hin.

Um zwei Uhr ſollte ſie mit ihrem Vater, der Prinzeſſin Seniavine, Madame Berthier d'Eyzelles, der Gattin des Deputierten, und Madame Raymond eine Wagenpartie machen.

Sie hatte heute zwei Briefe bekommen. Der erſte, den ſie las, atmete den heitern, berückenden Hauch der Liebe. Noch nie hatte Jacques ihr ſo einfach, ſo glückſtrahlend und ſo entzückend geſchrieben.

Seit er ſie liebte, ſagte er ihr, war ihm ſo leicht zumute, als ob ſeine Füße kaum mehr den Erdboden berührten. Er hatte nur die eine Angſt, daß alles ein Traum ſei, und daß er auf einmal erwachen könnte, ohne ſie jemals gekannt zu haben. Ja, es war ein Traum. Und was für ein Traum! Das Gartenhaus in der Via Alfieri, das kleine Wirtshaus in Meudon — ihre Küſſe, ihre göttlichen Schultern, ihr ſchlanker, geſchmeidiger Körper mit ſeinen lachenden Grübchen, mit ſeinem friſchen Duft, der ſo balſamiſch war wie ein Bach, der unter Blumen dahinfließt. Und wenn er nicht träumte, ſo war es ein Rauſch, und er war wie der Trunkene, der anfängt zu ſingen. Er war ſo glücklich, daß ſeine Vernunft ihn völlig verlaſſen hatte. Und jetzt, wo ſie nicht bei ihm war, ſah er ſie doch immer vor ſich: „Ja, ich ſehe dich, du biſt mir nah, ich ſehe die Wimpern, die deine Augen beſchatten, — deine grauen Augen, die ſchöner ſind wie das Blau des Himmels und wie die ſchönſten Blumen, ich ſehe deine Lippen, die köſtlichen Früchten gleichen, deine Wangen und die zwei geliebten Grübchen darin, wenn du lachſt. Ich ſehe dich und du biſt ſo ſchön, ſo begehrenswert, aber du entfliehſt mir, du entgleiteſt mir immer wieder. Wenn ich die Arme nach dir ausbreite, biſt du entſchwunden und dann entdecke ich dich wieder — in weiter, weiter Ferne, wie du am hellen Strande ſtehſt, in deinem roſa Kleid und mit deinem Schirm. Und du biſt nicht größer wie ein Zweig blühender Heide, ſo klein wie ich dich einmal in Florenz vom Campanile herab geſehen habe. Und wie damals ſage ich mir auch jetzt wieder: ein Grashalm würde hinreichen, ſie meinen Blicken zu entziehen

und doch iſt ſie alles für mich, eine ganze Welt von Schmerz und Freude."

Dann beklagte er ſich wieder über die qualvolle Entfernung, die zwiſchen ihnen lag. Und doch leuchtete das glückſelige Lächeln der Liebe durch ſeine Klagen hindurch. Er drohte ihr ſcherzend damit, daß er ſie in Dinard aufſuchen würde. „Du brauchſt nichts zu fürchten. Kein Menſch wird mich erkennen. Ich werde mich als Hauſierer ankleiden, der mit Gipsfiguren handelt. In einer grauen Bluſe und leinenen Hoſe werde ich am Gitter der Villa Monteſſuy die Glocke ziehen, Bart und Geſicht mit weißem Staub gepudert. Und du wirſt mich an den Statuetten erkennen, die ich auf dem Brett auf meinen Kopf trage. Denn es werden lauter Amors ſein: ein treuer Amor, ein eiferſüchtiger Armor, ein zärtlicher Amor und ein wilder Amor — nein, viele wilde Amors. Und dann rufe ich mit lauter, tiefer Stimme wie die Hauſierer in Piſa und Florenz: Tutti gli Amori per la Signora Teresina."

Durch die letzte Seite des Briefes klang ein ruhiger, liebevoller Ton. Und dazwiſchen förmlich andächtige Wendungen, bei denen Thereſe an die Gebetbücher denken mußte, die ſie als Kind geleſen. „Ich liebe dich und ich liebe alles an dir. Die Erde, die dich trägt, die die Laſt deines Körpers kaum fühlt und der du neuen Reiz verleihſt. Ich liebe das Licht, das macht, daß ich dich ſehen kann, und die Luft, die du einatmeſt. Ich liebe die Platane, die auf meinem Hof wächſt, weil du ſie angeblickt haſt. — Heute nacht bin ich durch die Allee gegangen, wo ich dir damals an einem Winter-

abend begegnet bin, und ich habe einen Zweig von dem Buſch abgebrochen, auf dem deine Augen damals geruht haben. Und hier, in dieſer Stadt, wo du nicht mehr weilſt, ſehe ich nur dich."

Am Schluß erzählte er ihr, daß er auswärts frühſtücken wolle. Madame Fuſellier war geſtern nach Novers, ihrem Geburtsort, gereiſt, und ſo war ſein Haushalt ganz aufgelöſt. Er wollte ein Reſtaurant in der Rue Royale aufſuchen, wo er ſchon bekannt war. Und dort unter lauter gleichgültigen Menſchen würde er ſich vorkommen, als ob ſie bei ihm wäre.

Wie ermattet durch ſeine unſichtbaren Liebkoſungen, ſchloß Thereſe die Augen und lehnte den Kopf zurück. Als ſie dann das Raſſeln der Mailcoach vernahm, die vor der Treppe hielt, öffnete ſie den zweiten Brief. Und wie ſie die veränderte Handſchrift, die ſchwankenden, haſtig hingeworfenen Buchſtaben ſah, erſchrak ſie.

Die erſten, unklaren Worte ließen eine plötzlich erwachte Angſt und einen düſteren Verdacht durchblicken: „Thereſe, Thereſe, warum gabſt du dich mir, wenn du dich nicht ganz geben konnteſt? Was hat es dir geholfen, daß du mich belogſt, nun ich es doch erfahren habe, was ich nicht wiſſen wollte."

Sie hielt inne, und ihre Augen verſchleierten ſich. Dann dachte ſie: Und wir waren gerade ſo glücklich. Mein Gott, was iſt nur geſchehen. Während ich mich an ſeiner Freude ſonnte, war ſie ſchon wieder verflogen. Man ſollte lieber überhaupt nicht ſchreiben, denn die Gefühle, von denen ein

Brief ſpricht, ſind in dem Augenblick, wo ihn der andere lieſt, doch ſchon wieder ausgelöſcht und entſchwunden.

Dann las ſie weiter. Und als ſie ſah, daß ſein Herz von Eiferſucht zerriſſen war, ſank ihr der Mut.

Wenn ich ihm noch nicht bewieſen habe, daß ich ihn mit allen Kräften liebe, daß ihm mein ganzes Sein gehört, wie ſoll ich ihn dann jemals davon überzeugen?

Sie brannte darauf, zu erfahren, weshalb er plötzlich ſo außer ſich war. Und Jacques Brief ſagte es ihr: Er hatte in einem Reſtaurant an der Rue Royale gefrühſtückt und dort einen alten Bekannten getroffen, der gerade auf der Durchreiſe in Paris war. Sie hatten miteinander geplaudert, und der Zufall wollte, daß dieſer Mann, der überall in der Geſellſchaft verkehrte, auch die Gräfin Martin kannte und von ihr ſprach. — Hier unterbrach Jacques plötzlich ſeine Erzählung, um ſeinem Schmerz Luft zu machen: „Thereſe, Thereſe, warum haſt du mich belogen, wenn ich doch eines Tages erfahren mußte, was nur ich nicht gewußt habe. Aber die Schuld liegt mehr auf meiner Seite, wie auf deiner. Der Brief, den Du bei Sankt Michael in den Karſten warfſt, die Rendezvous am Bahnhof in Florenz hätten hingereicht, mich zu belehren, wäre ich nicht darauf verſeſſen geweſen, allem Augenſchein zum Trotz an meinen Illuſionen feſtzuhalten. Ich wollte nicht — nein, ich wollte es nicht wiſſen, daß du einem andern angehört haſt — in dem Moment, wo du dich mir zu eigen gabſt, mit dieſer kühnen Anmut, dieſer hinreißenden Glut, an der ich zu vergehen meinte. Ich wußte nichts und wollte nichts wiſſen. Ich habe damals nicht weiter gefragt

aus Angſt, daß du nicht imſtande ſeiſt, mich länger zu belügen. O, ich war ſo ſchlau — und ſo hat es kommen müſſen, daß irgendein Tölpel mir plötzlich — an der Tafel eines Reſtaurants, die Augen öffnete und mich zwang, zu ſehen. O und jetzt, wo ich nicht mehr zweifeln kann, jetzt kommt es mir vor, als ob jener Zweifel Seligkeit geweſen wäre. Er hat den Namen genannt, jenen Namen, den ich ſchon in Florenz aus Miß Bells Munde gehört hatte und hat noch hinzugefügt: ‚Die Sache iſt allgemin bekannt.‘

Alſo, du haſt ihn geliebt und liebſt ihn noch!

Und wenn ich in der Einſamkeit meines Zimmers meine Zähne in das Kiſſen preſſe, wo dein Kopf geruht hat, — dann iſt er vielleicht bei dir. Ja, er iſt in deiner Nähe. Man hat mir geſagt, daß er jedes Jahr zu den Rennen nach Dinard geht. Ich ſehe ihn vor mir, ich ſehe alles. Wenn du wüßteſt, was für Vorſtellungen mich quälen, würdeſt du ſagen: er iſt von Sinnen, und du würdeſt Mitleid mit mir fühlen.

O ich wollte, ich könnte dich vergeſſen — dich und alles andere. Aber ich kann nicht. Du weißt, daß ich dich nur in dir ſelbſt vergeſſen kann. Unaufhörlich ſehe ich euch zuſammen. Es iſt eine furchtbare Qual. Damals, in jener Nacht — du weißt — am Ufer des Arno, da glaubte ich unglücklich zu ſein. Aber ich wußte damals überhaupt noch nicht, was leiden bedeutet. Jetzt erſt weiß ich es.“

Als Thereſe zu Ende geleſen hatte, dachte ſie: Ein zufällig hingeworfenes Wort hat ihn in dieſen Zuſtand verſetzt. Ein bloßes Wort hat dieſe wahnſinnige Verzweiflung über ihn gebracht. Und ſie ſuchte zu ergründen, wer jener Elende

ſein mochte, der ſo über ſie geſprochen hatte. Sie hegte Verdacht gegen ein paar junge Leute, die Le Menil ihr einmal vorgeſtellt, und vor denen er ſie gewarnt hatte. Und in einer Anwandlung von jener blaſſen, kalten Wut, die ſie von ihrem Vater geerbt hatte, ſagte ſie ſich: „Ich werde es ſchon erfahren.“

Aber was ſollte ſie bis dahin tun? Sie wußte, daß ihr Freund ſich in ſinnloſer Verzweiflung aufrieb, und ſie konnte nicht zu ihm eilen, ihn in ihre Arme zu ſchließen, ſich ihm mit Leib und Seele hingeben, damit er fühlen mußte, daß ſie ganz ſein war, daß er ihr glauben mußte. — Und ihm ſchreiben? Wieviel beſſer wäre es geweſen, ſelbſt bei ihm zu ſein, an ſein Herz zu ſinken und ihm dann zu ſagen: „Wage es, jetzt noch zu glauben, daß ich nicht dir ganz allein gehöre!“

Und doch blieb ihr nichts anderes übrig, wie ihm zu ſchreiben. Aber als ſie ihren Brief kaum angefangen hatte, hörte ſie Stimmen und Gelächter im Garten. Die Prinzeſſin Seniavine war ſchon dabei, den hohen Tritt des Wagens zu erſteigen.

Thereſe ging hinab. Lächelnd und ruhig trat ſie auf die Terraſſe. Der große mit Mohnblumen geſchmückte Strohhut warf einen klaren Schatten über ihr Geſicht, aus dem nur die glänzenden, grauen Augen hervorleuchteten.

„Mein Gott, wie iſt ſie ſchön,“ rief die Prinzeſſin Seniavine, „und wie ſchade, daß man ſie niemals ſieht. In aller Morgenfrühe ſteigt ſie ſchon in die Fähre und wandelt durch die Straßen von St. Malo. Und am Nachmittag ſchließt

ſie ſich in ihr Zimmer ein. Sie will nichts mit uns zu tun haben.“

Dann fuhren ſie den Strand entlang, an all den Villen und terraſſenförmig angelegten Gärten vorbei, die den Rand des Hügels kränzten. Zur Linken ſah man die Wälder und Türme von St. Malo aus dem blauen Meer emporragen. Dann bog der Wagen in einen Weg ein, der zu beiden Seiten von grünen Hecken eingefaßt war. Dort begegneten ihnen einige Bauernfrauen aus Dinard mit ihren großen Battiſthauben, deren Flügel im Winde flatterten.

„Es iſt ſchade,“ ſagte Madame Raymond, die neben Monteſſuy ſaß, „daß die alten Volkstrachten ſich immer mehr verlieren. Daran ſind die Eiſenbahnen ſchuld.“

„Ja, das iſt richtig,“ antwortete Monteſſuy, „wenn die Eiſenbahnen nicht wären, ſo würden die Landleute mehr an ihren maleriſchen Koſtümen feſtgehalten haben. Aber dann hätten wir ſie wahrſcheinlich nie zu ſehen bekommen.“

„Was tut das?“ meinte Madame Raymond, „wir könnten ſie uns doch wenigſtens vorſtellen.“

„Aber,“ fragte jetzt die Prinzeſſin Seniavine, „ſind Sie wirklich imſtande, ſich etwas Intereſſantes vorzuſtellen? Ich bringe das niemals fertig.“

Madame Raymond, die aus den Büchern ihres Gatten einige vage Begriffe von Philoſophie geſchöpft hatte, erklärte, die Dinge an ſich ſeien überhaupt nichts, es komme nur auf die Idee an.

Und Madame Martin murmelte, ohne Madame Berthier d'Eyzelles, die neben ihr auf der zweiten Bank ſaß, an-

zublicken: „O ja, die Menſchen ſind imſtande wie taub und blind irgendeiner Idee nachzujagen; ſie ſehen und hören nichts anderes, und es iſt vergebene Mühe, ſie davon abbringen zu wollen.“

„Aber Liebſte,“ ſagte jetzt der Graf Martin, der ihr gegenüber neben der Prinzeſſin ſaß, „wenn man nicht eine beſtimmte Idee verfolgt, gibt man ſich ganz dem Zufall anheim, — à propos, Monteſſuy, haben Sie die Rede von Loyer bei der Enthüllung der Statue Cadet-Gaſſicourts geleſen? Ein glänzendes Debut! Loyer hat ſehr viel politiſche Einſicht.“

Sie fuhren jetzt an der Mauer eines Parkes hin. Der Weg lag ganz im Schatten, und die hohen Bäume wehrten jede Ausſicht.

„Iſt das Guerric?“ fragte die Prinzeſſin Seniavine.

Jetzt wurde plötzlich ein verſchloſſenes Gittertor zwiſchen zwei von Löwen gekrönten ſteinernen Pfeilern ſichtbar, und durch die Eiſenſtäbe erblickte man am Ende einer ſchattigen Lindenallee die grauen Steinmauern des Schloſſes.

„Ja,“ ſagte Monteſſuy, „das iſt Guerric.“ Dann wandte er ſich an Thereſe: „Du haſt den Marquis de Re ... ja gut gekannt. Er hatte ſich noch mit fünfundſechzig Jahren ſeine volle Jugendkraft bewahrt. Er war tonangebend in allem, was die Mode betraf, und wurde viel geliebt. Die jungen Leute kopierten ſeinen Paletot, ſein Monokle, ſeine Art ſich zu bewegen und ſeine liebenswürdige Unverſchämtheit. Aber plötzlich verſchwand er aus der Geſellſchaft. Sein Haus wurde zugeſchloſſen, ſeine Pferde verkauft, und er ſelbſt zeigte ſich nicht mehr. Erinnerſt du dich nicht mehr, Thereſe? Du

warſt damals erſt kurze Zeit verheiratet, und er verkehrte viel bei euch. Eines Tages erfuhr man, daß er Paris verlaſſen hatte. Er war mitten im Winter hier nach Guerric hinausgezogen. Natürlich forſchte man nach der Urſache dieſes plötzlichen Rückzugs, und es wurde vermutet, daß irgendein Schickſalsſchlag — vielleicht die Demütigung, zum erſtenmal in ſeinem Leben umſonſt um die Gunſt irgendeiner Frau geworben zu haben, und die Angſt, vor den Augen der Welt zu altern — ihn dazu getrieben habe. Das Alter war ja das, was er am meiſten fürchtete. Während er ſechs Jahre, die er jetzt ſchon in dieſer Zurückgezogenheit lebt, hat er tatſächlich ſein Schloß und ſeinen Park niemals verlaſſen. Er ſieht in Guerric nur zwei oder drei alte Herren, mit denen er ſeine Jugend gemeinſam verlebt hat. Nur für ſie öffnet ſich dieſes verſchloſſene Gitter. Sonſt hat kein Menſch ihn je wiedergeſehen, und es wird ihn auch niemand zu Geſicht bekommen. Für die Welt iſt er geſtorben. Und ich finde, es liegt etwas von wahrer Größe darin."

Und Thereſe dachte an den liebenswürdigen alten Herrn, der einſt mit ihr ſeine galante Laufbahn ruhmreich hatte beſchließen wollen. Sie wandte ſich um und blickte auf das Schloß, deſſen vier Türme zwiſchen den grauen Eichenſtämmen emporragten.

Als ſie zurückgekehrt waren, ſchützte ſie Migräne vor und erklärte, daß ſie nicht zum Diner erſcheinen würde. Dann ſchloß ſie ſich in ihr Zimmer ein nahm den Brief, der ihr ſoviel Kummer bereitete, aus ihrem Schmuckkaſten. Sie las die letzte Seite noch einmal durch. „Der Gedanke, daß Du

einem andern angehörſt, brennt in mir und zerreißt mir das Herz. Und ich wollte wenigſtens, daß es nicht gerade der wäre."

Das war förmlich zur fixen Idee bei ihm geworden. Dreimal auf derſelben Seite ſagte er: „Ich wollte nur, daß es nicht gerade der wäre."

Und auch ihre Gedanken drehten ſich nur um einen Punkt: ſie wollte ihn nicht verlieren.

Nur um ihn nicht zu verlieren, hatte ſie ja alles das geſagt und getan.

Sie ſetzte ſich jetzt an den Tiſch und ſchrieb in einem Zug einen langen Brief voll eindringlicher, tiefer Zärtlichkeit. Wie ein Angſtſchrei kehrten immer die Worte wieder: „Ich liebe Dich, ich liebe Dich. Ich habe nur Dich geliebt. Sieh, Du allein füllſt mein Herz, mein ganzes Sein aus, nur Du. Höre auf mich. Ich ſchwöre Dir, ich habe niemanden geliebt, niemals vor Dir geliebt."

Und während ſie ſchrieb, vermiſchte das unendliche Brauſen des Meeres ſich mit den Seufzern, die aus ihrer Bruſt drangen. Sie wollte wahr ſein und glaubte ſelbſt, daß ſie die Wahrheit ſagte. Und es war auch alles wahr, was ſie ihm ſchrieb, weil es aus ihrer tiefen, wahren Liebe hervorging.

Als ſie dann den ſicheren, ſchweren Schritt ihres Vaters auf der Treppe hörte, verbarg ſie den Brief und öffnete die Tür. Monteſſuy fragte zärtlich, ob ihr noch nicht beſſer ſei.

„Ich wollte dir gute Nacht ſagen und dich um etwas fragen. Wahrſcheinlich werde ich Le Menil morgen bei den

Rennen treffen. Er iſt ein Gewohnheitsmenſch und kommt alle Jahr dorthin. Und wenn ich ihn nun treffe, Liebling — würdeſt du etwas Unpaſſendes darin finden, wenn ich ihn einlade, ein paar Tage hier zuzubringen. Dein Mann meinte, es würde eine angenehme Zerſtreuung für dich ſein. Wir könnten ihm das blaue Zimmer geben."

„Ganz, wie du willſt. Aber es wäre mir lieber, wenn du das blaue Zimmer für Paul Vence reſervierteſt, der große Luſt hat, herzukommen. Und es iſt ebenfalls möglich, daß Choulette kommt, ohne ſich vorher anzumelden. Wahrſcheinlich wird er eines ſchönen Tages wie ein Bettler an der Haustür läuten. Du weißt übrigens, daß mein Mann ſich irrt, wenn er glaubt, Le Menil ſei mir ſympathiſch. Und außerdem muß ich nächſte Woche auf ein paar Tage nach Paris."

XXIX

Vierundzwanzig Stunden ſpäter als ihr Brief war Thereſe ſelbſt bei Jacques. Es war ihr nicht ſchwer geworden, einen Vorwand zu dieſer Fahrt nach Paris zu finden. Sie war mit ihrem Mann zuſammen gereiſt, der ſeine Wahlangelegenheit in Aiſne betreiben wollte, wo die Sozialiſten gegen ihn agitierten. Sie überraſchte Jacques am frühen Morgen in ſeinem Atelier. Er entwarf gerade eine große Statue, die Florenz darſtellen ſollte, wie es am Ufer des Arno um ſeinen entſchwundenen Glanz trauert.

Das Modell, das auf einem hohen Podium thronte, blieb ruhig in ſeiner Poſe ſitzen. Es war ein hochgewachſenes, brünettes Mädchen. Das ſcharfe Licht, das durch die Scheiben hereinfiel, hob die ſchönen Linien ihrer Schenkel und Beine hervor, aber das Geſicht hatte etwas Hartes, die Bruſt war zu ſtark geädert, die Knie mager und faltig, und der Bauch hatte eine unſchöne gelbliche Farbe. Thereſe betrachtete ſie voller Neugier. Sie erkannte die urſprünglich ſchönen Formen unter all dem Elend des ſchlecht genährten, ungepflegten Körpers.

Dechartre kam ihr entgegen mit dem Modellierholz in der einen und einem Tonklumpen in der anderen Hand. Auf

ſeinem Geſicht lag ein Ausdruck von ſchmerzlicher Zärtlichkeit, der ſie tief rührte. Dann legte er ſein Werkzeug auf den Modellierblock, bedeckte die Figur mit einem naſſen Tuch und ſagte: „Genug für heute, mein Kind.“

Das Mädchen ſtand auf, ſammelte verlegen ſeine Kleider, die in einem Haufen ſchmutziger Wäſche und dunklen Wollenzeugs beſtanden und verſchwand hinter dem Schirm, um ſich anzukleiden.

Jacques hatte indeſſen ſeine Hände in eine grüne Schale getaucht, um den im Trocknen weiß gewordenen Ton abzuſpülen. Dann verließ er mit Thereſe das Atelier.

Als ſie über den Hof an der Platane vorübergingen, ſagte ſie: „Du glaubſt mir nicht. Nicht wahr?“

Er führte ſie in ſein Zimmer.

Der Brief, den ſie ihm von Dinard aus geſchrieben, hatte den peinlichen Eindruck ſchon gemildert. Sie war gerade in dem Moment gekommen, wo er des Leidens müde, ſich nach Ruhe und Liebe ſehnte. Die paar Zeilen hatten ſeine Seele beruhigt und die düſteren, quälenden Geanken verſcheucht. Und doch war eine Wunde in ſeinem Herzen zurückgeblieben.

In dieſem Zimmer, wo alles von ihr ſprach, wo alle Möbel, Vorhänge und Teppiche von ihrer Liebe redeten, flüſterte ſie ihm jetzt ſchmeichelnde Worte zu: „Wie haſt du das glauben können? Weißt du denn nicht, was du mir biſt? Es war Wahnſinn. Glaubſt du, eine Frau, die dich gekannt hat, könnte jemals wieder einem andern Mann angehören?“

„Aber vorher?“

„Vorher habe ich auf dich gewartet."

„Und er war nicht bei den Rennen in Dinard?"

Nein, ſie glaubte nicht. Aber jedenfalls war ſie nicht dageweſen. All dieſe Pferde und Menſchen, die ſich nur für Pferde intereſſierten, waren ihr ſo langweilig.

„Jacques, du brauchſt keinen andern zu fürchten, weil du mit niemand zu vergleichen biſt."

Aber im Gegenteil, er war ſich bewußt, wie wenig er war, wie wenig überhaupt der einzelne in dieſer Welt bedeutet, wo die Menſchen wie Kaffeebohnen in einer Kaffeemühle durcheinander geſchüttelt werden. Dieſes Bild war ihm in den Sinn gekommen, wie er vorgeſtern zugeſehen hatte, während Frau Fuſellier Kaffee malte.

„Warum haſt du ſowenig Selbſtbewußtſein?" fragte Thereſe.

Sie ſagte nicht viel, aber ihre Augen und jede ihrer Bewegungen redeten, und der Atem, der ihre Bruſt hob und ſenkte. Und in dem glückſeligen Staunen, ſie zu ſehen und ihre Stimme zu hören, ließ er ſich überzeugen.

Sie fragte ihn, wer jene abſcheulichen Worte geſagt habe. Er hatte keinen Grund, es zu verbergen. Es war Daniel Salomon.

Sie wunderte ſich nicht darüber. Es war allgemein bekannt, daß Salomon als Liebhaber einer Frau überhaupt nicht in Betracht kommen konnte und zur Entſchädigung wenigſtens verſuchte, in die intimen Geheimniſſe ſeiner Mitmenſchen einzudringen und alles von ihnen zu wiſſen. Sie erriet gleich, weshalb er ſo geſprochen hatte.

„Jacques, ſei nicht böſe über das, was ich dir ſage. Du biſt nicht beſonders gewandt darin, deine Gefühle zu verbergen. Er hat vermutet, daß du mich liebſt und hat ſich Gewißheit darüber verſchaffen wollen. Ich bin überzeugt, daß er keinen Zweifel mehr hegt, in welchem Verhältnis wir zueinander ſtehen. Aber es iſt mir im höchſten Grade gleichgültig. Im Gegenteil, ich würde mich weniger ruhig fühlen, wenn du deine Gefühle beſſer zu verheimlichen wüßteſt. Denn dann würde ich glauben, daß du mich nicht lieb genug haſt."

Um ihn nicht von neuem zu beunruhigen, ging ſie ſchnell auf ein anderes Thema über.

„Ich habe dir gar nicht geſagt, wie ſehr mir deine Skizze gefällt. Es iſt Florenz am Ufer des Arno? Alſo die Geſchichte unſerer Liebe?"

„Ja, in dieſe Figur wollte ich unſere ganze Liebe hineinlegen. Sie ſieht traurig aus, und ich wollte ihr ſoviel Schönheit verleihen. Siehſt du, Thereſe, in der Schönheit liegt immer etwas Trauriges. Deshalb leide ich auch ſo, ſeit mein Leben ſo ſchön geworden iſt."

Er durchwühlte die Taſchen ſeines Flanelljacketts und zog ſein Zigarettenetui heraus. Aber ſie drängte ihn, ſich anzukleiden. Er ſollte bei ihr frühſtücken, ſie wollten den ganzen Tag zuſammenbleiben. Und es ſollte ſo ſchön werden.

Mit kindlicher Freude blickte ſie ihn an. Aber dann wurde ſie wieder traurig und dachte daran, daß ſie Ende der Woche zurückkehren müſſe und dann nach Joinville. Und während all der Zeit würden ſie voneiannder getrennt ſein.

In Joinville, bei ihrem Vater, konnte ſie ihn ja für ein paar Tage einladen. Aber ſie würden doch nicht ſo frei und ungeſtört ſein wie in Paris.

„Ja, es iſt wahr," ſagte er, „Paris mit ſeinem gewaltigen Getriebe iſt der beſte Ort für uns." Und dann fügte er hinzu: „Selbſt wenn du nicht hier biſt, mag ich Paris nicht verlaſſen. Es würde mir ſchrecklich ſein, in einer Gegend zu leben, die nichts von dir weiß. Wenn Himmel und Erde, wenn die ganze Natur mir nicht von dir ſpricht, ſo hat ſie mir überhaupt nichts zu ſagen."

Während er ſich ankleidete, blätterte ſie in einem Buch, das ſie auf dem Tiſch gefunden hatte. Es waren die Märchen aus Tauſend und einer Nacht. Hier und da fand ſie romantiſche Abbildungen, welche die Sultane und Großveziere, die ſchwarzen Eunuchen, die Bazare und Karawanen darſtellten.

Dann ſagte ſie: „Tauſend und eine Nacht? Amüſiert dich ſo etwas?"

„Sieh," entgegnete er, während er ſeine Krawatte knüpfte, „wenn ich gerade in der rechten Stimmung bin, glaube ich an dieſe arabiſchen Prinzen, deren Beine ſich auf einmal in ſchwarzen Marmor verwandeln, und an die Haremsweiber, die nachts auf den Gräbern herumirren. Dieſe Märchen verhelfen mir zu leichten Träumen, in denen man das Leben vergißt. Geſtern abend bin ich ganz traurig zu Bett gegangen und habe dann die Geſchichte von den drei Einäugigen geleſen."

Mit einem Anflug von Bitterkeit ſagte Thereſe: „Ja, du ſuchſt zu vergeſſen. Aber ich möchte um nichts in der

Welt den Gedanken an einen Schmerz verwiſchen, der mir von dir kommt.“

Dann gingen ſie zuſammen die Straße hinab. Thereſe ſollte etwas weiterhin einen Wagen nehmen, um ein paar Minuten früher als Jacques in ihrer Wohnung zu ſein.

„Mein Mann erwartet dich zum Frühſtück.“ Unterwegs ſprachen ſie über tauſend Kleinigkeiten, denen ihre Liebe Intereſſe und Reiz verlieh. Sie machten Pläne für den Nachmittag, um ſich die kurzen Stunden des Beiſammenſeins ſchön und voll tiefer Freuden zu geſtalten. Sie fragte ihn um Rat wegen ihrer Toilette und konnte ſich nicht entſchließen, ſich wieder von ihm zu trennen. Sie fühlte ſich ſo glücklich, mit ihm durch die ſonnenbeſchienenen, mittagsfrohen Straßen zu gehen.

In der Avenue des Ternes ſahen ſie eine Reihe von Läden mit einem Überfluß herrlicher Gaumengenüſſe. Vor dem Fleiſchgeſchäft prangten zum Neidiſchwerden ganze Girlanden von Geflügel, vor dem Obſtgeſchäft ſtanden ganze Kiſten voll Aprikoſen und Pfirſiche, Körbe voll Weine und ein Gebirge von Birnen. Die Obſt- und Blumenkarren reihten ſich die ganze Avenue entlang. In der Glasveranda eines Reſtaurants ſaßen eine Menge Menſchen beim Frühſtück. Mitten unter ihnen entdeckte Thereſe Choulette. Er ſaß ganz allein an einem kleinen Tiſch neben einem Lorbeerbaum und zündete gerade ſeine Pfeife an.

Als er ſie geſehen hatte, warf er mit erhabener Miene ein 100-Sousſtück auf den Tiſch und erhob ſich, um ſie zu

begrüßen. Er war ſehr ernſt, und der lange Paletot verlieh ihm einen ſtrengen, dezenten Anſtrich.

Er ſagte, er hätte Madame Martin ſehr gerne in Dinard beſucht, aber die Marquiſe de Rieu hatte ihn in der Vendea zurückgehalten. Und inzwiſchen hatte er eine neue Ausgabe ſeines Jardin clos veranſtaltet, mit einem Anhang des Verger de Sainte Claire. Mit dieſem Werk hatte er Herzen gerührt, denen er dieſe Empfänglichkeit niemals zugetraut hätte, er hatte aus dürren Felſen Quellen hervorgezaubert, wie Moſes, meinte er ſelbſt.

Dann durchſtöberte er ſein Portefeuille und zog einen fleckigen, zerriſſenen Brief hervor: „Sehen Sie, den hat Madame Raymond mir geſchrieben. Ich übergebe ihre Worte der Öffentlichkeit, weil ſie ein gutes Zeugnis für ſie ſelbſt ſind.“

Damit faltete er die zierlichen Bogen auseinander und las: „Ich habe meinen Mann veranlaßt, Ihr Buch zu leſen, und er hat ausgerufen: ‚Aber das iſt großartig, das iſt geiſtvoll. Dieſer verſchloſſene Garten mit ſeinen Lilien und weißen Roſen hat eine kleine Pforte, die auf den Weg zur Akademie führt.‘“

Choulette ließ dieſe Worte in ſeinem branntweinduftenden Munde förmlich zergehen, um ihren Wohlgeſchmack auszukoſten. Dann ſteckte er den Brief ſorgfältig wieder in ſein Portefeuille.

Madame Martin beglückwünſchte ihn, daß Madame Raymond ihn zu ihrem Kandidaten auserwählt habe.

„Sie würden auch der meine ſein, Monſieur Choulette, wenn die Wahlen für die Akademie in meiner Hand lägen. Aber lockt der Gedanke an das Inſtitut Sie wirklich ſo ſehr?“

Er verſank eine Zeitlang in feierliches Schweigen, dann ſagte er: „Madame, ich werde dieſen Schritt mit einigen hervorragenden Perſönlichkeiten auf dem Gebiet der Religion und Politik beſprechen, die in Neuilly wohnen. Die Marquiſe de Rieu drängt mich, in ihrer Gegend für den Senat zu kandidieren. Und ich werde mich mit Prieſtern, mit Frauen und Kindern darüber beraten — am Boulevard Bineau — o ewig Weisheit! Das Inſtitut, um deſſen Stimmen ich mich bemühen will, liegt in einer waldreichen, hügeligen Gegend, deren Felder enthauptete Weiden umrahmen. Es dürfte gar nicht ſchwer ſein, in einem ihrer hohlen Stämme das Skelett eines Vendeeiſten zu finden, der noch immer das Gewehr im Arme und den Roſenkranz in den Fingern hält. Ich werde mein Glaubensbekenntnis in die Eichenrinde graben, und man ſoll dort leſen: Friede den Pfarreien! Es wird kommen der Tag, da die Biſchöfe, ein Kreuz von Holz in den Händen, gleichen werden dem ärmſten Hilfsgeiſtlichen des ärmſten Kirchſpiels. Denn die Biſchöfe ſind es, die Jeſus Chriſtus ans Kreuz geſchlagen haben. Ihr Name war Kaiphas. Und ſie werden vor dem Antlitz des Gottesſohnes dieſen Namen ewig tragen. Und ſiehe, als ſie ihn kreuzigten, war ich der gute Schächer, der ihm zur Seite hing.“

Dann ſchwenkte er ſeinen Stock in der Richtung auf Neuilly: „Dechartre, mein Freund, glauben Sie nicht an den Boulevard Bineau dort unten in Staub und Sonnenglanz?“

„Adieu, Monſieur Choulette," ſagte Thereſe, „vergeſſen Sie mich nicht, wenn Sie Senator geworden ſind."

„Madame, ich gedenke Ihrer jeden Tag in meinem Morgen- und Abendgebet. Und ich ſage zu dem Herrn: ‚Weil du ſie in deinem Zorn mit Reichtum und Schönheit geſegnet haſt, ſieh gnädig auf ſie herab, Herr, und verfahre mit ihr nach deiner großen Barmherzigkeit.'"

Damit ging er in ſtolzer Haltung die Straße hinab, wobei er ſein lahmes Bein mühſam nachſchleppte.

XXX

In einen weiten Umhang von roſa Tuch eingehüllt, ſtieg Thereſe mit Dechartre die Stufen der Terraſſe hinab.

Er war am Morgen in Joinville angekommen.

Es waren nur die intimſten Freunde des Hauſes dort verſammelt, und ſie hatte ihn jetzt eingeladen, ehe die großen Jagden anfingen, weil ſie fürchtete, daß Le Menil dann erſcheinen würde. Sie hatte ſchon lange nichts von ihm gehört.

Der leichte Herbſtwind ſpielte mit ihren lockigen Haaren, und in ihren grauen Augen ſpiegelte ſich der goldene Schein der untergehenden Sonne.

Hinter ihnen lag das Schloß. Über den dreifachen Bögen des Erdgeſchoſſes waren zwiſchen den Fenſtern die römiſchen Kaiſerbüſten angebracht. Zu beiden Seiten des Mittelbaues erhoben ſich zwei runde Türme mit Giebeldächern, die von ioniſchen Säulen getragen wurden. In dieſer Anordnung erkannte man die Kunſt des Architekten Leveau, der 1650 das Schloß Joinville-ſur-Oiſe für den reichen Mareuilles, eine Kreatur Mazarins, gebaut hatte.

Vor dem Hauſe dehnten ſich weite Teppichbeete aus, die nach Zeichnungen von Lenôtre entworfen waren, und kurz geſchorene, grüne Raſenflächen. Dann kamen die Grotten

mit ihren Bogengängen und Springbrunnen, und dahinter ragten die mächtigen Bäume empor, die ſchon in herbſtlichem Rot und Gold ſchimmerten.

„Dieſe blühende und grünende Geometrie hat doch ihren eignen Reiz,“ ſagte Dechartre.

„Ja,“ antwortete Thereſe, „aber ich muß an die Platane in dem kleinen Hof denken, wo das Gras zwiſchen den Steinen wächſt. Nicht wahr, wir werden dort einen ſchönen Springbrunnen anlegen und Blumen pflanzen?“

Sie lehnte ſich gegen einen der Steinlöwen mit faſt menſchlichem Geſicht, der an den Schloßgräben Wache hielt, wandte ſich gegen den Bau und ſagte mit einem Blick auf ein Giebelfenſter, das ſich in Form eines Drachenmaules auf das Sims hinaus öffnete: „Dort iſt dein Zimmer, geſtern abend bin ich dageweſen. In derſelben Etage, aber ganz am Ende auf der anderen Seite iſt Papas Bureau. Es iſt nichts weiter drin wie ein einfacher, weißer Tiſch, ein Bücherbrett von Mahagoni und eine Karaffe auf dem Kamin. Aber von dieſem Zimmer iſt unſer ganzer Reichtum ausgegangen.“

Sie gingen jetzt die kiesbeſtreuten Wege zwiſchen den Beeten entlang und erreichten die kurzgeſchnittene Hecke, die den Park nach Süden abgrenzte. Dann kamen ſie an der Orangerie vorbei und gelangten in die große Lindenallee. Unter den ſchon halbentblätterten Bäumen ſtanden ſteinerne Nymphen, die in dem feuchten Schatten vor Kälte zu beben ſchienen. Von Zeit zu Zeit, wenn ein Windhauch vorüberſtrich, fiel ein Blatt zur Erde und blieb liegen wie eine goldrote Muſchel, in der noch ein Regentropfen hing.

Thereſe deutete auf die Nymphen und ſagte: „Wie oft haben ſie mich weinen ſehen, wie ich noch ein Kind war, und ſo gerne ſterben wollte. Ich ſehnte mich nach dem Leben und hatte doch ſoviel Angſt davor. Damals ſchon erwartete ich dich, aber du warſt noch ſo fern von mir.“ Die Lindenallee erweiterte ſich zu einem Rondell mit einem großen Baſſin, in deſſen Mitte ſich eine Gruppe muſchelblaſender Nereiden und Tritonen erhob. Die Waſſer ſpielten, ein fließendes Diadem, mit Schaumblumen.

„Das iſt die Krone von Joinville,“ ſagte ſie. Dann zeigte ſie ihm einen Fußweg, der ſich vom Baſſin nach Oſten zu in die Felder verlor.

„Das iſt mein Weg,“ ſagte ſie, „wie oft bin ich dort gegangen, wenn ich traurig geſtimmt war. Ja, ich war ſooft traurig, ehe ich dich kannte.“

Sie bogen wieder in die Allee ein, die an neuen Nereiden und unter neuen Linden weiterführte. Sie gingen hinab bis zur Grotte. Es war ein Halbkreis von fünf tiefen Niſchen, die aus Feldſteinen erbaut und durch rieſige Termen miteinander verbunden waren. Und dieſe ſchienen in ihrer grotesken Nacktheit das Ganze zu beherrſchen.

„Als mein Vater Joinville kaufte,“ ſagte Thereſe, „war dieſe Grotte nur ein einziger, grasbewachſener Trümmerhaufen, in dem Schlangen und unzählige Haſen hauſten. Er hat dann ſelbſt den Architekten gemacht und die Bogengänge und Termen nach einem Plan von Porelle, der ſich in der Bibliothek fand, reſtauriert. Er war ſein eigener Architekt.“

Von einem unbeſtimmten Verlangen getrieben, traten ſie jetzt in den dunkeln geheimnisvollen Buchenhain, der zur Seite der Grotte lag. Aber ein Geräuſch von Schritten, das von der Allee herkam, ließ ſie plötzlich innehalten. Und nun erblickten ſie durch die Zweige hindurch Monteſſuy, der die Prinzeſſin Seniavine umſchlungen hielt. Langſam gingen die beiden auf das Schloß zu. Jacques und Thereſe hatten ſich hinter einer rieſigen Terme verborgen und warteten, bis ſie vorüber waren.

Dann ſagte ſie, während er ſie ſchweigend anblickte: „Nun, das iſt doch immerhin etwas ſtark. Ich verſtehe jetzt, weshalb die Prinzeſſin Papa im letzten Winter immer um Rat fragte, wenn ſie ſich Pferde kaufen wollte."

Und doch bewunderte ſie im ſtillen ihren Vater, weil er dieſes ſchöne Weib erobert hatte. Die Prinzeſſin galt für ſehr ſchwer zugänglich, und ſie ſollte ſehr reich ſein, trotzdem ſie durch ihre wahnſinnige Unordnung jeden Augenblick in Geldverlegenheit geriet.

Sie fragte Jacques, ob er ſie nicht ſchön fände. Er meinte, ſie habe viel Schick, aber ſein Geſchmack war ſie nicht. Hübſch war ſie ja zweifellos, aber er hatte eine Ahnung, daß ihre Haut ſchwärzlich und unſchön ſei. Thereſe gab zu, daß das wohl möglich ſei, und doch war die Prinzeſſin abends ſo ſchön, daß ſie alle andern Frauen in den Schatten ſtellte.

Dann führte ſie ihn die moosbewachſene Treppe hinauf, die hinter der Grotte aufwärts führte. Dort war der Park zu Ende, und das Gehölz begann. Schweigend gingen ſie unter den hohen Bäumen dahin, während die Blätter leiſe

rauſchten. Jenſeits der hohen Wand von prächtigen Ulmen ſchimmerten die hellen Stämme der Erlen und Birken in den letzten Sonnenſtrahlen.

Er ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ihre Augenlider.

Die Nacht begann jetzt herabzuſinken, und zwiſchen den Zweigen hindurch funkelten die erſten Sterne. In dem feuchten Gras ſtimmten die Kröten ihren melancholiſchen Geſang an.

Weiter gingen ſie nicht.

Lange nachher, als es ſchon Nacht geworden war, traten ſie den Heimweg nach dem Schloß an. Ihr war, als ob ſie ſeine Küſſe und den friſchen Duft des Waldes noch auf den Lippen fühlte. Und ſie ſah ihn immer noch vor ſich, wie er an einen Birkenſtamm gelehnt vor ihr daſtand. Er ſah beinah aus wie ein Faun, und ſie hing an ſeiner Bruſt, die Arme um ſeinen Hals geſchlungen und glaubte vor Luſt zu vergehen. Und nun lächelte ſie den Nymphen zu, die unter den Linden ſtanden und die einſt die Tränen ihrer Kindheit hatten fließen ſehen.

Am Himmel glänzte ein Sternbild neben dem andern, und die ſchmale Mondſichel ſpiegelte ſich in dem Baſſin des Springbrunnens. Im Graſe ließen die Grillen ihren zirpenden Liebesruf erſchallen.

Als ſie die letzte Biegung der Hecke erreicht hatten, ſahen Jacques und Thereſe das Schloß vor ſich liegen wie eine dunkle unheimliche Maſſe, und hinter den breiten Fenſtern des Erdgeſchoſſes bewegten ſich flüchtige Schatten in dem roten

Lichtſchein hin und her. Dann ertönte eine Glocke, und nun rief Thereſe: „Ich muß mich ſchnell zum Diner ankleiden.“

Damit verſchwand ſie, und es kam ihrem Freunde vor, als ob es eine Fee geweſen ſei, die eben noch an ſeiner Seite ging.

Nach dem Diner waren alle im Salon verſammelt.

Monſieur Berthier d'Eyzelles las die Zeitung, und die Prinzeſſin Seniavine ſaß am Spieltiſch und legte Karten.

Thereſe träumte mit halbgeſchloſſenen Augen über einem Buch. An ihren Knöcheln fühlte ſie noch die Stiche der Dornen, die ſie dort im Gebüſch hinter der Grotte geritzt hatten, und ein heißer Schauer durchlief ſie, wenn ſie an den Geliebten dachte, der ſie dort im Walde beſeſſen hatte wie ein Faun, der mit einer Nymphe ſpielt.

Jetzt fragte die Prinzeſſin, ob es etwas Amüſantes ſei, was ſie da läſe.

„Ich weiß nicht. Ich habe mehr nachgedacht als geleſen. Paul Vence hat recht, daß man immer nur ſich ſelbſt in den Büchern findet.“

Vom Billardſaal hörte man durch die Portiere die abgeriſſenen Rufe der Spielenden und das Rollen der Kugeln.

„Ich habe Glück,“ rief die Prinzeſſin und warf die Karten hin. Sie hatte eine große Summe auf ein Pferd gewettet, das heute bei den Rennen in Chantilly lief.

Thereſe erzählte dann, daß ſie einen Brief aus Fieſole erhalten habe. Miß Bell teilte ihr mit, ſie würde ſich dem-

nächſt mit dem Prinzen Euſebio Albertinelli della Spina verheiraten.

Die Prinzeſſin fing an zu lachen. „Dieſer Mann wird ihr einen ausgezeichneten Dienſt leiſten.“

„Inwiefern?“ fragte Thereſe.

„Er wird ſie lehren, ſämtliche Männer zu verabſcheuen.“

Jetzt trat Monteſſuy in den Salon. Er hatte die Partie gewonnen und war ſehr gut aufgelegt.

Nun ſetzte er ſich neben Berthier d'Eyzelles und nahm eine von den Zeitungen, die auf dem Sofa lagen.

„Der Finanzminiſter hat mir mitgeteilt, daß er nach den Ferien ſeinen Geſetzentwurf über das Sparkaſſenweſen vorlegen wird.“

Es handelte ſich darum, die Sparkaſſen zu ermächtigen, Geld auszuleihen, und das hätte dem Bankgeſchäft, welches Monteſſuy leitete, großen Abbruch getan.

„Berthier,“ ſagte er dann, „verhalten Sie ſich ablehnend gegen dieſes Projekt?“

Berthier neigte den Kopf. Nun ſtand Monteſſuy auf und legte ſeine Hand auf die Schulter des Deputierten. „Mein lieber Berthier, ich habe eine Ahnung, daß das Miniſterium beim Wiederbeginn der Seſſion ſtürzen wird.“

Dann wandte er ſich an Thereſe: „Le Ménil hat mir einen ganz ſonderbaren Brief geſchrieben.“

Thereſe ſtand auf und ſchloß die Tür zum Billardſaal. Der Zug war ihr unangenehm, wie ſie ſagte.

„Einen ganz komiſchen Brief,“ wiederholte Monteſſuy. „Er wird nicht zur Jagd kommen. Er hat ſich eine Jacht —

Rosebud – gekauft und ſchwimmt damit im Mittelmeer herum. Überhaupt will er jetzt nur noch auf dem Waſſer leben. Es iſt wirklich ſchade, niemand verſteht es ſo wie er, eine Jagd zu leiten."

In dieſem Moment trat Dechartre mit dem Grafen Martin ein, der, nachdem er ihn im Billard geſchlagen, plötzlich ſehr freundſchaftlich gegen ihn geſinnt war und ihm die Vorzüge und Nachteile des Steuerſyſtems auseinanderſetzte.

XXXI

Die bleiche Winterſonne drang durch die Nebel, die über der Seine lagen und durchleuchtete den Eßſaal des Martinſchen Hauſes.

Madame Martin ſaß neben dem Abgeordneten Garain, dem ehemaligen garde des sceaux und Miniſterpräſidenten und dem Senator Loyer, während Monſieur Berthier d'Eyzelles neben dem Grafen Martin placiert war.

Es war ein ganz einfaches und intimes politiſches Frühſtück.

Wie Monteſſuy vorausgeſagt hatte, war das Miniſterium vor vier Tagen geſtürzt worden.

Garain war heute morgen ins Elyſée beſchieden worden und hatte den Auftrag übernommen, ein neues Kabinett zu bilden.

Und ſie beſchäftigten ſich jetzt beim Frühſtück damit, die Liſte zuſammenzuſtellen, die dem Präſidenten am Abend vorgelegt werden ſollte. Während ſie mit allen möglichen Namen um ſich warfen, hing Thereſe ihren Gedanken nach.

Als die Kammer wieder zuſammentrat, war ſie mit ihrem Mann nach Paris zurückgekehrt, und ſie lebte ſeitdem wie in einem Märchen.

Jacques liebte ſie, und in ſeiner Liebe lag eine beſeligende Miſchung von Leidenſchaft und ſtiller Zärtlichkeit, von Erfahrung und naiver Neugier. Dabei war er nervös, reizbar und unruhig. Aber gerade dieſe wechſelnden Stimmungen machten ſeine ſeltene Fröhlichkeit um ſo wertvoller. Manchmal brach die echte Heiterkeit des Künſtlers bei ihm durch und verſchönerte ihre Liebe, ohne jemals einen ſtörenden Eindruck zu hinterlaſſen. Sie war entzückt über den natürlichen Takt, den er an den Tag legte, wenn ſie in intimen Stunden miteinander ſcherzten, und der ſich ſelbſt in ſeinen Launen offenbarte. In der erſten Zeit war ſeine Liebe nur eine finſtere, ſich immer gleichbleibende Glut geweſen. Und gerade das hatte ihr Herz gewonnen. Aber dann hatte ſie entdeckt, wie überſtrömend heiter er ſein konnte, wieviel verſchiedene Töne er anzuſchlagen wußte. Er konnte gerade in ſeiner Sinnlichkeit ſo anmutig ſein und hatte eine ganze eigene Gabe, mit ſeinen Liebkoſungen die ganze Seele und nicht nur das Fleiſch zu befriedigen.

„Das iſt leicht geſagt: ein homogenes Miniſterium," rief Garain. „Man muß trotzdem den einzelnen Fraktionen der Kammer ihre ſelbſtändigen Tendenzen belaſſen." Er war etwas unruhig. Er ſah ſich jetzt von ebenſo vielen Fallen umgeben, wie er ſie ſeinerzeit andern gelegt hatte. Sogar ſeine einſtigen Mitarbeiter ſtanden ihm gänzlich feindlich gegenüber.

Der Graf Martin wollte ein modern angehauchtes Miniſterium.

„Ihre Liſte beſteht aus lauter Perſönlichkeiten von ganz verſchiedener Herkunft, und jeder verfolgt andere Tendenzen. Und wiſſen Sie, was ich für die bedeutendſte Tatſache halte, welche uns die politiſche Geſchichte der letzten Jahre gelehrt hat? Ich meine die Möglichkeit, beinah möchte ich ſagen die Notwendigkeit, einheitliche Geſichtspunkte in der Leitung der Geſchäfte einzuführen. Und gerade Sie, mein lieber Garain, haben dieſe Idee mit großer Beredſamkeit verfochten."

Monſieur Berthier d'Eyzelles verhielt ſich ſchweigend.

Loyer, der Senator, beſchäftigte ſich damit, Brotkugeln zwiſchen den Fingern zu drehen. Als einſtiger Stammgaſt in Reſtaurationen zweiten Ranges hatte er ſich angewöhnt, bei dieſer Beſchäftigung ſeine Ideen zu verarbeiten. Dann erhob er ſein kupferrotes Geſicht mit dem ungepflegten Bart und blickte Garain mit rötlich ſchimmernden, eng zuſammenſtehenden Augen an: „Ich habe das immer geſagt, aber man hat es mir nicht glauben wollen. Die Vernichtung der monarchiſch geſinnten Rechten iſt für die Häupter der republikaniſchen Partei ein nicht wieder gutzumachender Schaden geweſen. Man regierte eben gegen die Rechte, und die wahre Stütze der Regierung iſt doch immer die Oppoſition. Das Kaiſerreich hat gegen uns und gegen die Orleaniſten regiert; der 16. Mai wiederum regierte gegen die Republikaner. Wir waren beſſer daran, als wir die Rechte gegen uns hatten, denn die Rechte war die beſte Oppoſition, die man ſich denken kann, — eine große, ehrliche, unpopuläre Partei, die trotz ihrer beſtändigen Drohungen völlig machtlos war. Wir hätten ſie feſthalten müſſen, aber man hat es nicht verſtanden.

Und dann, — geſtehen wir es nur ein, mit der Zeit nützt alles ſich ab.

Trotzdem müſſen wir immer eine Oppoſition haben. Und jetzt haben wir nur noch die Sozialiſten, um uns den Halt zu geben, den die Rechte uns fünfzehn Jahre lang mit einer ſo aufopfernden Beſtändigkeit geboten hat. Aber die Sozialiſten ſind zu ſchwach. Man müßte ſie ſtärken, ihnen Gelegenheit geben, ſich auszubreiten und ſie zu einer Partei machen, die politiſch mitzählt. Das iſt, ſo wie die Sache liegt, die wichtigſte Aufgabe für das neue Miniſterium des Innern."

Garain, der kein Talent zum Zyniker beſaß, erwiderte kein Wort.

„Garain, wiſſen Sie nicht, ob Sie als Präſident auch das Miniſterium des Innern übernehmen werden?"

Garain entgegnete darauf, ſeine Entſcheidung hinge davon ab, was N . . . . wählen würde, den man unbedingt in das Kabinett aufnehmen müſſe, und der noch zwiſchen den beiden Portefeuilles ſchwanke. Er ſelbſt, Garain, würde ſeine perſönlichen Neigungen immer dem Gemeinwohl opfern.

Loyer grinſte in ſeinen Bart hinein. Er ſehnte ſich ſehr danach, Miniſter zu werden, und dieſer Wunſch datierte ſchon von lange her. Unter dem Kaiſerreich war er Repetitor für Jurisprudenz geweſen, und ſeine Lektionen, die er am Tiſch irgendeines Kaffeehauſes zu geben pflegte, wurden ſehr hoch geſchätzt. Er beſaß viel Talent für politiſche Umtriebe. Seine Karriere hatte er damit begonnen, daß er Artikel ſchrieb, die ſehr geſchickt darauf angelegt waren, ihm Verfolgungen, Prozeſſe und ſogar eine Woche Gefängnis einzutragen. Und

von jener Zeit an ſah er in der Preſſe eine feindliche Macht, die zu unterdrücken die Aufgabe jeder vernünftigen Regierung war.

Seit dem 4. September 1870 war es ſein Traum, garde des sceaux zu werden, um der Welt zu zeigen, wie der einſtige Bohemien und Rechtsrepetitor, der bei einer Portion garniertem Sauerkraut ſeine Lektionen erteilt hatte, ſich als oberſter Chef des Magiſtrats ausnehmen würde.

Aber dutzendweis waren ihm wahre Tölpel zuvorgekommen. In einer mittelmäßigen Beamtenſtellung war er alt geworden. Er war arm, dabei träge und abgearbeitet, unterhielt ein Verhältnis mit einer Kellnerin, und doch machte ſein alter revolutionärer Geiſt und die aufrichtige Verachtung, die er gegen das Volk empfand, noch eine politiſche Größe aus ihm. Sein Name ſtand jetzt mit auf der Liſte Garains, der ſein Freund und Protektor war, und diesmal hoffte er ſein Ziel zu erreichen.

So lächelte er ſtill vor ſich hin, während er einen kleinen Hund aus Brot knetete.

Monſieur Berthier d'Eyzelles ſaß ruhig und ernſt da und ſtrich ſeinen ſchönen weißen Backenbart.

„Glauben Sie nicht auch, Monſieur Garain, daß es gut wäre, wenn man in dem Kabinett den Männern Platz machte, die von Anfang an die Politik verfolgt haben, die wir jetzt treiben?"

„Sie haben ſich darin verloren," erklärte Garain in ſeiner Ungeduld. „Ein Politiker darf den Tatſachen nicht vorauseilen. Er tut unrecht, wenn er zu früh rechthaben will.

Mit Denkern macht man keine Staatsgeſchäfte. Seien wir doch ehrlich. Wenn' Sie ein Miniſterium aus der Linken und dem Zentrum haben wollen, dann ſagen Sie es bitte frei heraus. Dann ziehe ich mich zurück. Aber ich warne Sie. Weder die Kammer noch das Land werden mit Ihnen gehen."

„Soviel iſt gewiß," ſagte der Graf Martin, „daß wir uns eine Majorität ſichern müſſen."

„Mit meiner Liſte iſt Ihre Majorität gemacht," antwortete Garain, „die Minorität hat das Miniſterium gegen uns aufrechterhalten. Meine Herren, ich rechne auf Ihre Uneigennützigkeit."

Und nun begannen ſie die Portefeuilles unter ſich zu verteilen. Der Graf Martin ſollte zuerſt die öffentlichen Arbeiten erhalten, aber er weigerte ſich, weil er in dieſen Sachen nicht kompetent ſei. Dann wurden ihm die Geſchäfte des Auswärtigen Amtes zugeſprochen, womit er ohne jede Einwendung zufrieden war.

Aber Monſieur Berthier d'Eyzelles, dem Garain Handel und Landwirtſchaft anbot, hielt ſich zurück.

Loyer fiel das Kolonialamt zu. Er ſchien ganz damit beſchäftigt, den kleinen Hund, den er eben zuſammengeknetet hatte, auf das Tiſchtuch feſtzukleben, und ſchielte dabei mit ſeinen kleinen Augen zu der Gräfin Martin hinüber. Er fand ſie ſehr begehrenswert und hoffte darauf, in Zukunft in den intimen Kreis des Hauſes gezogen zu werden.

Während er Garain eifrig weiterreden ließ, dachte er nur an die ſchöne Frau. Er ſuchte ihre Neigungen und ihre Lebensgewohnheiten zu erforſchen. So fragte er, ob ſie gerne

ins Theater ginge und ob ſie manchmal des Abends mit ihrem Mann das Café beſuche. Und ſie fand ihn intereſſanter wie die anderen, mit ſeinem verwahrloſten Äußeren, ſeiner Unkenntnis des geſellſchaftlichen Lebens und ſeinem köſtlichen Zynismus.

Garain hatte ſich erhoben. Er mußte noch N . . . . und N . . . . und N . . . . aufſuchen, ehe er mit ſeiner Liſte zum Präſidenten der Republik ging. Der Graf Martin bot ihm ſeinen Wagen an, aber Garain hatte ſeinen eigenen, der unten auf ihn wartete.

„Glauben Sie denn," fragte Martin, „daß der Präſident mit allen Namen, die auf der Liſte ſtehen, einverſtanden iſt?"

„Der Präſident," antwortete Garain, „wird ſich durch die in der Situation begründete Notwendigkeit inſpirieren laſſen."

Als er ſchon an der Tür ſtand, ſchlug er ſich plötzlich an die Stirn und kam wieder zurück: „Wir haben den Kriegsminiſter vergeſſen."

„O, den werden wir mit Leichtigkeit unter den Generälen finden," ſagte Martin.

„So," rief Garain, „glauben Sie, daß die Wahl des Kriegsminiſters ſo einfach abgetan werden kann. Da ſieht man, daß Sie nicht wie ich Miniſterpräſident geweſen ſind und drei verſchiedenen Kabinetten angehört haben. Die Kriegsminiſter haben uns immer die meiſten Schwierigkeiten bereitet, und mit den Generälen iſt es ganz dieſelbe Geſchichte. Sie wiſſen ja, wen ich damals gewählt habe, wie ich das

Kabinett zu bilden hatte. Wir wählten einen Mann, der nichts von Staatsgeſchäften verſtand. Ich glaube, er wußte nicht einmal, daß es zwei Kammern gibt. Wir mußten ihm den ganzen parlamentariſchen Mechanismus auseinanderſetzen, ihm ſagen, daß es eine Militärkommiſſion, eine Finanzkommiſſion und ſoundſo viele Unterkommiſſionen gäbe, wir mußten ihm erklären, was ein Berichterſtatter und was die Beratung über das Budget ſei. Er bat uns, man möge ihm das alles auf ein Stück Papier aufſchreiben. Im Grunde waren wir ganz entſetzt über ſeine Unkenntnis. — Und nach vierzehn Tagen wußte dieſer Menſch mit allen Kniffen ſeines Handwerks Beſcheid, kannte ſämtliche Senatoren und Abgeordnete perſönlich und intrigierte mit ihnen gegen uns, daß es eine Art hatte. Ohne den Beiſtand des Präſidenten Grévy, der dem Militär gegenüber ſehr mißtrauiſch war, hätte er uns alle über den Haufen geworfen. Und das war ein ganz gewöhnlicher General, ein General wie alle andern. Nein, nein, glauben Sie nur nicht, daß man das Kriegsminiſterium ſo unüberlegt dem erſten, beſten anvertrauen darf."

Ihn ſchauderte noch, wenn er an ſeinen einſtigen Kollegen dachte.

Dann ging er. Thereſe erhob ſich jetzt. Der Senator Loyer bot ihr mit der ganzen, wohlabgerundeten Grazie, die er vor vierzig Jahren bei Bullier*) gelernt hatte, den Arm.

Dann ließ ſie die Herren mit ihrer Politik allein. Sie ſehnte ſich danach, Dechartre wiederzuſehen.

*) Öffentliches Tanzlokal im Quartier latin.

Über der Seine wogten rötliche Nebel. Der flammende Schein der untergehenden Sonne drang durch die Wolken am Himmel und vergoldete die Platanen und die Bäume am Kai.

Voller Wonne ſog Thereſe die friſche, würzige Luft ein und genoß die Pracht des verlöſchenden Tages.

Seit ihrer Rückkehr nach Paris war ſie ſo glücklich, daß ſie ſich jeden Morgen über das Wetter freute, mochte es nun gut oder ſchlecht ſein. In dem Egoismus ihrer Liebe kam es ihr vor, als ob der Wind nur für ſie durch die entblätterten Bäume brauſte, nur für ſie der feine graue Regen durch die Wolken herabſickerte und die kalte Winterſonne am blaſſen Himmel ihre Bahnen zog, — nur für ſie und damit ſie Jacques erzählen konnte: „Es ſtürmt — es regnet," oder: „Das Wetter iſt ſchön!" Ihr war, als ob das ganze Weltall in ihrer Liebe aufgehen müſſe. Und für ſie brach jeder Tag in neuer Schönheit an, weil jeder ſie wieder in die Arme ihres Freundes führte.

Während ſie heute, wie alle andern Tage, auf das kleine Haus an der Avenue des Ternes zuging, dachte ſie über ihr Glück nach, das ſo unverhofft in ſeiner ganzen Fülle über ſie gekommen war und deſſen ſie ſich endlich ſicher fühlte. Und ſie ſagte ſich: „Ja, er liebt mich. Ich glaube, daß die Liebe zu mir ihn ganz erfüllt. Die Liebe kommt ihm leichter und natürlicher wie andern Männern, denn die andern haben irgendeine Idee, die über ihnen ſteht, — ſie haben ihren Glauben, ihre Gewohnheiten und ihre Intereſſen. Sie glauben an Gott oder an irgendwelche Pflichten oder an ſich ſelbſt.

Und Jacques glaubt ausſchließlich an mich. Ich bin ſein Gott, ich bin ſeine Pflicht und ſein Leben.“ Dann dachte ſie weiter. „Aber es iſt wahr, er braucht keinen Menſchen, nicht einmal mich. Seine Phantaſie iſt eine herrliche, in ſich abgeſchloſſene Welt, in der er vollkommen glücklich leben könnte. Ich dagegen — ich kann nicht ohne ihn leben. Was ſollte aus mir werden, wenn ich ihn verlöre?“

Sie verſuchte ſich ſelbſt über ihre leidenſchaftliche Neigung für ihn zu beruhigen. Es war ihr mit der Zeit zur beglückenden Gewohnheit geworden, ihn zu ſehen. Und ſie erinnerte ſich, daß ſie ihm eines Tages geſagt hatte: „Deine Liebe zu mir iſt ausſchließlich ſinnlich.“ Er hatte darauf geantwortet: „Ja, und die ſinnliche Liebe iſt die einzige, die wirklich groß und ſtark iſt, denn ſie hat ihr Ziel und ihre Waffen, ſie iſt gewaltſam und geheimnisvoll. Sie hängt am Fleiſch und an der Seele, die im Fleiſche wohnt. Alles andere iſt Lüge und Illuſion.“

Sie fühlte ſich jetzt beinah ruhig in ihrem Glück.

Sein Argwohn und ſeine Beſorgniſſe hatten ſich zerſtreut wie ein Gewitter im Sommer. Die ſchlimmſte Zeit für ihre Liebe war die geweſen, wo ſie voneinander getrennt waren. Nein, wenn man ſich liebt, ſoll man ſich niemals trennen.

An der Avenue Marceau ſtreifte ein Schatten, eine längſt vergeſſene Geſtalt an ihr vorüber. Sie erriet, wer es war, obgleich ſie ihn kaum erkannt hatte.

Aber ſie glaubte, ſich geirrt zu haben, ſie wollte ſich geirrt haben. Der, den ſie zu ſehen geglaubt, exiſtierte nicht

mehr für ſie, hatte niemals für ſie exiſtiert. Es war ein Phantom aus einer verſunkenen Welt. Und doch konnte ſie im Weitergehen ein Gefühl von Kälte und Beklommenheit, konnte das leiſe Unbehagen nicht loswerden, mit dem dieſe unklare Begegnung ſie erfüllt hatte.

Als ſie am oberen Ende der Allee angelangt war, begegnete ſie einer Menge von Zeitungsverkäufern. Mit ausgeſtrecktem Arm hielten ſie die Abendblätter empor, die in großgedruckten Lettern das neue Miniſterium verkündeten.

Dann durchquerte ſie die Place de l'Etoile, von der glückſeligen Ungeduld des Verlangens vorwärts getrieben. In Gedanken ſah ſie Jacques ſchon am Fuß der Treppe ſtehen, wo er zwiſchen den milden, nackten Leibern der Bronze- und Marmorſtatuen auf ſie wartete. Und dann nahm er ſie in ſeine Arme, und unter ſeinen Küſſen erſchauernd, trug er ſie hinauf in das dunkle wolluſtatmende Zimmer, wo ſie in ihrem Liebesrauſch das Leben vergaßen.

Aber dann, in der Stille der Avenue Mac Mahon trat jener Schatten auf ſie zu, der vorhin ſchon einmal an ihr vorübergeſtreift war und ſtand jetzt plötzlich in nüchterner und peinlicher Beſtimmtheit vor ihr da.

Sie erkannte Robert Le Ménil, der ihr vom Quai de Billy an gefolgt war und nur gewartet hatte, bis ſie in eine ruhige Straße einbog, um ſie anzureden.

In ſeiner Miene und in ſeinem ganzen Weſen lag jene Einfachheit und Klarheit, die Thereſe einſt zu ihm hingezogen hatte. Seine von Natur harten Züge waren ſtark gebräunt und erſchienen dadurch noch finſterer. Sein Geſicht

war etwas eingefallen, aber vollkommen ruhig, und man ſah ihm an, daß er ſchwer gelitten hatte.

„Ich habe mit dir zu reden.“

Sie mäßigte ihre Schritte, und er ging neben ihr her.

„Ich habe verſucht, dich zu vergeſſen. Nach dem, was vorgefallen iſt, war das ganz ſelbſtverſtändlich, nicht wahr? Und ich habe dazu getan, was ich konnte. Es wäre ja das beſte geweſen, dich zu vergeſſen. Aber ich habe es nicht gekonnt. Ich habe mir eine Jacht gekauft und bin ſechs Monate auf dem Meer geweſen. Vielleicht haſt du davon gehört?“

Sie nickte bejahend, und er fuhr fort:

„Rosebud – eine hübſche kleine Jacht von 84 Tonnen. Ich hatte ſechs Mann Beſatzung mit und habe ſelbſt mit ihnen manövriert. Es war immerhin eine Zerſtreuung.“

Er ſchwieg. Sie ging langſam weiter, ſie war traurig und vor allem langweilte er ſie. Es kam ihr über alle Begriffe albern und peinlich vor, all dieſe fremdartig klingenden Worte anhören zu müſſen.

„Was ich in dieſer Zeit gelitten habe, ich müßte mich ſchämen, es dir zu ſagen.“

Sie fühlte, daß er die Wahrheit ſagte und wandte den Kopf ab.

„O, ich habe dir alles verziehen. Ich habe in meiner Einſamkeit viel darüber nachgedacht. Tage und Nächte habe ich auf meinem Divan gelegen und immer wieder dieſelben Gedanken durch den Kopf gewälzt. Während dieſer ſechs Monate habe ich mehr nachgedacht wie ſonſt in meinem ganzen

Leben. Lache nicht darüber. Nichts vermag den Geiſt ſo aufzuwecken wie ein großer Schmerz. Ich habe eingeſehen, daß es meine Schuld war, wenn ich dich verloren habe. Ich hätte es beſſer verſtehen müſſen, dich feſtzuhalten. Und wenn ich ſo hingeſtreckt dalag, während Rosebud über das Meer dahinglitt, habe ich mir geſagt: ‚Nein, ich habe es nicht verſtanden. O, wenn ich noch einmal wieder von vorn beginnen dürfte.‘ Ich habe es eingeſehen — nach langem Nachdenken und unter tiefem Leiden habe ich begriffen, daß ich nicht genug auf deine Neigungen und Ideen eingegangen bin. Du biſt eine geiſtig hochſtehende Frau. Ich habe es früher nicht ſo bemerkt, weil ich nicht das war, was meiner Liebe zugrunde lag. Ich habe dich oft verletzt und gereizt, ohne es zu ahnen.“

Thereſe ſchüttelte den Kopf, aber es ließ ſich nicht beirren: „Ja, ja, ich habe dich oft verletzt. Ich habe dein Zartgefühl nicht genug geſchont. Es kam zu Mißverſtändniſſen zwiſchen uns. Und dann habe ich nicht genug für deine Unterhaltung geſorgt. Ich wußte dir nicht die Freuden zu verſchaffen, deren du bedarfſt und die einer intelligenten Frau, wie du es biſt, zukommen.“

Er war ſo aufrichtig in ſeinem Schmerz und ſeiner Reue, daß es Thereſe trotz allem ſympathiſch berührte. So ſagte ſie mit ſanfter Stimme: „Lieber Robert, ich habe mich niemals über dich zu beklagen gehabt.“

Aber er ſprach weiter.

„Was ich dir da ſage, iſt alles wahr. Ich habe es eingeſehen, während ich ganz allein mit meinem Schiff auf

dem weiten Meer war. Ich habe Stunden durchlebt, die ich nicht einmal jenem Mann wünſchen möchte, der mir das ſchwerſte Leid meines Lebens zugefügt hat. Wie oft habe ich Luſt gehabt, mich ins Meer zu ſtürzen. Haben meine religiöſen Prinzipien oder hat der Gedanke an meine Familie mich zurückgehalten? Oder habe ich nicht den Mut dazu gehabt? Ich weiß es ſelber nicht. Vielleicht war es — trotz der Entfernung, die zwiſchen uns lag — der Gedanke an dich, der mich am Leben feſthielt. Ich fühlte mich ja immer noch zu dir hingezogen und deshalb bin ich jetzt hier. Seit zwei Tagen habe ich dir aufgelauert. Dein Haus wollte ich nicht wieder betreten. Ich hätte dich nicht allein gefunden, vielleicht nicht einmal mit dir ſprechen können. Und dann wäreſt du auch gezwungen geweſen, mich zu empfangen. Deshalb fand ich es beſſer, auf der Straße mit dir zu reden. Auch dieſer Gedanke iſt mir gekommen, wie ich noch auf meiner Jacht war. Ich habe mir geſagt, auf der Straße wird ſie mich nur anhören, wenn ſie es ſelber will — wie damals vor vier Jahren in Joinville, — weißt du noch in der Allee mit den Statuen?" Und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: „Ja, wie damals in Joinville, weil wir noch einmal von vorn beginnen müſſen. Seit zwei Tagen alſo warte ich auf dich. Geſtern regnete es, und du biſt im Wagen fortgefahren. Ich hätte dir ja folgen können, um zu wiſſen, wohin du gingſt. Ich hatte große Luſt dazu. Aber ich habe es nicht getan, denn ich will nichts tun, was dir mißfällt."

Sie reichte ihm die Hand: „Ich danke dir. Ich habe

es wohl gewußt, daß ich mein Vertrauen zu dir nicht zu bereuen brauchte."

Sie war erregt und ungeduldig und bebte in nervöſer Angſt vor dem, was er jetzt noch ſagen würde. Deshalb ſuchte ſie das Geſpräch abzubrechen und ihm zu entkommen.

„Leb wohl, Robert, du haſt noch das ganze Leben vor dir. Denke daran und ſei froh darüber. Und nun quäle mich nicht länger, es iſt nicht der Mühe wert."

Aber er warf ihr einen Blick zu, der ſie zwang, zu bleiben. Sein Geſicht hatte den erregten und dabei entſchloſſenen Ausdruck angenommen, den ſie ſchon an ihm kannte.

„Ich habe dir geſagt, daß ich mit dir zu reden habe. Du mußt mich noch einen Augenblick anhören."

Sie dachte an Jacques, der gewiß ſchon auf ſie wartete. Hier und da warfen die Vorübergehenden einen Blick auf ſie und gingen dann weiter. Sie blieb unter einem Baum ſtehen und wartete auf das, was er ſagen wollte, während Mitleid und Furcht ſich in ihrem Herzen regten.

„Sieh, ich habe dir verziehen, ich will alles vergeſſen. Aber ſei wieder mein. Ich verſpreche dir, daß alles, was geſchehen iſt, niemals wieder erwähnt werden ſoll."

Aber ſie fuhr zuſammen, ſie ließ ihre Überraſchung und das unangenehme Gefühl, das ſie bei ſeinen Worten empfand, ſo deutlich durchblicken, daß er innehielt. Dann dachte er einen Augenblick nach und ſagte: „Ich weiß wohl, daß in meinem Vorſchlag etwas Ungewöhnliches liegt. Aber ich habe alles überlegt, alles durchdacht. Es iſt das einzige, was

möglich iſt. Denke darüber nach, Thereſe, du brauchſt mir nicht gleich zu antworten.“

„Nein, das wäre ſchlecht von mir, dich darüber zu täuſchen. Ich kann und will nicht auf das eingehen, was du mir geſagt haſt, und du weißt warum.“

Jetzt fuhr ein Fiaker vorbei. Sie gab dem Kutſcher ein Zeichen und er hielt an. Aber Robert hielt ſie noch einen Augenblick zurück: „Ich habe vorhergeſehen, daß du mir ſo antworten würdeſt. Und deshalb ſage ich dir noch einmal: Antworte mir nicht gleich.“

Sie hatte den Wagengriff ſchon in der Hand, und nun blickte ſie ihn mit ihren grauen Augen an.

Das war der ſchwerſte Augenblick für ihn. Er dachte an die Zeit zurück, wo er dieſe ſchönen Augen unter den halbgeſchloſſenen Lidern hatte hervorleuchten ſehen.

„Thereſe, höre mich an. Ich kann nicht ohne dich leben. Ich habe dich lieb. Ich habe erſt jetzt angefangen, dich wahrhaft zu lieben, früher habe ich es ſelbſt nicht gewußt.“

Und während ſie dem Kutſcher die Adreſſe irgendeiner Modiſtin zurief, entfernte er ſich mit ſeinen raſchen, elaſtiſchen Schritten, die heute etwas ungleichmäßiger waren wie ſonſt.

Ihr war nach dieſer Begegnung etwas unruhig und bange zumute. Wenn es denn hatte ſein müſſen, daß ſie ihn wiederſah, ſo wäre es ihr lieber geweſen, ihn ſo heftig und brutal zu ſehen wie damals in Florenz.

An der Ecke der Allee rief ſie dem Kutſcher haſtig zu: „Rue Demours bei der Avenue des Ternes.“

XXXII

Es war an einem Freitag in der Oper. Der Vorhang hatte ſich eben über Fauſts Laboratorium geſenkt.

Die Blicke der Zuſchauer wandten ſich jetzt von der Bühne ab, die Lorgnetten wurden in Bewegung geſetzt und irrten wie ſuchend durch den in Gold und Purpur gehaltenen Saal, in deſſen ungeheurem Raum die Lichter hier und da wie verloren aufglänzten.

In den düſteren Tiefen der Logen wimmelte es von ſchimmernden Frauenköpfen und entblößten Schultern. Der ganze erſte Rang glich einer langgeſchweiften Girlande von Diamanten, Blumen, Gaze und Seide.

In der Proſzeniumsloge ſah man die Frau des öſterreichiſchen Geſandten und die Herzogin von Gladwin, auf dem Balkon Berthe d'Iſigny und Jane Tull, die durch den Selbſtmord ihres Geliebten zur Tagesberühmtheit geworden war. In den Logen ſaßen Madame Berard de la Malle mit geſenkten Augen und den langen Wimpern, die ihre kindlich reinen Wangen beſchatteten, die Prinzeſſin Seniavine, die hinreißend ausſah und hinter ihren Fächer ihr Panthergähnen verbarg, Madame de Morlaine zwiſchen zwei jungen Frauen, die ſie in eleganter Ausdrucksweiſe unterwies, Ma-

dame Meillan in der gebietenden Schönheit ihrer dreißig Jahre, daneben thronte Madame Berthier d'Eyzelles mit ihrem eiſengrauen Scheitel, der von Diamanten glänzte. In ſteifer Haltung ſaß ſie da, und die kupferne Röte ihres Geſichts trug noch dazu bei, die ſtrenge Würde ihrer Erſcheinung zu erhöhen. Sie zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, denn man hatte am Morgen des heutigen Tages erfahren, daß Garain mit ſeiner Liſte geſcheitert war, und Berthier d'Eyzelles die Aufgabe übernommen hatte, das Miniſterium zu bilden. Die Zeitungen hatten ſchon die neue Liſte veröffentlicht, darunter den Namen des Grafen Martin als Finanzminiſter. Und jetzt richteten ſich die Operngläſer auf die unbeſetzte Loge der Gräfin.

Ein brauſendes Stimmengewirr erfüllte den Saal. Der General Larivière ſtand auf ſeinem gewohnten Platz in der Orcheſterloge und ſprach mit dem General de la Briche.

„Ich werde nächſtens Ihrem Beiſpiel folgen, alter Kamerad, und mich in die Touraine zurückziehen, um Kohl zu bauen."

Er hatte einen ſeiner melancholiſchen Anfälle, wo es ihm zum Bewußtſein kam, daß das Leben in ſeinem Alter nicht viel mehr bieten konnte. Er hatte Garain die Cour gemacht, aber Garain hatte ihn zu ſchlau gefunden und ihm als Kriegsminiſter einen kurzſichtigen Artilleriegeneral vorgezogen. Aber wenigſtens hatte er jetzt die Genugtuung, Garain von ſeinen Freunden Berthier und Martin-Bellème verlaſſen und verraten zu ſehen. Er lachte nur mit den Fältchen um ſeine kleinen Augen. Sonſt erheiterte nichts

ſein finſteres Geſicht. Es war ein Lachen im Profil. Er war des Lebens der ewigen Verſtellung ſatt und freute ſich des unvorhergeſehenen Genuſſes, ſeinen Gedanken freien Lauf laſſen zu können.

„Jawohl, mein guter La Briche. Sie bringen uns mit ihrer Bürgerarmee, die viel koſtet und nichts taugt, nur in die Patſche. Nur die kleinen Armeen haben einen Wert. Das hat auch Napoleon gewußt, und der verſtand ſich darauf."

„Wohl wahr, wohl wahr," ſeufzte bewegt und Tränen in den Augen General La Briche.

Eben ging Monteſſuy an ihnen vorüber, um zu ſeinem Platz zu gelangen. Larivière hielt ihm die Hand hin.

„Monteſſuy, man ſagt, daß Sie an Garains Fiasko ſchuld ſind? Mein Kompliment."

Monteſſuy verteidigte ſich dagegen, irgendwie in die Politik eingegriffen zu haben. Er war weder Senator noch Deputierter. Und während er ſich im Saal umblickte, ſagte er: „Sehen Sie, Larivière, die reizende kleine Brünette mit den Locken, dort in der Loge rechts."

Dann ſetzte er ſich ruhig auf ſeinen Platz in dem Vollgefühl ſeiner realen Macht.

Im Foyer, in den Gängen, im großen Saal gingen inmitten der läſſigen Gleichgültigkeit die Namen der neuen Miniſter von Mund zu Mund: Vorſitz und Inneres Berthier d'Eyzelles, Juſtiz und Kultus Loyer, Finanzen Martin-Bellème. Man kannte ſie alle mit Ausnahme der Miniſter

für Handel, Krieg und Marine, die noch nicht endgültig beſtimmt waren.

Jetzt ging der Vorhang wieder auf. Die Studenten waren noch bei ihrem zweiten Chorgeſang, als Madame Martin in ihrer Loge erſchien. Sie hatte das Haar hochfriſiert und trug ein weißes Kleid mit flügelartigen Ärmeln. Eine Lilie aus roten Rubinen hielt die Draperie ihrer Taille vorn an der linken Seite zuſammen.

Neben ihr nahm Miß Bell in einem grünen Samtkleid à la Queen Ann Platz. Sie war jetzt mit dem Prinzen Euſebio Albertinelli della Spina verlobt und nach Paris gekommen, um ihre Ausſteuer zu beſorgen.

Mitten im bewegten Kirmeßlärm auf der Bühne ſagte Miß Bell: „Darling, Sie haben in Florenz einen Freund, der liebevoll Ihr Andenken pflegt, Profeſſor Arrighi. Er hat für Sie das Lob aufgeſpart, das ihm das allergrößte iſt. Sie wären ein muſikaliſches Geſchöpf, meint er. Aber wie ſollte ſich auch Profeſſor Arrighi Ihrer nicht erinnern, wo doch ſelbſt das Gaisblatt im Garten Sie nicht vergeſſen kann. Mit entblätterten Zweigen klagt es über Ihr Fortſein. Es hat Sehnſucht nach Ihnen, Darling."

„Sagen Sie den Blumen," antwortete Thereſe, „daß ich mir ein köſtliches Andenken aus Florenz mitgenommen habe, das mir das Leben reich und ſchön macht."

Im Hintergrunde der Loge ſtand Martin-Bellème mit Joſeph Springer und Duvicuet, denen er mit heller Stimme ſeine Ideen über Finanzangelegenheiten auseinanderſetzte.

„Frankreichs Unterſchrift iſt die beſte in der ganzen

Welt.“ Und er fügte hinzu: „Man muß mit Anleihen amortiſieren und nicht mit Steuern.“ Und dabei neigte er doch zur Vorſicht in Finanzfragen.

Dann fing Miß Bell wieder an: „O Darling, ich werde den Blumen in Fieſole ſagen, daß Sie ſich nach ihnen ſehnen und bald wiederkommen werden. Aber was ich Sie noch fragen wollte: Sehen Sie Monſieur Dechartre in Paris? Ich möchte ihn ſehr gerne wiederſehen. Ich habe ihn ſo gern, weil er eine vornehme Seele hat. O Darling, Monſieur Dechartres Seele hat ſoviel Grazie und Vornehmheit.“

Thereſe antwortete, daß Monſieur Dechartre gewiß heute abend hier ſei und nicht verfehlen werde, Miß Bell zu begrüßen.

Der Akt war zu Ende. In den Gängen drängten ſich die Zuſchauer. Börſianer, Künſtler und Abgeordnete verſammelten ſich in dem kleinen Saal, der an die Logen grenzte. Alle umringten Monſieur Martin-Bellème, beglückwünſchten ihn oder winkten ihm von ferne zu und erdrückten ſich beinah gegenſeitig, um ihm die Hand zu ſchütteln. Joſeph Schmoll bahnte ſich huſtend und ſtöhnend einen Weg durch die Menge, um zu Madame Martin zu gelangen. Er faßte ihre Hand und bedeckte ſie mit ſchallenden Küſſen.

„Man ſagt, daß Ihr Mann Miniſter geworden iſt. Iſt das wahr?“

Sie wußte nur, daß es ſo hieß, aber es war noch nicht ſicher. Übrigens war ihr Mann in der Nähe, ſie konnte ihn rufen laſſen.

Aber Schmoll war ein Anhänger der buchſtäblichen

Wahrheit. „Wenn er wirklich ernannt iſt, werde ich Sie um eine kleine Unterredung bitten. Es handelt ſich um eine Sache von großer Wichtigkeit."

Dann ſchwieg er und blickte unter der goldenen Brille mit ſeinen halbblinden, viſionären Augen um ſich, die ſchuld daran waren, daß er trotz ſeiner brutal pedantiſchen Natur in einer Art von myſtiſchem Dunkel lebte. Dann ſagte er plötzlich: „Sie waren dieſes Jahr in Italien, nicht wahr?" — und ehe ſie noch antworten konnte — „Ja, ich weiß, ich weiß, Sie ſind in Rom geweſen und haben dort auch den niederträchtigen Titus geſehen, dieſes abſcheuliche Marmorbild mit dem ſiebenarmigen Leuchter mitten unter den Leichnamen der Juden. Nun, und ich ſage Ihnen, Madame, es iſt ein Schandfleck der Weltgeſchichte, daß dieſes Monument immer noch ſteht, noch dazu in Rom, wo die Päpſte ſich nur mit Hilfe der jüdiſchen Wechſler und Juweliere gehalten haben. Die Juden haben die Wiſſenſchaft aus Griechenland und dem Orient nach Italien gebracht. Die Renaiſſance, Madame, iſt nur das Werk der Juden, das iſt eine feſtſtehende, wenn auch allgemein verkannte Tatſache."

Damit verſchwand er in der Menge, und man hörte nur noch das Krachen der Hüte, gegen die er unterwegs anſtieß.

Inzwiſchen hatte die Prinzeſſin Seniavine Thereſe mit jener Lebhaftigkeit beobachtet, die manchmal beim Anblick ſchöner Frauen in ihr aufleuchtete. Sie winkte Paul Vence heran, der in der Nähe ſtand: „Finden Sie nicht, daß Madame Martin dieſes Jahr ganz beſonders ſchön iſt?"

Im Foyer, wo das Licht ſich in den goldenen Verzierungen ſpiegelte, wandte der General de la Briche ſich an Larivière: „Haben Sie meinen Neffen geſehen?“

„Ihren Neffen, Le Ménil?“

„Ja, ich meine Robert, er war eben noch da.“

La Briche ſtand einen Augenblick nachdenklich, dann ſagte er: „Er war dieſen Sommer in Semanville, und er kam mir ſo ſonderbar vor, ſo zerſtreut. Er iſt ein ſympathiſcher Burſche, intelligent und treu wie Gold. Aber er müßte irgendeine feſte Beſchäftigung haben, ein Ziel im Leben.“

Eben hatte es geklingelt. Die Pauſe war zu Ende. Nur die beiden Greiſe wandelten noch in dem verödeten Foyer auf und ab.

„Ja, ein Ziel im Leben,“ widerholte La Briche, deſſen lange hagere Geſtalt ſchon ſtark gebeugt war, während ſein Kamerad mit elaſtiſchen, jugendlichen Schritten auf die Loge zueilte.

Gretchen ſpann und ſang ihr Lied. Als ſie geendet hatte, ſagte Miß Bell zu Madame Martin: „O Darling, Monſieur Choulette hat mir einen wundervollen Brief geſchrieben. Er hat mir erzählt, daß er ſo berühmt geworden iſt, und ich bin ſehr zufrieden, das zu wiſſen, und dann hat er geſagt: Der Ruhm anderer Dichter ruht auf Myrrhen und Weihrauch, aber der meine blutet und ſtöhnt unter einem Regen von Steinen und Auſterſchalen. Iſt es wirklich wahr, my love, daß die Franzoſen Monſieur Choulette mit ſolchen Sachen bewarfen?“

Während Thereſe ſie darüber beruhigte, ließ Loyer ſich gebieteriſch und mit ziemlichem Getöſe die Loge aufſchließen. Durchnäßt und mit Schmutz bedeckt trat er ein und ſagte: „Ich komme gerade vom Elyſée.“

Er war ſo galant, Madame Martin zuerſt die frohe Nachricht zu verkündigen: „Ihr Mann iſt Finanzminiſter. Es iſt ein ſehr ſchönes Portefeuille.“

„Hat der Präſident keine Einwendungen gemacht, als man ihm meinen Namen nannte?“ fragte Martin-Bellème.

„Nein, Berthier hat ihm von der erprobten Treue der Familie Martin geſprochen, von ihrer Vermögensſtellung und von den perſönlichen Banden, die Sie mit der Finanzwelt verknüpfen. Und wie Garain ſich ſo richtig ausdrückte, hat er ſich von der in der Situation begründeten Notwendigkeit inſpirieren laſſen. So hat er denn unterzeichnet.“

Ein paar Falten glitten über das gelbliche Geſicht des Grafen Martin. Er lächelte.

„Das Dekret,“ fuhr Loyer fort, „wird morgen im ‚Officiel‘ erſcheinen. Ich habe ſelbſt den Kabinettsattaché in die Redaktion begleitet. Das iſt immer ſicherer. Zu Grevys Zeiten, der doch gewiß nicht dumm war, iſt es vorgekommen, daß man die Papiere auf dem Weg vom Elyſée zum Quai Voltaire abgefangen hat.“

Damit warf er ſich in einen Stuhl und weidete ſich an dem Anblick von Madame Martins Schultern.

„Man wird jetzt nicht mehr, wie zur Zeit meines armen Freundes Gambetta, ſagen können, daß es der Republik an

Frauen mangelt. Sie, Madame, werden uns herrliche Feſte in den Salons des Miniſteriums geben.“

Gretchen ſtand jetzt mit ihrem Halsſchmuck und ihren Ohrringen vor dem Spiegel und ſang die Schmuckarie.

Graf Martin erklärte: „Man wird die Erklärung umredigieren müſſen. Ich habe darüber nachgedacht, und ich habe, wenigſtens was mein Reſſort betrifft, die richtige Formel gefunden. Man muß mit Anleihen amortiſieren und nicht mit Steuern.“

Loyer zuckte die Achſeln: „Lieber Martin, es gibt eigentlich nichts Weſentliches, was an der Erklärung des alten Kabinetts zu ändern wäre. Die Situation iſt im ganzen ſichtlich die gleiche geblieben.“ Er ſchlug ſich gegen die Stirn.

„Donnerwetter, ich habe etwas vergeſſen. Wir haben Ihren Freund Larivière als Kriegsminiſter auf die Liſte geſetzt, ohne ihn davon zu unterrichten. Ich habe den Auftrag, es ihm mitzuteilen.“

Er dachte, ihn in dem Café zu finden, wo das Militär verkehrte, aber Martin wußte, daß der General im Saal war.

„Dann muß ich ihn gleich feſthalten,“ ſagte Loyer und verbeugte ſich zum Abſchied. „Sie geſtatten, Madame, daß ich Ihren Gatten entführe.“

Eben nachdem ſie fort waren, traten Jacques Dechartre und Paul Vence in die Loge.

„Ich gratuliere, Madame,“ ſagte Paul Vence.

Aber ſie wandte ſich raſch an Dechartre: „Nun, ich hoffe, Sie wenigſtens werden mir nicht gratulieren.“

Paul Vence fragte jetzt, ob ſie in die Räume des Miniſteriums überſiedeln würde.

„Nein, um Gotteswillen nicht," rief ſie ganz entſetzt.

„Aber Madame," fuhr er fort, „Sie werden auf den Bällen im Elyſée erſcheinen, und wir andern werden Gelegenheit finden, zu bewundern, wie Sie ſich auch dort Ihren eigenartigen Reiz bewahren und immer die ſchöne Frau bleiben, von der alle träumen."

„Monſieur Vence," erwiderte ſie, „mir ſcheint, der Miniſterwechſel inſpiriert Sie zu ziemlich frivolen Betrachtungen."

„Madame," entgegnete er , „ich werde nicht wie mein teurer Meiſter Renan ſagen: Was geht das Sirius an, weil man mir ſelbſtverſtändlich antworten würde: Was geht der große Sirius die kleine Erde an? Aber ich habe mich immer gewundert, wie Erwachſene und ſogar alte Perſonen ſich durch die Illuſion der Macht irreführen laſſen. Üben denn nicht der Hunger, der Tod und die Liebe, alle dieſe erhabenen oder niedrigen Gebote des Lebens eine ſo unumſchränkte Macht über die Menſchheit aus, daß den Herren der Erde nichts anderes übrig bleibt, wie nur noch auf dem Papier oder in bloßen Worten zu herrſchen? Und noch ſeltſamer iſt es, daß ganze Völker in dem Glauben leben, daß ſie noch andere Miniſter haben wie ihr Elend, ihre Begierden und ihre Dummheit. Es war ein weiſer Mann, der da ſagte: Gebt den Menſchen als Zeugen und Richter nur das Mitleid und die Ironie."

„Aber Monſieur Vence," ſagte Madame Martin

lachend, „das haben Sie ja ſelbſt geſchrieben. Ich leſe Sie ja in dieſem Moment.“

Die beiden Miniſter ſuchten währenddem im Saal und in den Gängen nach dem General. Auf den Rat der Logenſchließerin begaben ſie ſich hinter die Kuliſſen. Sie wanden ſich zwiſchen den Dekorationen, die gerade aufgerichtet oder niedergelaſſen wurden und durch das Gewühl von deutſchen Mädchen in roten Röcken, Hexen, Kobolden und Kurtiſanen des Altertums durch und erreichten den Ballfoyer.

Der große, faſt leere Raum, deſſen Wände mit allegoriſchen Malereien bedeckt waren, machte jenen feierlichen Eindruck, der allen ſtaatlichen Inſtitutionen eigen iſt.

Zwei Tänzerinnen ſtanden mit mürriſchen Geſichtern da, den einen Fuß auf der Bank, die ſich an der Wand entlangzog. Hier und da ziemlich ſchweigſame Gruppen von ſchwarzgekleideten Herren und Tänzerinnen mit kurzen abſtehenden Röcken.

Loyer und Martin-Bellême nahmen die Hüte ab, wie ſie eintraten. Im Hintergrund des Saales entdeckten ſie Larivière mit einem hübſchen Mädchen im roſa Überwurf, den ein goldener Gürtel zuſammenhielt und der, an den Hüften geſpalten, den Trikot durchblicken ließ. In der Hand hielt ſie einen Becher aus vergoldeter Pappe, und als die beiden nähertraten, hörten ſie, wie ſie zum General ſagte: „Sie ſind freilich ſchon ziemlich alt, aber ich bin überzeugt, daß Sie noch ebenſoviel wert ſind wie der da.“

Dabei wies ſie mit einer verächtlichen Handbewegung

auf einen jungen Mann, der mit einer Gardenia im Knopfloch neben ihr ſtand.

Loyer machte dem General ein Zeichen, daß er mit ihm ſprechen wolle und zog ihn zu der Bank hin.

„Ich habe das Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß Sie Kriegsminiſter geworden ſind.“

Larivière glaubte ihm nicht und gab keine Antwort. Dieſer ſchlechtgekleidete Mann mit den langen Haaren, der in ſeinem ſtaubigen, viel zu langen Rock ausſah, wie ein Taſchenſpieler aus dem Varieté flößte ihm ſehr wenig Zutrauen ein, ſo daß er eine Falle oder einen ſchlechten Scherz dahinter vermutete.

„Monſieur Loyer, garde des sceaux,“ ſtellte Martin vor.

Loyer fing jetzt an, in ihn zu dringen: „General, Sie dürfen ſich nicht drücken. Ich habe mein Wort gegeben, daß Sie annehmen werden. Wenn Sie noch länger zögern, könnte Garain uns einen Streich ſpielen, er iſt ein Verräter.“

„Mein lieber Kollege,“ ſagte Graf Martin, „Sie drücken ſich etwas zu ſtark aus. Aber Garain iſt vielleicht nicht ganz aufrichtig. Und es wird dringend gewünſcht, daß der General annimmt.“

„Das Vaterland über alles,“ antwortete Larivière, vor Bewegung ſtammelnd.

„Sie wiſſen ja, Herr General,“ ſagte Loyer, „die beſtehenden Geſetze müſſen unbeugſam, aber mit einer gewiſſen Mäßigung angewandt werden. Daran müſſen Sie ſich halten.“

Dabei folgte er mit dem Blick den beiden Tänzerinnen, die auf der Bank ihre kurzen, muskulöſen Beine ausſtreckten. Und Larivière murmelte: „Die ausgezeichnete Diſziplin in unſerer Armee und der gute Wille der Vorgeſetzten ſind der ſchwierigſten Lage gewachſen.“

Loyer klopfte ihm auf die Schulter: „Mein lieber Larivière, die großen Armeen haben ſehr viel für ſich.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung,“ erwiderte Larivière, „die ſtehende Armee iſt die beſte Garantie für die Verteidigung der Nation. Und unſere Armee entſpricht ſo, wie ſie iſt, allen Anforderungen der nationalen Verteidigung.“

Jetzt begann Loyer wieder: „Die großen Armeen haben das Gute, daß ſie den Krieg unmöglich machen. Es wäre Wahnſinn, dieſe ungeheuren Streitkräfte, deren Leitung geradezu übermenſchliche Fähigkeiten erfordern würde, in einen Krieg zu verwickeln. Das iſt auch Ihre Meinung, nicht wahr, General?“

Larivière zwinkerte mit den Augen: „Die Situation erfordert große Umſicht. Wir ſtehen einem Gegner gegenüber, den wir nicht einmal genau kennen, und vor dem wir auf der Hut ſein müſſen.“

Aber jetzt blickte Loyer ihn mit ſtillem verächtlichem Zynismus an: „Glauben Sie nicht auch, teurer Kollege, daß in dem höchſt unwahrſcheinlichen Falle eines Krieges die Bahnhofsinſpektoren die beſten Generale ſein würden?“

Dann ſtiegen alle drei zuſammen die Treppe hinab, um ſich zum Miniſterpräſidenten zu begeben, der ſie erwartete.

Der letzte Akt hatte begonnen. Madame Martin hatte nur noch Dechartre und Miß Bell in ihrer Loge.

„Ich freue mich ſo, Darling, wie ſagt man doch, ich bin ganz begeiſtert, zu denken, daß Sie die rote Lilie von Florenz auf dem Herzen tragen. Und Monſieur Dechartre mit ſeiner künſtleriſchen Empfindung muß ebenſo zufrieden damit ſein, dieſes entzückende Kleinod auf Ihrer Taille zu ſehen. O, ich möchte den Juwelier kennenlernen, der es gemacht hat, Darling. Die Lilie iſt ſo ſchlank und geſchmeidig wie eine Iris. Oh, ſie iſt ſo elegant und prächtig, und dabei hat ſie etwas Grauſames. Haben Sie nicht ſchon bemerkt, my love, daß ſchöner Schmuck immer eine Art von prunkvoller Grauſamkeit an ſich hat?"

„Mein Juwelier iſt ganz in der Nähe," ſagte Thereſe, „Sie haben ſeinen Namen ſchon genannt. Monſieur Dechartre iſt ſo liebenswürdig geweſen, die Zeichnung für den Schmuck zu entwerfen."

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Logentür. Thereſe wandte ſich um und erblickte in dem Halbdunkel Le Ménil, der ſich mit ſeiner etwas urwüchſigen Eleganz verbeugte.

„Darf ich Sie bitten, Madame, Ihrem Herrn Gemahl meine Glückwünſche zu übermitteln?"

Dann machte er ihr ein ziemlich kühles Kompliment über ihr gutes Ausſehen und wandte ſich mit einigen liebenswürdigen und korrekten Worten an Miß Bell.

Thereſe hörte voller Angſt zu, in qualvollem Bemühen, irgendeine nichtsſagende Antwort zu geben. Er fragte, ob ſie einen angenehmen Sommer in Joinville verlebt habe. Er

wäre ſehr gerne zur Jagd gekommen, aber er hatte nicht können. Erſt war er mit ſeiner Jacht auf dem Mittelmeer geweſen und dann in Semanville, um zu jagen.

„O, Monſieur Le Ménil," ſagte Miß Bell, „Sie ſind auf dem blauen Meer herumgeirrt? Haben Sie auch Sirenen geſehen?"

Nein, Sirenen waren ihm nicht begegnet, aber drei Tage lang war ein Delphin hinter ſeiner Jacht hergeſchwommen.

Miß Bell fragte, ob der Delphin muſikaliſch geweſen ſei.

Nein, das glaubte er nicht. Die Delphine ſind nichts weiter wie eine Art von kleinen Walfiſchen. Die Seeleute nennen ſie Meergänſe, weil ihre Kopfform eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dieſen Tieren beſitzt. Aber Miß Bell wollte nicht glauben, daß der Delphin, der Arion auf ſeinem Rücken trug, einen Gänſekopf gehabt habe.

„Monſieur Le Ménil, wenn nächſtes Jahr wieder ein Delphin Ihrem Schiff folgt, ſo bitte ich Sie, ſpielen Sie ihm auf der Flöte die Hymne an den Apollo von Delphi vor. Lieben Sie das Meer, Monſieur Le Ménil?"

„Eigentlich iſt mir der Wald lieber."

Er war vollkommen Herr ſeiner ſelbſt, er ſprach einfach und mit großer Ruhe.

„Oh, Monſieur Le Ménil, ich weiß, daß Sie den Wald lieben und die Lichtungen, wo die kleinen Haſen im Mondſchein tanzen."

Dechartre war blaß geworden, er ſtand jetzt auf und ging hinaus.

Es war die Szene in der Kirche. Gretchen lag auf den

Knien und rang die Hände. Die Orgel rauſchte, und der Chor ſang das „dies irae, dies illa“.

„O, Darling, wiſſen Sie, daß dieſe Totenlitanei, die in den katholiſchen Kirchen geſungen wird, von einem Franziskanermönch, der Einſiedler war, herſtammt? Es iſt etwas wie das Brauſen des Sturmes darin, der im Winter um die Gipfel der Berge tobt.“

Aber Thereſe hörte nichts mehr. Dechartre hatte ihre Seele mit ſich fortgenommen.

Man hörte jetzt, daß im Salon Stühle gerückt wurden. Und nun erſchien Schmoll. Er hatte erfahren, daß Monſieur Martin-Bellème jetzt wirklich zum Miniſter ernannt war. Und er kam nun gleich mit ſeiner Bitte um das Großkreuz und eine größere Wohnung im Inſtitut. Die Seinige war ſo finſter und eng und völlig unzureichend für ſeine Frau und ſeine fünf Töchter. Er hatte ſogar ſein Arbeitskabinett in einer Dachkammer aufſchlagen müſſen. Er erging ſich in endloſen Klagen und wich nicht eher, als bis Madame Martin ihm verſprochen hatte, ein Wort für ihn einzulegen.

„Monſieur Le Ménil,“ fragte Miß Bell, „wollen Sie nächſtes Jahr wieder auf die See?“

Le Ménil glaubte nicht. Er hatte nicht die Abſicht, Rosebud zu behalten. Das Meer war ihm zu melancholiſch. Und mit eigenſinniger, hartnäckiger Ruhe ſah er Thereſe an, während er ſprach.

Es war jetzt die Szene in Gretchens Gefängnis. Mephiſtopheles mahnte zum Aufbruch, während die Muſik den ſchauerlichen Galopp der Pferde wiedergab.

Und jetzt ſagte Thereſe: „Ich habe ſo Kopfweh, es iſt zum Erſticken heiß.“

Le Ménil erhob ſich, um die Tür halb zu öffnen.

Dann ſtieg der klare Geſang Gretchens, mit dem ſie die Engel herbeiruft, zum Himmel empor.

„Darling, ich will Ihnen ſagen, dieſes arme Gretchen will ihr irdiſches Leben nicht retten, und deshalb wird ſie im Geiſt und in der Wahrheit gerettet. Und ich glaube feſt daran, Darling, daß wir alle gerettet werden. O ja, ich glaube, daß alle Sünder einſt rein vor Gott daſtehen werden.“

Thereſe erhob ſich jetzt in ihrer vollen Größe, ſie war leichenblaß und die Lilie an ihrer Seite ſtrahlte in blutigem Glanz. Miß Bell ſaß unbeweglich da und lauſchte der Muſik. Le Ménil war in die Garderobe gegangen, um Madame Martins Mantel zu holen. Während er daſtand und ihn bereithielt, ging ſie durch die Loge, dann durch den Salon und blieb neben der halboffenen Tür beim Spiegel ſtehen.

Und nun legte er ihr die rote Samthülle, die mit Gold geſtickt und mit Hermelin gefüttert war, um, wobei ſeine Finger ihre bloßen Schultern ſtreiften. Und mit klarer, leiſer Stimme ſagte er: „Thereſe, ich liebe dich. Denke an das, was ich dir geſtern geſagt habe. Ich erwarte dich jeden Tag, jeden Tag von drei Uhr an in unſerm Heim, Rue Spontini.“

Sie neigte den Kopf, um ſich den Mantel umhängen zu laſſen, und in dieſem Augenblick ſah ſie Dechartre vor ſich. Er hatte die Hand auf den Türgriff gelegt und alles gehört. Nun ſah er ſie an, und alles, was menſchliche Augen an

Schmerz und Vorwurf auszudrücken vermögen, lag in ſeinem Blick. Dann verſchwand er in dem dunklen Korridor. Ihr war zumute, als ob ein glühender Hammer in ihrer Bruſt pochte, und ſie blieb wie verſteinert auf der Schwelle ſtehen.

„Haſt du auf mich gewartet?“ fragte Monteſſuy, der jetzt kam, um ſie abzuholen. „Ich werde dich und Miß Bell nach Hauſe bringen.“

XXXIII

Während ſie im Wagen ſaß, und ſpäter wie ſie dann in ihrem Zimmer angelangt war, ſah ſie immer nur dieſen Blick ihres Geliebten vor ſich, dieſen harten, ſchmerzerfüllten Blick. Sie wußte ja, wie leicht er verzweifelte, wie raſch er entſchloſſen war, nichts mehr zu wollen. Sie hatte ihn damals am Ufer des Arno geſehen, wie er vor ihr flüchten wollte. Ja, und damals war ſie trotz all ihrer Angſt und allem Schmerz noch glücklich geweſen, denn ſie hatte ihm nachſtürzen dürfen und ihm zurufen: „Komm zurück."

Und auch dieſes Mal, obgleich ſie von Menſchen umgeben und beobachtet war, hätte ſie irgendeinen Ausweg finden müſſen, ihm irgendein Wort ſagen, ihn nicht in dieſer ſtummen Verzweiflung fortgehen laſſen müſſen. Aber ſie war zu ſehr erſchrocken geweſen; all ihre Kraft hatte ſie in jenem Augenblick verlaſſen. Der ganze Zwiſchenfall war ſo ſinnlos geweſen und ſo raſch vor ſich gegangen. Gegen Le Ménil fühlte ſie jenen primitiven Zorn, wie gegen einen Stein, an dem man ſich den Kopf geſtoßen hat. Aber ſich ſelbſt machte ſie die bitterſten Vorwürfe, daß ſie ihren Freund hatte fortgehen laſſen, ohne ein Wort zu ſagen, ohne einen Blick, in dem ihre ganze Seele lag.

Sie ging ungeduldig auf und ab, während Pauline auf ſie wartete, um ſie auszukleiden. Dann blieb ſie plötzlich ſtehen. In dem dunklen Spiegel, der das Licht der Kerzen wiederſtrahlte, glaubte ſie den Korridor des Theaters vor ſich zu ſehen und Dechartre, der ſie verließ, um nie wieder zu ihr zurückzukehren.

Wo mochte er jetzt ſein? Und was dachte er in ſeiner Einſamkeit? — Ja, es war eine Todesqual für ſie, nicht gleich zu ihm eilen zu können.

Sie preßte beide Hände vor die Bruſt, als ob ſie erſticken müßte. Pauline ſtieß einen leichten Schrei aus, als ſie Blutstropfen auf der weißen Taille ihrer Herrin ſah. Ohne es ſelbſt zu merken, hatte Thereſe ſich die Hand an der roten Lilie geritzt. Sie löſte das Kleinod von der Bruſt, das blutende Symbol ihres Geheimniſſes, das ſie vor aller Welt am Herzen getragen. Und während ſie es zwiſchen den Fingern hin und herdrehte, betrachtete ſie es lange. Sie dachte an die Tage in Florenz, an die Zelle in San Marco, wo der Kuß des Geliebten ihr auf den Lippen gebrannt hatte, während ſie mit halbgeſchloſſenen Augen die Engel und den blauen Himmel auf den Gemälden in verſchwommenen Umriſſen vor ſich ſah. Sie dachte an das Gartenhaus in der Via Alfieri mit den Nymphen und Ziegen und an das Zimmer, wo die Schäfer auf den Gobelins den Schrei ihrer Wonne und ihr langes Schweigen mit angehört hatten.

Und alles das konnte ja nicht nur der Schatten von etwas Vergangenem, nicht nur das Geſpenſt ihrer einſtigen

Liebesſtunden ſein. Es war die greifbare Gegenwart der Liebe. Und irgendein törichtes Wort, das ein fremder Mann zwiſchen ſie geworfen hatte, ſollte jetzt alles zerſtören. Nein, Gott ſei Dank, das war nicht möglich. Ihre Liebe konnte nicht von ſolchen elenden Kleinigkeiten abhängen. Hätte ſie nur zu ihm hineilen können, ſo wie ſie war, halbausgekleidet in ſein Zimmer treten. Sie würde ihn vor dem Feuer ſitzend finden, die Ellbogen auf die Knie geſtützt und den Kopf zwiſchen den Händen — ganz in ſeinem Schmerz verſunken. Und dann würde ſie ſeine Haare ſtreicheln und ihn zwingen, den Kopf zu erheben und zu fühlen, daß er ſie liebte, daß ſie ſein war, ſein Eigentum, ſein lebender Reichtum an Freude und Liebe.

Sie hatte die Kammerjungfer fortgeſchickt und ſich zu Bett gelegt. Und während ſie ſo bei der brennenden Lampe dalag, war es nur dieſer eine Gedanke, der ihr immer wieder durch den Kopf ging.

Es war ein Zufall, ein unſinniger Zufall. Er mußte es ja einſehen, daß es ihrer Liebe nichts tun konnte. Was für ein Wahnſinn, wenn er ſich um eines andern willen beunruhigen wollte. Als ob es für ſie überhaupt noch einen andern Mann auf der Welt gebe.

Ihr Gatte hatte leiſe die Tür geöffnet, und als er das Licht ſah, trat er ein.

„Schläfſt du noch nicht, Thereſe?“

Er hatte noch mit ſeinen Kollegen bei Berthier d'Eyzelles konferiert und wollte ſeine Frau um einige Punkte

befragen, er gab ſehr viel auf ihre Intelligenz. Vor allem lag ihm daran, eine aufrichtige Anſicht zu hören.

„Jetzt wären wir alſo ſoweit," ſagte er, „ich weiß, teure Freundin, daß du mir helfen wirſt. Meine Stellung iſt, obgleich mich alle darum beneiden, eine äußerſt ſchwierige und gefährliche. Und zum Teil verdanke ich ſie ja dir, da es vor allem der mächtige Einfluß deines Vaters iſt, der mich vorwärts getragen hat."

Dann fragte er ſie um Rat wegen der Wahl eines Kabinettsſekretärs.

Sie riet ihm ſo gut wie ſie konnte. Sie fand ihn ganz vernünftig und ruhig und wenigſtens nicht unverſtändiger wie die andern.

Er erging ſich jetzt in Betrachtungen.

„Ich muß das Budget jetzt vor dem Senat ſo verfechten, wie es von der Kammer votiert worden iſt. Es enthält Anſichten, die ich nicht billige. Als Deputierter habe ich ſie bekämpft, aber als Miniſter muß ich ſie verteidigen. Damals betrachtete ich die Dinge von außen, aber von innen geſehen, erſcheinen ſie mir in einem ganz anderen Licht. Und außerdem bin ich jetzt nicht mehr mein eigener Herr."

Dann ſeufzte er: „Ach, wenn man wüßte, wie wenig wir ausrichten können, wenn wir ans Steuer gelangt ſind."

Dann erzählte er ihr von ſeinen Eindrücken. Berthier verhielt ſich reſerviert, und die andern ließen nichts durchblicken. Nur Loyer trat ſehr autoritativ auf.

Sie hörte ohne beſondere Aufmerkſamkeit, aber auch

ohne Ungeduld zu. Sein bleiches Geſicht und ſeine matte Stimme zeigten ihr wie eine Uhr die Minuten, die langſam eine nach der andern verrannen.

„Bizarre Sprünge hat der Loyer gemacht. Im gleichen Atem erklärte er ſich als ſtrengen Anhänger des Konkordates und rief: ‚Die Biſchöfe ſind die Präfekten des Geiſtes. Ich werde ſie ſchützen, da ſie zu mir gehören. Und mit ihnen werde ich auch die Gendarmerie der Seele, die Kuraten, halten.‘“

Dann machte er ſie darauf aufmerkſam, daß ſie jetzt in einer anderen Geſellſchaft verkehren müſſe, als die, welche ſie gewohnt war. Ohne Zweifel würden dieſe Leute ihr manchmal gewöhnlich vorkommen. Aber ſeine jetzige Stellung machte es notwendig, gegen alle höflich zu ſein. Übrigens konnte er ja auf ihren Takt und auf ihre Selbſtloſigkeit rechnen.

Sie ſah ihn etwas erſchrocken an: „Aber das eilt ja nicht, mein Freund, das werden wir alles ſpäter ſehen.“

Er war müde und angegriffen und wünſchte ihr jetzt gute Nacht. Sie ſollte doch lieber ſchlafen. Sie würde ihre Geſundheit noch zugrunde richten, wenn ſie des Nachts immer leſe. Damit verließ er ſie.

Thereſe lauſchte dem Geräuſch ſeiner Schritte, die etwas ſchwerer klangen wie gewöhnlich, wie er durch ſein Arbeitskabinett in ſein Zimmer ging, vielleicht um zu ſchlafen. Und nun ſenkte die nächtliche Stille ſich bedrückend auf ſie herab. Sie blickte auf die Uhr, es war halb zwei.

Und ſie dachte: „Er leidet jetzt ebenſo wie ich. Er hat mich ſo zornig und verzweifelt angeblickt.“

Aber ihr leidenſchaftlicher Mut war ungebrochen. Was ſie ſo ungeduldig machte war vor allem, daß ſie nichts von ihm wußte. Sie war ja wie gefangen. Aber wenn der Tag anbrach, war ſie wieder frei und konnte zu ihm gehen, ihn ſehen und ihm alles erklären. Es war ja alles ſo klar. Und während ſie immer von denſelben ſchmerzlichen Gedanken gequält dalag, horchte ſie auf die Wagen, die in langen Zwiſchenräumen über den Kai rollten. Dieſes Geräuſch, das die Zeit wenigſtens etwas verkürzte, beſchäftigte ſie und intereſſierte ſie beinah. Aufmerkſam lauſchte ſie dem Raſſeln, das erſt ſchwach, wie aus weiter Ferne klang und dann immer lauter herankam. Man konnte deutlich unterſcheiden, wie die Räder ſich an den Steinen rieben und die eiſenbeſchlagenen Hufe der Pferde den Boden ſtampften. Dann verlor ſich wieder alles in weiter Ferne.

Als es wieder ſtill geworden war, kamen die Gedanken von neuem über ſie.

Er mußte ja fühlen, daß ſie ihn liebte, daß ſie niemals einen andern geliebt hatte. Das einzige Unglück war, daß die Nacht ſo langſam verging. Sie wagte nicht auf die Uhr zu ſehen aus Furcht, daß die Zeit immer mit derſelben ermüdenden Trägheit vorrückte.

Nun ſtand ſie auf, ging an das Fenſter und ſchlug die Vorhänge zurück. Ein bleicher Lichtſchein lag über dem bewölkten Himmel. Sie glaubte, daß es ſchon der erſte Schein des anbrechenden Tages ſei. Es war halb vier. — Dann kehrte ſie zum Fenſter zurück und blickte hinab. Auf dem

Trottoir ſpiegelten ſich die Gasflammen, und ein ſtiller Regen rieſelte vom bleichen Himmel herab. Plötzlich klang eine menſchliche Stimme durch die Nacht, erſt in ſchrillen Tönen, dann immer dumpfer und abgeriſſener, als ob ſie ſich in mehrere einzelne Stimmen geſpalten hätte, die einander antworteten. Es war ein Betrunkener, der über das Trottoir wankte, während er hier und da gegen die Bäume anſtieß. Dabei ſchien er Zwieſprache mit den Geſtalten ſeiner Träume zu halten, denen er edelmütig ſeine Stimme lieh und die er dann mit mächtigen Worten und Gebärden niederſchmetterte. Thereſe verfolgte ihn die ganze Straße hinunter, wie er in ſeiner weißen Bluſe dahinflatterte, einem Fetzen gleich, der vom Wind getrieben wird. Sie konnte deutlich einzelne Worte verſtehen, die er immer wiederholte: „Ja, das werde ich der Regierung mitteilen.“

Allmählich wurde ihr kalt, und ſie legte ſich wieder ins Bett. Und jetzt kam ihr eine Befürchtung. Sie dachte: Er iſt wahnſinnig eiferſüchtig. Das iſt etwas, was in ſeinem Blut und ſeinen Nerven liegt. Aber auch ſeine Liebe liegt in ſeinem Blut und ſeinen Nerven. Liebe und Eiferſucht iſt eins bei ihm. Er wird alles begreifen und ſich zufriedengeben, wenn nur ſeine Eitelkeit nicht darunter litte. Aber bei ihm geht die Eiferſucht körperlich und geiſtig gleich ſchief. Sie wußte, daß er geradezu phyſiſch darunter litt, und daß die Wunde durch ſeine lebhafte Phantaſie immer wieder aufgeriſſen wurde. Ja, ſie wußte, wie tief er litt. Sie hatte ja geſehen, wie bleich er geworden war, als ſie damals vor der Statue des heiligen Markus einen Brief in den Kaſten ge-

worfen hatte, und damals war ſein Verlangen nach ihr noch ein bloßer Traum geweſen.

Sie dachte an ſeine halbunterdrückten Klagen, an die jähe Traurigkeit, die ihn ſpäter manchmal nach ihrer Umarmung befallen hatte, und an den geheimnisvollen Schmerz, der in ſeinen oft wiederholten Worten lag: „Ich muß dich in dir ſelbſt vergeſſen.“ Der Brief, den er ihr nach Dinard geſchrieben, fiel ihr wieder ein — ſeine maßloſe Verzweiflung über ein Wort, das er bei Tiſch in irgendeinem Reſtaurant gehört hatte. Aber ſie wollte den Mut nicht verlieren. Sie wollte ihm alles ſagen, alles geſtehen. Und ihr Geſtändnis ſollte ihm zurufen: „Ich liebe dich, ich habe nie einen andern geliebt.“ Nein, ſie hatte ihn nicht verraten. Sie konnte ihm nichts ſagen, als was er ſchon längſt ahnte. Sie hatte ja ſowenig wie möglich gelogen und nur, um ihm einen Schmerz zu erſparen. Wie ſollte er das nicht verſtehen? Es war beſſer, wenn er alles wußte, denn dieſes alles war ja ein bloßes Nichts. Sie dachte immer wieder dieſelben Gedanken durch und wiederholte ſich immer wieder die gleichen Worte.

Die Lampe verbreitete jetzt nur noch ein trübes, qualmendes Licht. Thereſe zündete eine Kerze an — es war halb ſieben. Sie bemerkte, daß ſie einen Augenblick geſchlummert hatte. Dann eilte ſie an das Fenſter. Der Himmel war dunkel und ſchien mit der Erde in ein düſteres Chaos zuſammenzufließen. Sie war auf einmal begierig darauf, zu wiſſen, wann denn eigentlich die Sonne aufginge. Sie hatte keine Ahnung davon. Es kam ihr vor, als ob die Nächte im Dezember ſehr lang ſeien. Sie dachte darüber nach, konnte

aber nicht darauf kommen, und es fiel ihr nicht einmal ein, den Kalender, der auf dem Tiſch lag, zu befragen. Wie eine glückbringende Verheißung ſchlugen die ſchweren Schritte der Arbeiter, die jetzt truppweiſe vorbeikamen, und das Klingeln der Milchwagen an ihr Ohr. Und bei dieſen erſten Tönen, die aus der erwachenden Stadt zu ihr herüberdrangen, erbebte ſie.

XXXIV

Als ſie um neun Uhr den Hof von Jacques Wohnung betrat, fand ſie Fuſellier, der trotz des Regens den Hof kehrte und dabei ſeine Pfeife rauchte. Dann kam auch ſeine Frau aus der Loge. Beide ſahen ganz beſtürzt aus. Madame Fuſellier nahm zuerſt das Wort: „Monſieur Jacques iſt nicht zu Hauſe.“

Als Thereſe ſtumm und unbeweglich ſtehenblieb, trat Fuſellier mit ſeinem Beſen in der Hand auf ſie zu, während er mit der andern ſeine Pfeife hinter dem Rücken verbarg.

„Monſieur Jacques iſt noch nicht nach Hauſe gekommen.“

„Ich werde auf ihn warten,“ ſagte Thereſe.

Madame Fuſellier führte ſie in den Salon und machte Feuer an. Es wollte nicht gleich brennen, und ſo blieb ſie gebückt vor dem Ofen ſtehen und ſagte: „Das macht der Wind, er treibt den Rauch durch den Kamin hinunter.“

Madame Martin meinte, es ſei nicht der Mühe wert erſt Feuer zu machen, es wäre ihr nicht kalt.

Dann ſah ſie ſich im Spiegel. Sie war bleich, und rote Flecke brannten auf ihren Wangen. Und jetzt erſt fühlte ſie, daß ihre Füße ganz erſtarrt waren. Sie trat näher an

das Feuer heran. Madame Fuſellier ſah, daß ſie unruhig war, und ſuchte nach einem tröſtenden Wort.

„Monſieur Jacques wird jetzt gleich kommen. Wenn Madame auf ihn warten wollen, es wird gleich warm ſein.“

Ein troſtloſer Tag ſenkte ſich im Regenfall nieder auf das Glasdach. Die Dame mit dem Einhorn an der Wand, die Dame mit der ſteifen Geſte und dem verblichenen Körper, verlor inmitten der Kavaliere und des von Blumen und Vögeln bunten Waldes ganz ihre Schönheit. Thereſe wiederholte ſich immer von neuem: „Er iſt noch nicht nach Hauſe gekommen,“ bis ſie den Sinn der Worte nicht mehr verſtand. Mit brennenden Augen blickte ſie nach der Tür. So blieb ſie regungslos ſitzen und konnte nicht mehr denken. Sie wußte ſelbſt nicht wie lange, es mochte vielleicht eine halbe Stunde geweſen ſein. Dann näherten ſich Schritte, und die Tür ging auf. Er trat ins Zimmer. Sie ſah, daß er vor Fieber glühte und vom Regen durchnäßt war. Jetzt blickte ſie ihn offen und frei an, daß er ganz betroffen war. Aber gleich darauf kam ſein ganzer Jammer ihm wieder zum Bewußtſein. „Was willſt du noch von mir?“ ſagte er, „du haſt mir das ſchwerſte Leid angetan, das mir überhaupt widerfahren konnte.“ Sie erſchrak vor dem Ton ſeiner Stimme, der durch die Müdigkeit etwas Mildes bekommen hatte.

„Jacques, hör' mich an.“

Er machte eine Bewegung, als ob er nichts von ihr hören wollte.

„Jacques, du mußt mich hören. Ich habe dich nicht

hintergangen. Nein, nein, ich habe es nicht getan. Wie wäre es denn möglich. Haſt du —"

Er ſchnitt ihr das Wort ab: „Habe Mitleid mit mir. Verſchone mich. Du haſt mir ſchon weh genug getan. Wenn du wüßteſt, was für eine Nacht ich hinter mir habe, würdeſt du nicht den Mut haben, mich noch länger zu quälen."

Dann ließ er ſich auf denſelben Divan niederſinken, wo er ſechs Monate früher ihre Lippen unter dem Schleier geküßt hatte.

Er war die ganze Nacht gegangen, immer aufs Geratewohl an der Seine entlang bis dahin, wo die Ufer von Weiden und Pappeln beſtanden ſind. Um ſeine Qual zu lindern, hatte er verſucht, ſich zu zerſtreuen. Auf dem Kai Bercy hatte er eine ganze Stunde zugeſehen, wie der Mond durch die Wolken glitt, wie er zum Vorſchein kam und wieder verſchwand. Dann hatte er angefangen, mit peinlicher Genauigkeit die Fenſter an den Häuſern zu zählen. Dann begann es zu regnen, und er ging bis zu den Hallen und trank dort in irgendeinem Wirtshaus ein Glas Branntwein. „Glücklich ſiehſte gerade nich aus," hatte dort ein dickes, ſchielendes Mädchen zu ihm geſagt. Dann iſt er auf der ledergepolſterten Bank eingeſchlafen, das waren wenigſtens noch ein paar gute Minuten geweſen.

Es war, als ob die Bilder dieſer qualvollen Nacht ſich noch in ſeinen Augen widerſpiegelten.

„Ich habe dabei an jene Nacht am Arno gedacht," ſagte er, „du haſt mir alle Schönheit der Welt zerſtört."

Er flehte ſie jetzt an, ihn allein zu laſſen. Er fühlte in ſeinem ermatteten Zuſtand tiefes Mitleid mit ſich ſelbſt. Er hätte ſchlafen mögen — nicht ſterben, nein, ihn ſchauderte vor dem Tode. Aber ſchlafen, um nie wieder aufzuwachen. Und jetzt ſtand ſie auf einmal wieder vor ihm, und das alte Verlangen erwachte plötzlich wieder. Ja, er fand ſie noch begehrenswerter wie ſonſt, trotz ihrer fahlen Bläſſe und dem ſtarren, ſchmerzlichen Ausdruck ihrer Augen. Und jetzt zweifelte er an ihr, ſie kam ihm geheimnisvoller vor, wie je zuvor. Seine Blicke ſtreiften über ihren Körper, als ob ſie die Spur der Liebkoſungen ſuchen wollten, mit denen ein anderer wie er ſie bedeckt hatte. Er ſah ſie an, und mit dem Schmerz erwachte auch der Haß gegen ſie in ihm.

Thereſe breitete die Arme nach ihm aus: „Jacques, laß mich ſprechen."

Aber er machte ein Zeichen, daß es überflüſſig ſei. Und doch verlangte ihn danach, ſie anzuhören, und ſchon horchte er begierig auf das, was ſie ſagte. Aber er wies ſchon im voraus mit Abſcheu alles zurück, was ſie ihm ſagen würde, und doch war es das einzige, was ihn auf der Welt noch intereſſierte.

„Du haſt es glauben können, daß ich dich verriete," begann ſie, „und daß ich nicht ausſchließlich in dir lebte! Sag, kannſt du denn gar nichts mehr begreifen? Siehſt du denn nicht ein, daß dieſer Mann anderswo wie im Theater, wie gerade in meiner Loge mit mir hätte reden können, wenn er wirklich mein Liebhaber wäre. Hätte er nicht hundert Mittel gefunden, ein Rendezvous mit mir zu verabreden? O nein,

Jacques, ſeit mir das Glück geworden, ſelbſt heute in meiner Verzweiflung und Qual ſage ich noch, das Glück, dich zu kennen, habe ich nur dir angehört. Wie hätte ich es denn fertiggebracht, einem andern das zu ſein? Es iſt etwas Ungeheuerliches, was du dir einbildeſt. Aber ich liebe dich. Ich liebe nur dich. Ich habe nie einen andern geliebt."

Langſam und mit großem Nachdruck ſagte er: „Ich erwarte dich jeden Tag, jeden Tag von drei Uhr an in unſerm Heim, Rue Spontini. War das kein Liebhaber, war es nicht dein Liebhaber, der ſo zu dir ſprach? — O nein, es war wohl ein Fremder, es war jemand, den du gar nicht kannteſt."

Sie richtete ſich hoch auf und ſagte ernſt und traurig: „Ja, ich habe ihm früher einmal angehört. Du haſt es wohl gewußt. Ich habe es abgeleugnet, habe gelogen, um dich nicht zu erzürnen, um dir keinen Schmerz zu bereiten; weil ich ſah, daß es dich beunruhigte und erregte. Aber ich habe ſo wenig und ſo ſchlecht gelogen. Und du wußteſt es. Mach mir keine Vorwürfe darüber. Du haſt es gewußt; wie oft haſt du mir von der Vergangenheit geſprochen, und dann hat man es dir auch damals im Reſtaurant geſagt. Aber du haſt viel mehr dahinter vermutet, als wie es in Wirklichkeit geweſen iſt. Und wenn ich dich auch belog, hintergangen habe ich dich nicht. Wenn du wüßteſt, wie wenig jener Mann in meinem Leben geweſen iſt! Sieh, ich kannte dich ja noch nicht. Ich wußte nicht, daß du einmal kommen würdeſt. Ich langweilte mich.

Es war unrecht von mir. Ich hätte auf dich warten ſollen. Und wenn du wüßteſt, eine wie unbedeutende Rolle

er in meinem Leben geſpielt hat. Ach, er hat überhaupt niemals eine Rolle in meinem Leben geſpielt."

Ihre Stimme ging in einen weichen, ſingenden Klageton über, während ſie ſagte: „Warum biſt du nicht früher gekommen? Warum?"

Sie lag vor ihm auf den Knien, ſie wollte ſeine Hände faſſen und ſeine Knie umklammern. Aber er ſtieß ſie zurück.

„Ich war blind. Ich habe es nicht geglaubt, nicht gewußt, — ich wollte es nicht wiſſen." Dann ſtand er auf und ſagte in plötzlich hervorbrechendem Zorn: „Ich wollte nicht — nein, ich wollte nicht, daß es gerade der ſein ſollte."

Sie ſetzte ſich jetzt auf den Platz, von dem er eben aufgeſtanden war, und mit leiſer, klagender Stimme ſprach ſie von ihrer Vergangenheit. Sie war damals ſo allein geweſen und hatte in einer ſo troſtlos trivialen Umgebung gelebt. Es war dann alles ſo gekommen, und ſie hatte nachgegeben. Aber ſie hatte es gleich bereut. O, wenn er wüßte, wie trüb und öde ihr Leben geweſen war, er würde nicht eiferſüchtig ſein, ſondern ſie beklagen.

Sie ſchüttelte den Kopf und blickte ihn durch die aufgelöſten Locken an, die ihr über die Stirn herabhingen.

„Aber ich habe dir da von einer andern Frau erzählt. Ich habe nichts mit ihr gemein. Ich — ich ſelbſt exiſtiere ja erſt, ſeit ich dich kenne, ſeit ich dein geworden bin."

Er hatte angefangen, wie wahnſinnig im Zimmer auf- und abzugehen, wie er vorhin am Ufer der Seine entlang geſtürzt war, und jetzt brach er in ein ſchmerzerfülltes Lachen aus.

„Nun, und während du mich liebteſt — was tat da jene andere Frau, die nicht du war?"

Entrüſtet ſah ſie ihn an: „Du kannſt glauben . . .?

„Du haſt ihn nicht in Florenz geſehen? — haſt ihn nicht damals an den Bahnhof begleitet?"

Sie erzählte ihm, wie er ihr nachgereiſt war, daß ſie ihn geſehen und mit ihm geſprochen hatte, und wie er dann zornig fortgefahren war. Und ſeitdem verſuchte er, ſie zurückzugewinnen, aber ſie hatte nicht einmal darauf geachtet.

„Jacques, ich ſehe ja nur dich auf der Welt, ich weiß nur von dir."

Er ſchüttelte den Kopf: „Ich glaube dir nicht mehr."

Jetzt lehnte ſie ſich auf: „Ich habe dir alles geſagt. Du magſt mich anſchuldigen, mich verdammen, aber kränke mich nicht in meiner Liebe zu dir. Das verbiete ich dir."

Er ſchüttelte wieder den Kopf.

„Laß mich, du haſt mir zu ſchweres Leid angetan. Ich habe dich ſo geliebt, daß ich jedes Leid, das von dir gekommen wäre, mit Freuden auf mich genommen hätte. Aber dieſer Schmerz iſt zu häßlich. Er flößt mir Abſcheu ein. Laß mich, ich leide zu ſehr. Lebewohl."

Sie ſtand immer noch vor ihm, ihre kleinen Füße hefteten ſich förmlich an den Teppich.

„Ich bin gekommen, weil ich um mein Glück, um mein Leben kämpfen muß. Du weißt, ich bin zähe, ich gehe nicht ſo von dir."

Und dann wiederholte ſie ihm alles, was ſie ihm ſchon geſagt hatte. Sie fühlte ſich ihrer ſelbſt völlig ſicher und mit

ungeſtümer Offenheit erklärte ſie ihm, wie ſie das Verhältnis abgebrochen, das ſie ſchon ſeit langer Zeit nur aus Feigheit aufrechtgehalten hatte und das ihr längſt zur Qual geworden war. — Wie ſie von dem Tage an, wo ſie ſich ihm in der Via Alfieri hingegeben, nur ihm angehört hätte, — ohne Reue und ohne daß jemals auch nur ein Wort oder ein Blick ſich von ihm verirrt habe. Aber daß ſie überhaupt von dem andern ſprach, reizte ſeinen Zorn von neuem, und er ſchrie ihr zu: „Ich glaube dir nicht."

Und wieder begann ſie ganz von vorn ihm alles noch einmal zu ſagen. Aber dann blickte ſie plötzlich inſtinktiv nach der Uhr: „Mein Gott, es iſt ſchon halb zwölf."

Wie oft hatte ſie dieſen Ruf erſchreckt ausgeſtoßen, wenn die Abſchiedsſtunde unerwartet ſchnell herbeigekommen war. Und Jacques erbebte, als er dieſe Worte hörte, die ſonſt ſo vertraut klangen und heute ſo ſchmerzlich und verzweifelt.

Unter Tränen und in eindringlichem Ton ſprach ſie noch einen Augenblick weiter. Aber dann mußte ſie gehen, und ſie hatte nichts erreicht.

Als ſie zu Hauſe ankam, fand ſie verſchiedene Leute vor, die mit Blumenſträußen auf ſie warteten.

Es fiel ihr wieder ein, daß ihr Mann Miniſter geworden war. Ganze Stöße von Telegrammen, Karten und Briefen waren für ſie angekommen, die Glückwünſche oder Bitten enthielten. Auch Madame Marmet hatte ihr geſchrieben, um ſie zu bitten bei Larivière ein gutes Wort für ihren Neffen einzulegen.

Sie trat in den Eßſaal und ſank erſchöpft auf einen Stuhl. Monſieur Martin-Bellème war eben mit ſeinem Frühſtück fertig. Man erwartete ihn jetzt bei dem Präſidenten und bei dem ehemaligen Finanzminiſter, dem er ſeinen Beſuch machen mußte. Die wohlberechnete Unterwürfigkeit, die das Perſonal ihm entgegenbrachte, ſchmeichelte ihm und beunruhigte ihn gleichzeitig. Er war ganz ermüdet.

„Vergiß nicht, mein liebes Kind, einen Beſuch bei Madame Berthier d'Eyzelles zu machen. Du weißt, ſie iſt ſehr empfindlich."

Thereſe gab keine Antwort. Während er ſeine gelblichen Finger in eine Schale mit Waſſer tauchte, erhob er den Kopf, und als er ſah, wie müde und verſtört ſie ausſah, wagte er kein Wort mehr zu ſagen. Er fühlte, daß er hier vor einem Geheimnis ſtand, das er nicht einmal wiſſen wollte, vor einem Herzenskummer, der auf ein einziges Wort hin zum Ausbruch kommen konnte. Und das erfüllte ihn mit Unruhe, mit Furcht, ja beinah mit Ehrfurcht.

So warf er ſeine Serviette hin und ſagte nur: „Entſchuldige mich, Liebſte." Damit ging er hinaus.

Sie verſuchte etwas zu eſſen, aber ſie brachte nichts hinunter. Sie empfand einen unüberwindlichen Ekel vor allem.

Gegen zwei Uhr ging ſie wieder zu Jacques. Sie traf ihn in ſeinem Zimmer. Er rauchte ſeine kurze Pfeife, und eine beinah geleerte Kaffeetaſſe ſtand vor ihm. Er ſah ſie mit einem ſo harten Blick an, daß es ſie wie ein eiſiger Schauder überlief. Sie wagte nichts zu ſagen, denn ſie fühlte, daß

jedes Wort ihn nur noch mehr kränken und verletzen würde, ja, daß ihr bloßer Anblick ſeinen Zorn von neuem erregte.

Er hatte gewußt, daß ſie wiederkommen würde, und er erwartete ſie mit der ganzen Ungeduld des Haſſes und dabei doch mit derſelben Ungeduld wie einſt in der Via Alfieri. Das wurde ihr jetzt plötzlich klar, und ſie fühlte, daß ſie lieber nicht hätte kommen ſollen. So lange ſie nicht da war, hatte er ſich nach ihr geſehnt, hatte ſie vielleicht in Gedanken herbeigerufen. Aber es war zu ſpät, und ſie wollte auch nicht klug ſein.

So ſagte ſie: „Du ſiehſt, ich bin wiedergekommen, ich konnte nicht anders. Und dann war es ja auch ganz ſelbſtverſtändlich, denn ich liebe dich. Du weißt es."

Sie hatte gewußt, daß alles, was ſie ſagte, ihn nur noch mehr irritieren würde. Und er fragte jetzt, ob ſie in der Rue Spontini ebenſo zu reden pflege.

Tieftraurig ſah ſie ihn an: „Jacques, du haſt mir manchmal geſagt, daß du im Grunde deiner Seele ein Gefühl von Haß und Zorn gegen mich empfändeſt. Es macht dir Freude, mich zu quälen, das ſehe ich jetzt." Und mit nimmermüder Geduld ſprach ſie lange und eindringlich zu ihm. Sie erzählte ihm noch einmal ihr ganzes Leben, wie wenig alles geweſen war und wie troſtlos. Und wie ſie nur noch durch ihn und in ihm gelebt habe, ſeit ſie ihn kannte.

Ihre Worte waren ſo klar wie ihre Augen. Sie ſaß dicht neben ihm, dann und wann ſtreifte ſie ihn ſcheu mit den Händen, und ihr heißer Atem ſtrich über ſein Geſicht. Und er hörte ihr mit grauſamer Neugier zu. Er war unerbittlich gegen ſich ſelbſt und wollte alles wiſſen, von dem

letzten Rendezvous mit jenem andern, und wie ſie dann mit ihm gebrochen hatte.

Und ſie berichtete ihm alles, was im Hotel d'Angleterre vorgefallen war, nur verlegte ſie die Szene in irgendeine Allee von Florenz, aus Angſt, das Bild jener letzten, traurigen Zuſammenkunft in einem verſchloſſenen Zimmer möchte ihn noch mehr empören. Dann erklärte ſie ihm das Zuſammentreffen an der Bahn. Sie hatte ihn nicht zur Verzweiflung bringen wollen, weil er ſo ungeſtüm und ſo traurig war. Seitdem hatte ſie nichts wieder von ihm gehört, bis zu dem Tage, wo er ſie in der Avenue Mac Mahon angeredet hatte. Sie wiederholte ihm, was ſie ihm damals geſagt. Zwei Tage ſpäter war er dann während der Oper in ihre Loge gekommen. Sie hatte ihn ganz gewiß nicht dazu ermutigt. Es war die volle Wahrheit, was ſie ihm da ſagte. Ja, es war die Wahrheit. Aber das Gift, das ſich ſchon ſeit ſo langer Zeit in ihm angeſammelt hatte, wühlte durch ſeine Adern. Durch ihre Geſtändniſſe beſchwor ſie die Vergangenheit — die Vergangenheit, die nie wieder gutgemacht werden konnte, wieder vor ihm herauf. Und er ſah lauter quälende Bilder vor ſich.

Dann ſagte er: „Ich glaube dir nicht, und ſelbſt, wenn ich dir glaubte, könnte ich dich nicht wiederſehen, wenn ich nur daran denke, daß dieſer Mann dich beſeſſen hat. Ich habe dir das ſchon geſagt und geſchrieben — wie du in Dinard warſt, weißt du noch? — — Wenn es nur nicht gerade der geweſen wäre. Und ſeitdem — —"

Als er innehielt, ſagte ſie: „Du weißt es wohl, daß ſeitdem nichts mehr zwiſchen ihm und mir beſtanden hat."

Aber mit dumpfer Hartnäckigkeit beharrte er darauf: „Ich habe es ja geſehen."

Lange Zeit ſchwiegen ſie beide. Endlich ſagte ſie klagend und wie in einer Art von tiefem Staunen: „ Aber, mein Freund, du konnteſt dir doch denken, ſo wie alles liegt, — mein Temperament und — meine Ehe . . . Wie oft ſieht man Frauen, die viel mehr an ihrer Vergangenheit zu tragen haben wie ich und die dennoch geliebt werden. Ach Gott, meine Vergangenheit — wenn du wüßteſt, wie wenig das geweſen iſt."

„Ich weiß, was du zu geben vermagſt. Man kann dir nicht verzeihen, wie man andern verzeihen würde."

„Aber Jacques, ich bin doch ebenſo wie die andern."

„Nein, das biſt du nicht, dir kann man nichts verzeihen."

Er ſprach mit geſchloſſenem Mund, ſeine Zähne preßten ſich feſt aufeinander vor Haß. Und ſeine Augen, die ſie einſt ſo voll und gut und ſtrahlend angeblickt hatten, waren hart und kalt geworden und traten hinter den zuſammengezogenen Lidern zurück. Sie erſchrak vor ihm. Dann ſetzte ſie ſich auf einen Stuhl im Hintergrund des Zimmers. Das Herz war ihr ſchwer, und ſie bebte von unterdrücktem Schluchzen, während ſie mit großen Augen um ſich blickte wie ein erſchrockenes Kind. Schließlich fing ſie an zu weinen.

„Warum habe ich dich gekannt?" ſeufzte er.

Und unter Tränen antwortete ſie: „Ich bereue es nicht, dich gekannt zu haben. Ich gehe daran zugrunde, aber ich bereue nichts. Ich habe doch einmal geliebt."

Er fühlte ſelbſt, daß es ſchlecht von ihm war, aber er konnte es ſich nicht verſagen, ſie noch mehr zu quälen.

„Ja, es iſt ſchon möglich, daß du auch mich geliebt haſt — nach allen andern.“

Und ſie, mit ſanfter Bitterkeit: „Ich habe nur dich geliebt, ich habe dich zu ſehr geliebt, und dafür ſtrafſt du mich jetzt. O und du biſt imſtande zu denken, daß ich mit einem andern ſo geweſen bin wie mit dir.“

„Warum nicht?“

Kraftlos ſah ſie ihn an, und der Mut verließ ſie. „Sag, iſt es denn wirklich wahr, daß du mir nicht glaubſt?“ — und ganz leiſe fügte ſie hinzu: „Würdeſt du mir glauben, wenn ich mich tötete?“

„Nein, ich würde dir auch dann nicht glauben.“

Sie trocknete ſich die Augen, dann blickte ſie zu ihm auf: „Dann iſt alſo alles vorbei.“

Sie ſtand auf und blickte ſich noch einmal im Zimmer um. Sie betrachtete alle dieſe Gegenſtände, mit denen ſie in lachender, wolluſtatmender Intimität zuſammengelebt, die ihr gehört hatten und die jetzt auf einmal nichts mehr für ſie bedeuteten und ſie fremd und feindlich anſahen — die Medaillons aus Florenz, die ſie an die ſeligen Stunden in Fieſole erinnerten und die kleine Skizze von Dechartre — dieſer Mädchenkopf mit den mageren, lachenden Zügen, die dabei etwas Leidendes hatten. Einen Augenblick blieb ſie ſo ſtehen und blickte von Sympathie erfüllt auf das kleine Zeitungsmädchen, das ebenſo wie ſie hierhergekommen und dann eines Tages

wieder verſchwunden war, untergetaucht in dem unheimlichen, gewaltigen Strom des Lebens.

Dann fragte ſie noch einmal: „Iſt denn wirklich alles vorbei?“ Er ſchwieg.

Die Dämmerung begann allmählich die Formen der Gegenſtände zu verwiſchen. Und Thereſe ſagte: „Und was ſoll aus mir werden?“

„Und was aus mir?“ antwortete er.

Sie ſahen ſich voller Mitleid an, denn jeder von ihnen fühlte Mitleid mit ſich ſelbſt.

Dann ſagte Thereſe noch: „Und ich, die ſich davor fürchtete, älter zu werden, um deinet- und um meinetwillen, damit unſere ſchöne Liebe niemals ein Ende nehmen ſollte. Beſſer wäre es, nie geboren zu ſein. Ja, mir wäre beſſer, nie geboren zu ſein. Warum hatte ich ſchon damals dieſe düſteren Ahnungen, wie ich als kleines Mädchen unter den Linden von Joinville mich danach ſehnte zu ſterben?“

Mit herabhängenden Armen und gefalteten Händen ſtand ſie da und erhob ihre tränenfeuchten Augen, die durch die Dämmerung leuchteten, zu ihm empor.

„Gibt es denn nichts, wodurch ich das Gefühl in dir erwecken könnte, daß ich die Wahrheit geſagt habe? Daß niemals, ſeit ich dir gehöre — — niemals — niemals —. Wie hätte ich es denn tun können? Der bloße Gedanke kommt mir ſo wahnſinnig und entſetzlich vor. Kennſt du mich denn ſo wenig?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Nein, ich kenne dich nicht.“

Noch einmal warf ſie einen fragenden Blick auf all die

Gegenſtände, die hier in dieſem Zimmer Zeugen ihrer Liebe geweſen waren.

„Aber alles, was wir einander geweſen ſind — war es denn alles, alles umſonſt? — alles nichts? — Man zerſchellt beinah aneinander, aber man wird doch niemals eins?“

Sie lehnte ſich dagegen auf. Es war ja nicht möglich. Er mußte es ja fühlen, was er für ſie war.

Und mit der ganzen Glut ihrer zerriſſenen Liebe warf ſie ſich auf ihn und bedeckte ihn mit Küſſen und Tränen. Sie ſchrie laut auf und preßte ihre Zähne in ſein Fleiſch.

Und er vergaß alles, er nahm ſie in ſeine Arme, ſo wie ſie war — niedergeſchmettert und ſelig verzweifelt und drückte ſie mit wildem, raſendem Verlangen an ſich. Schon lag ihr Haupt zurückgeworfen auf dem Kiſſen, und ſie lächelte unter Tränen. Aber dann riß er ſich ſchnell von ihr los: „Ich ſehe dich nicht mehr allein — ich ſehe immer den andern neben dir — immer — — immer.“

Stumm, verzweifelt und empört ſah ſie ihn an. Dann erhob ſie ſich und brachte mit einem Gefühl von Scham, wie ſie es nie zuvor empfunden hatte, ihre Kleidung und ihre Haare in Ordnung.

Jetzt fühlte ſie, daß wirklich alles vorbei war. Noch einmal blickte ſie wie erſtaunt um ſich, aber ihre Augen ſahen nichts mehr.

Dann ging ſie langſam hinaus.

Ende

Anatole France

Geſammelte Romane und Novellen

Die Romane:

I. Thaïs
II. Die Bratküche zur Königin Pedauque
III. Die rote Lilie
IV. Die Ulme am Wall
V. Die Probierpuppe
VI. Der Amethyſtring
VII. Profeſſor Bergeret in Paris
VIII. Komödiantengeſchichte
IX. Auf dem weißen Felſen
X. Die Inſel der Pinguine
XI. Die Götter dürſten
XII. Der Aufruhr der Engel

Die Novellen:

I. Jocaſte. Der dürre Kater
II. Balthaſar
III. Clio
IV. Die Perlmutterdoſe
V. Der Brunnen v. Sta. Clara
VI. Blaubarts ſieben Frauen
VII. Die Erzählungen des Jacques Tournebroche

Jeder Band geh. M. 6,—, geb. M. 8,—
Luxusausgabe M. 35,—

Anatole France, dieſer unvergleichliche Franzoſe, iſt uns Deutſchen faſt noch ein wenig fremd. Der Zweck unſerer Geſamtausgabe iſt es, dieſen romantiſchen Romancier in den weiteſten Kreiſen bekannt zu machen. Wie Shakeſpeare Allgemeingut ſämtlicher Nationen geworden iſt, ſo ſoll es auch France werden. Die Luft, die durch ſeine Werke weht, iſt galliſch, aber das Fluidum, das ſie ausſtrömen, iſt der Hauch der Welt.

Muſarion Verlag, München

B89083727784
B89083727784A